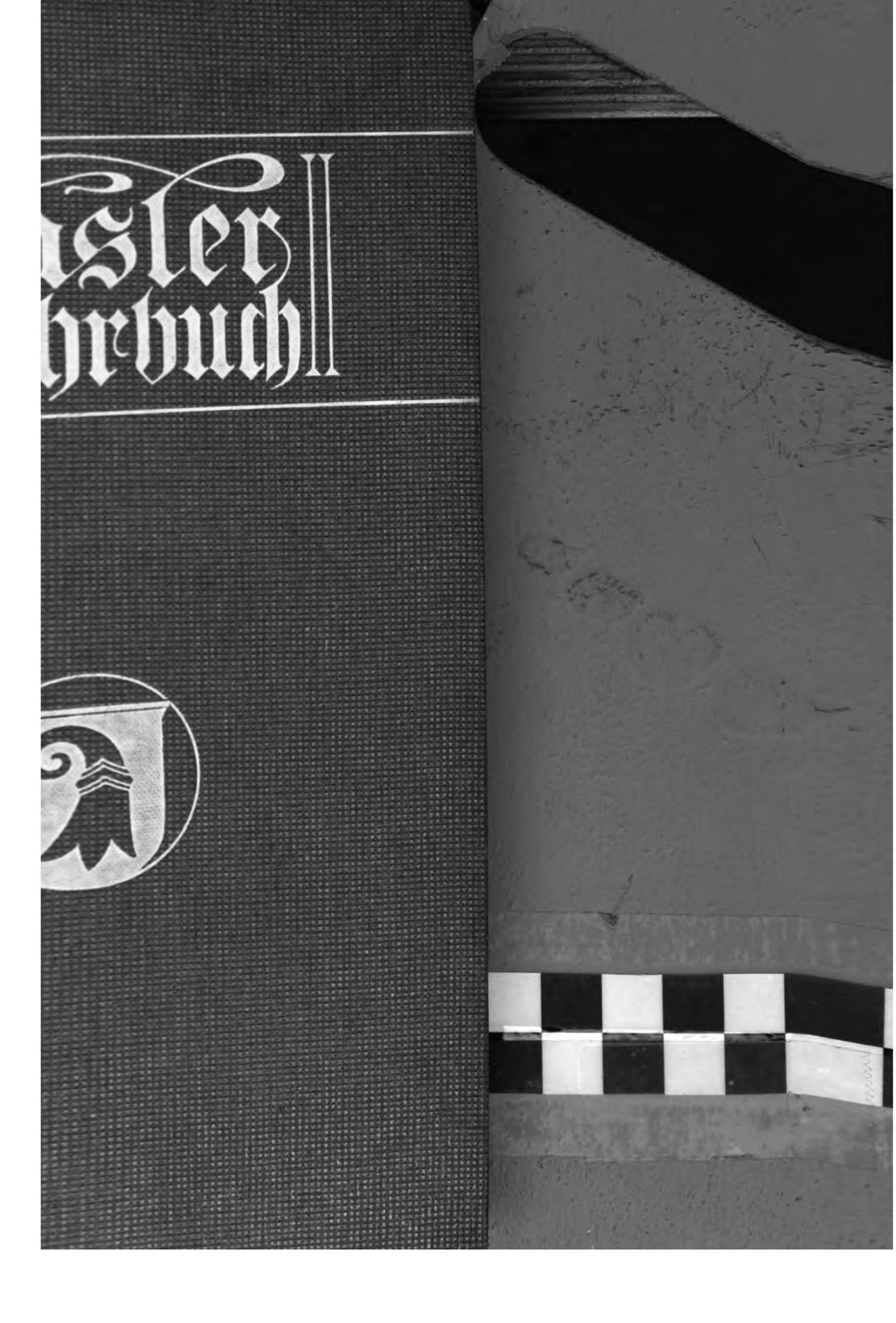
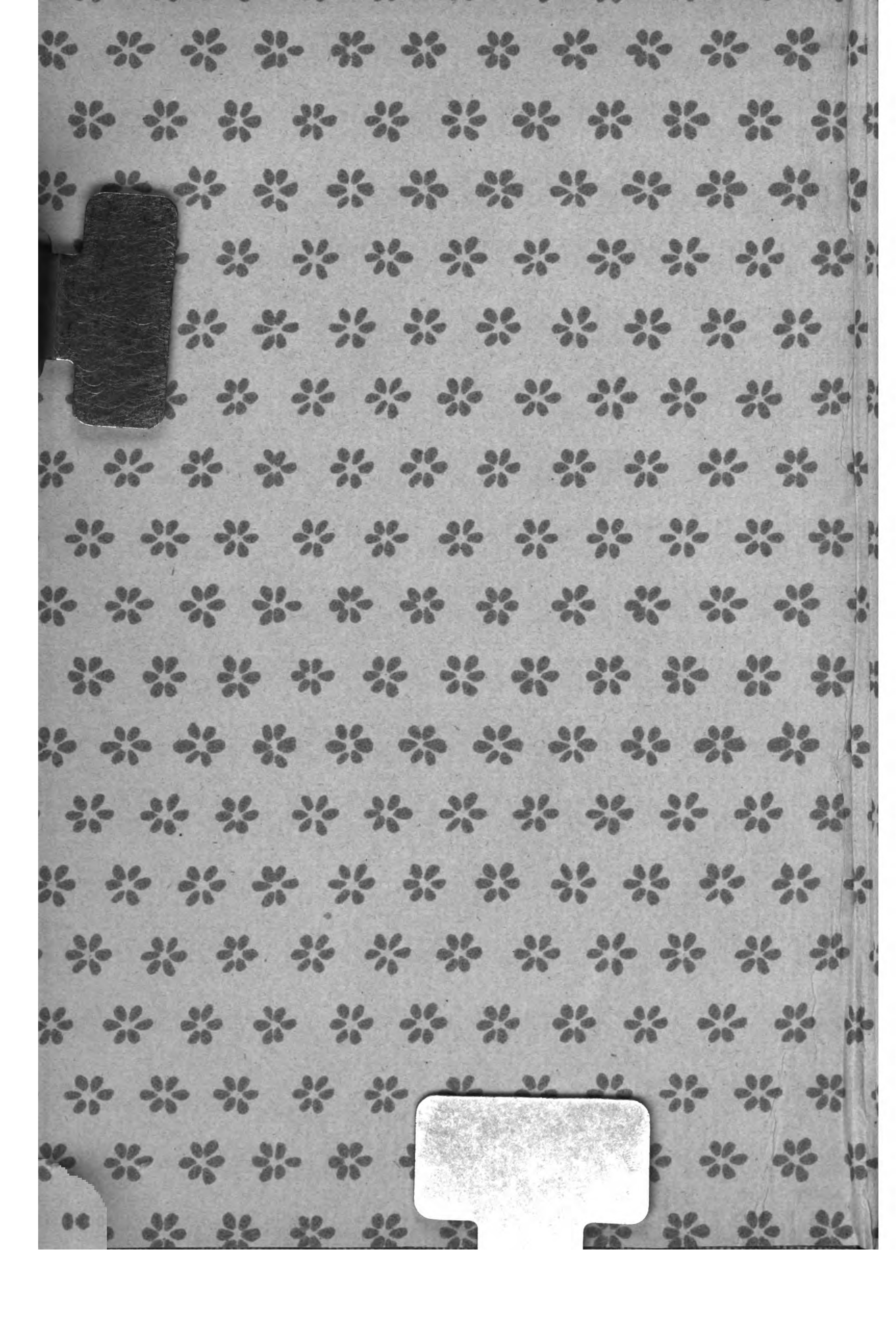
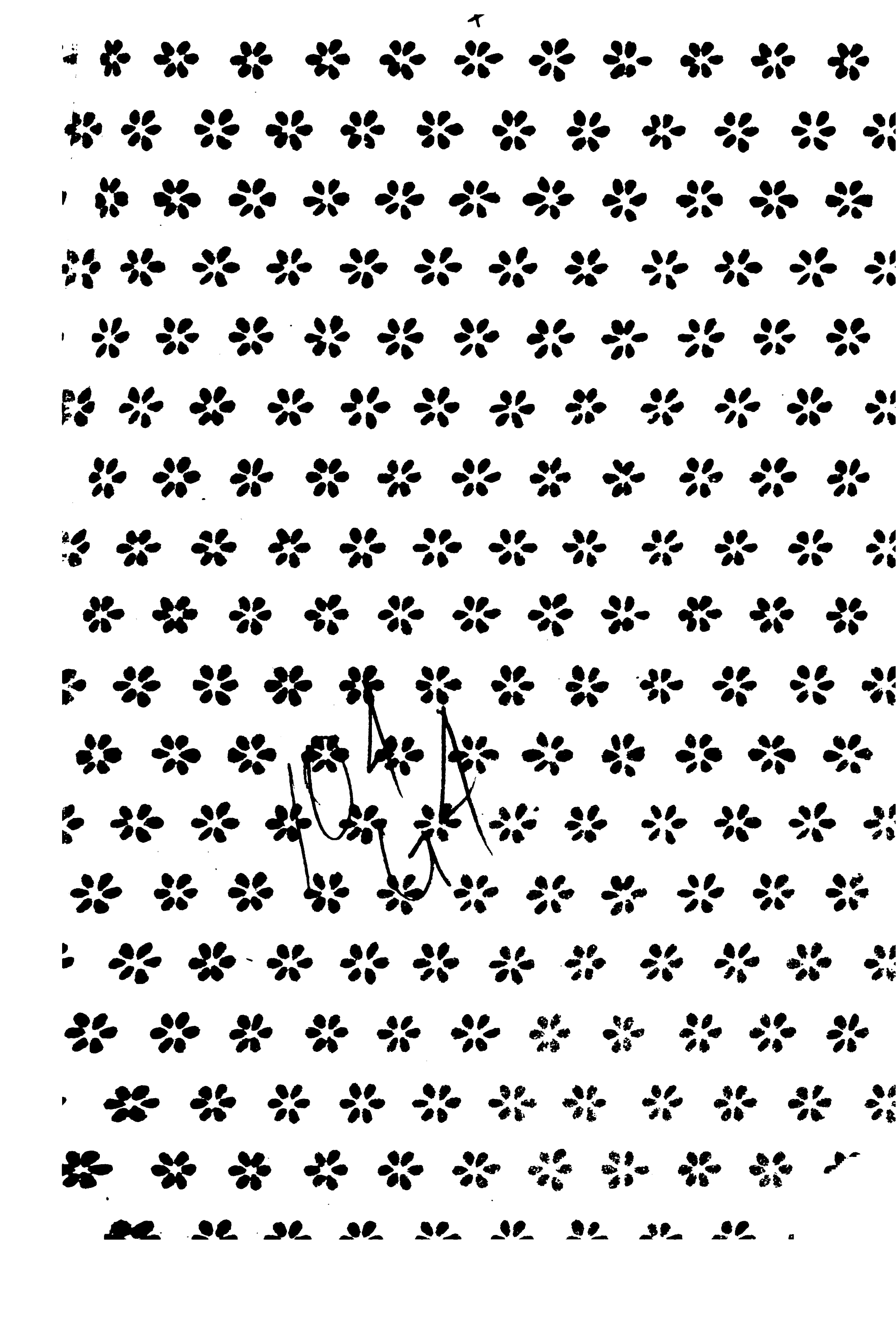


asler
hrbuch






Basler
Jahrbuch
1905
Helbing und..
Lichtenhahn.
vorm. Reich-Detloff.

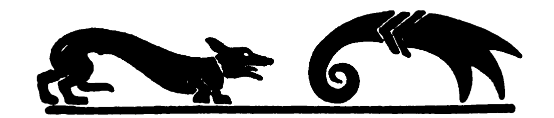
Herausgegeben von

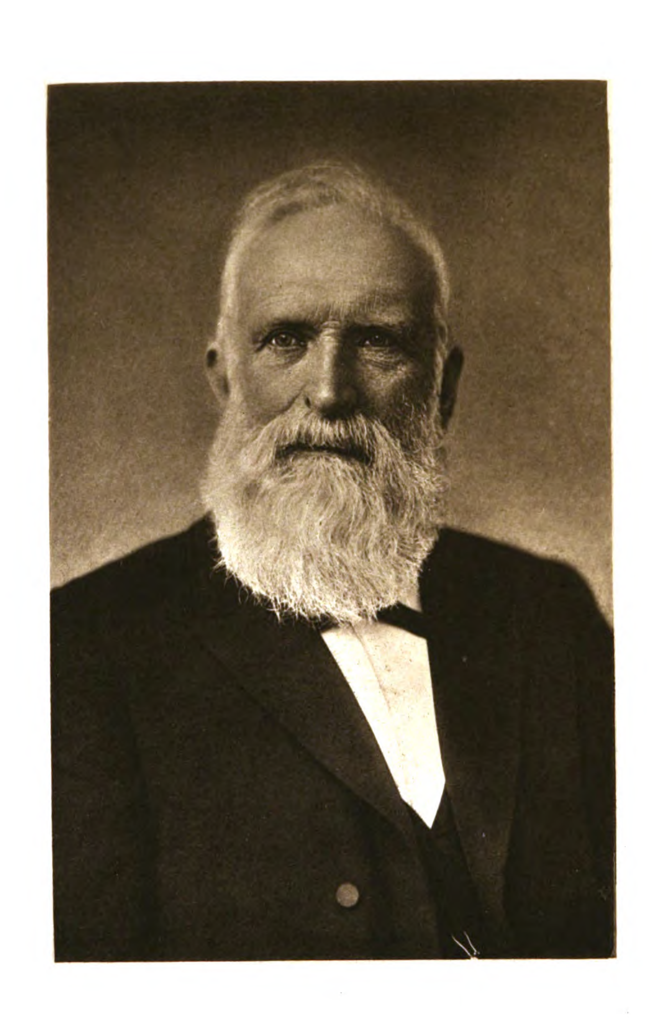
Albert Burckhardt-Finsler, Rudolf Wackernagel

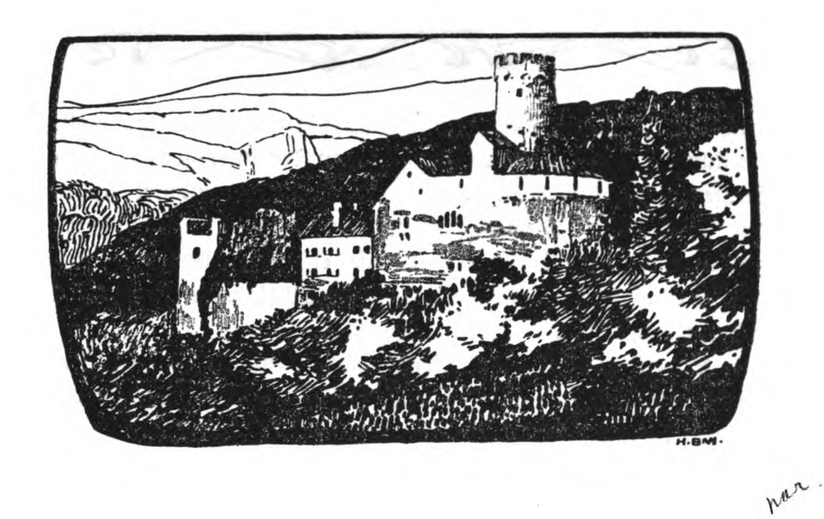
und Albert Geßler.

Buchschmuck von H. B. Wieland.

Inhaltsverzeichnis.







Friedrich Riggenbach-Stehlin

11. September 1821 — 3. März 1904.

Von

Emanuel Probst.

Es sind ein paar einfache Daten, welche das Leben markieren, das wir hier darstellen wollen. Am 11. September 1821 wurde Friedrich Riggenbach geboren. Seine kaufmännische Lehre erhielt er im Hause seines Vaters; 1842 bis 1844 weilte er in Paris als Angestellter des Bankhauses Felix Vernes. Er kehrte heim, um in das väterliche Geschäft einzutreten, und übernahm die selbständige Führung des Hauses beim Tode seines Vaters 1859. In seinem achtundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit Margaretha Stehlin. Dem glücklichen Ehebunde, der fünfundfünfzig Jahre dauerte, entsproßten zwei Söhne und zwei Töchter, doch traf die Eltern das Leid, drei ihrer Kinder vor ihnen in's Grab sinken zu sehen. Im Jahre 1893 gab Riggenbach sein Bankgeschäft in andere Hände und zog sich nach seinem schönen Landsitz auf Schloß



Bechburg zurück, wobei er immerhin einzelne bedeutungsvolle Stellungen, in welche ihn das Vertrauen der interessierten Kreise berufen hatte, beibehielt. Auch den botanischen, entomologischen und musikalischen Studien, denen er von jeher seine Mußezeit gewidmet hatte, blieb sein Interesse erhalten. Er starb nach bloß dreitägiger Krankheit am 3. März 1904 an einer heftigen Lungenentzündung.

So würde etwa die lexikographische Notiz lauten zu diesem Namen, und der Leser würde teilnahmlos weiterblättern darüber hinweg, kommt ja doch weder von großen Staatsaktionen, noch von hohen Titeln und Würden irgend etwas hier vor.

Wir, die wir die schönen Früchte dieses bescheidenen Lebens sehen und zum Teil mitgenießen durften, freuen uns, demselben nun, da es zerronnen ist, in einer kurzen Schilderung noch näher treten zu dürfen, und dem Leser, der uns freundlich folgen will, können wir das Eine im Voraus versprechen: Es ist erfreulich hier tiefer einzudringen und die letzten Triebfedern für das Tun und Lassen kennen zu lernen. Dieses Leben gewinnt, je mehr man ihm prüfend näher tritt, was ja nicht immer der Fall ist dort wo Titel und Würden äußeren Glanz verleihen.

Schon eben das Fehlen äußerer Ehren gehört mit zur sympathischen Signatur dieser Lebensführung. Würden und Ehren wurden nicht gesucht; die gewissenhafte Berufsarbeit erschien als erste Pflicht, und im Übrigen wandte sich das Streben Gebieten zu, wo das Arbeiten und Leisten und das Mitteilen Lohn ist, der reichlich lohnet. Aus einer kaufmännischen Familie stammte Friedrich Riggenbach. Sein Vater war der Begründer des Bankhauses Johannes Riggenbach gewesen; er selbst wurde durch seine Berufswahl und durch seine Ausbildung der wohlangesehene Bankier Riggenbach, ein Kaufmann vom guten Schlag, dem seine Lehrlinge nach vierzig, fünfzig Jahren noch die vollendete Gewissenhaftigkeit nachrühmen. Die Exaktität war ein Grundzug seines Wesens, das teilte sich seinem ganzen



Geschäfte mit; aber es war nicht die einzige Ursache, warum sein Haus so gern als Lehrhaus aufgesucht wurde, so daß man Jahr und Tag im Voraus sich bemühte, für einen jungen Mann dort eine Lehrlingsstelle frei zu finden. Der Chef hielt seine Stellung nicht für zu hoch, als daß er nicht persönlich den jungen Mann in die Geschäfte eingeführt hätte. Mit Ausnahme der Korrespondenzen von eigentlich vertraulichem Charakter ging kein Brief aus dem Hause ab, den nicht der jüngste Lehrling hätte durchlesen müssen, und gar häufig vergewisserte sich der Prinzipal, ob der Inhalt aufgefaßt und verstanden worden sei, ein gefürchtetes Examen, aber ein zweckmäßiger Antrieb, die Augen aufzutun, damit die Einsicht gemehrt werde. Und wie zu den Lehrlingen, so stellte er sich zu den Angestellten. Er forderte energisch die Erfüllung der Pflicht, war im Loben gerecht, nicht kleinlich im Tadeln, ein Feind aller Beschönigung von Fehlern; Gewissenhaftigkeit und Brauchbarkeit lohnte er mit unbeschränktem Vertrauen. Er war kurz, bestimmt und konsequent in seinen Vorschriften; seine Anforderungen beim Schreiben der Briefe betrafen oft Dinge, welche einem jungen Kaufmann gleichgültig erscheinen, aus denen freilich vom verständigen Beurteiler gerade das subtilere Empfinden erkannt wird; doch vermochte der Ordnungssinn, dem das Kleinste nicht gleichgültig war, den Zug zum Großen nicht zu stören. Er machte sich nicht zum Kameraden seines Untergebenen, aber er war fern von aller Steifheit und sorgte auch durch die Lebensstellung, die er seinen Angestellten schuf, daß er freudige Mitarbeiter um sich hatte, die ihm treu und anhänglich waren und zum großen Teil sein Haus nicht mehr zu verlassen begehrten. Ein mittelalterliches Sprichwort heißt:

„Kenn' das Wetter an dem Wind
Und den Herrn an dem Gesind."

Indem wir für's Erste nach dieser Vorschrift verfuhren, entstand uns ein erfreuliches Bild. Man konnte Jahrzehnte



hindurch im Hause arbeiten, vom Lehrling bis zum Prokuristen vorrücken, ohne ein einziges „ungerades“ Wort mit dem Chef zu haben. Er freute sich, wenn er die, welche neben ihm arbeiteten, auf dieselbe Bahn des gewissenhaften Fleißes brachte, der ihm eigen war, und sprach neidlos seine Anerkennung aus bei guten Leistungen; Trägheit und Saumseligkeit, besonders wenn dadurch seine eigene Arbeit gehemmt wurde, waren ihm ärgerlich; aber er vergaß auch beim Tadel die erzieherische Stellung nicht, welche dem Chef eines Hauses zukommt.

Die guten Qualitäten Riggenbachs fanden in früher Zeit schon Beachtung von Seiten der kaufmännischen Kreise; das beweist uns seine Sendung nach Paris im Jahre 1848. Ende Februar dieses Jahres war in Paris die Revolution ausgebrochen; die Umwandlung des Königtums des guten Louis Philippe in die rote Republik hatte auch für die Geschäftswelt tiefgehende Konsequenzen; es gab in Paris eine gewaltige finanzielle Erschütterung. Auch scheinbar wenig bedeutende Unregelmäßigkeiten, die mit der politischen Situation zusammenhingen, konnten schlimme Wirkungen haben. Ein bloßer zeitweiliger Aufschub der Bezahlung der Bons du Trésor z. B. hatte die Fallite eines der größten und solidesten Bankhäuser von Paris zur Folge, das einige Millionen solcher Bons in seinem Portefeuille gehabt hatte. Die Fallimente in Paris mehrten sich in erschreckendem Maße und dementsprechend die Zahl der protestierten Wechsel; stand aber unter allen Indossenten irgend eine Basler Firma, so war es für den letzten Träger eine gute Spekulation, alle Endossements zu überspringen und direkt auf den Basler zu greifen, der in Silber zahlen mußte, welches in Frankreich ein hohes Agio galt. Basels Bedeutung als Bankplatz war in jener Zeit größer als heute, und seine Kapitalkraft war für ein weites Gebiet von großer Wichtigkeit. Mit Paris stand man in vielfältigen Beziehungen, und es war Gefahr, daß die dortige Krisis für den Kaufmannsstand unserer Stadt



die unheilsamsten Folgen hatte. Es war notwendig, für eine Zeit lang eine ständige Vertretung in Paris zu haben, und die Augen richteten sich auf den jungen Riggenbach. Der Auftrag mag ihm in mehr als einer Beziehung erwünscht gewesen sein; er kam gerade in jener Zeit aus einer dreimonatlichen Gefangenschaft.

Es verlohnt sich der Mühe, den Ursachen der Detention des so streng rechtlich denkenden und handelnden Mannes nachzuspüren und auch diesem Stückchen Lebensgeschichte aufmerksamere Beachtung zu widmen.

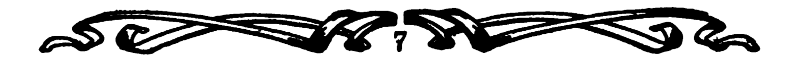
Man weiß, wie im Jahre 1847 in der Schweiz die Verhältnisse sich zuspitzten zwischen den freisinnigen, reformierten Kantonen und den streng katholischen Orten. Es war nicht zu ertragen, daß sich in der Eidgenossenschaft ein Sonderbund von sieben Gliedern bildete, der zum Zweck hatte, der Vertreibung der Jesuiten nötigenfalls mit Gewalt zu widerstreben. Die nachfolgenden Ereignisse haben denen Recht gegeben, welche gegen die Sonderbündler die bewaffnete Exekution des Willens der übrigen Eidgenossenschaft verlangten. Aber die maßvolle, fast unblutige Durchführung des Krieges, der jetzt entstand, hing an der einen Person des trefflichen Generals Dufour, und man mag nicht daran denken, was ohne diesen Führer und sein Waffenglück mit der entzweiten Eidgenossenschaft hätte geschehen können. Basel war nicht für gewaltsames Vorgehen, und sein Abgesandter hatte in der Tagsatzung bis zum letzten Moment einer versöhnlichen Behandlung des Konfliktes das Wort geredet. Der Ort erfüllte damit die Aufgabe, die ihm der Bundesbrief von 1501 gestellt hatte; bei Streit in der Eidgenossenschaft sollte Basel durch seinen Boten Frieden zu stiften suchen und wenn dies nicht gelinge, sich keiner Partei anschließen, sondern stille sitzen. Als jetzt auch unser Kontingent für die bewaffnete Exekution aufgeboten wurde, da herrschte große Aufregung in den leitenden Kreisen und in der gesamten Bürgerschaft. Die

Regierung beschloß nach reiflicher Überlegung, dem Begehren zu entsprechen, aber sie gab dem dahin gehenden Antrag an den Großen Rat eine charakterfeste Motivierung mit.

Der Stand Basel, so heißt es dort, habe das unberechtigte Vorgehen der andern Stände gegen die sieben immer verurteilt und habe durch seinen Tagsatzungsabgeordneten immer zu einer Verhandlung und Versöhnung gemahnt; so hätte man von der Billigkeit anders gesinnter Eidgenossen erwarten dürfen, sie würden wenigstens nicht verlangen, daß dieser Stand sich gegen seine innerste Überzeugung an einem solchen Kriege beteilige. „Einen Vorschlag zu bringen,“ so lautet die Botschaft weiter, „der manches ehrenhafte und vaterländische Gefühl verletzt, hat auch die Mitglieder der Regierung harten Kampf gekostet. Wir halten das Aufgebot unserer Kontingente zu der gegenwärtigen Bewaffnung für ein unbilliges und der unserm Stande gebührenden gerechten Rücksicht widerstrebendes, würden uns unter anderen Umständen für befugt und verpflichtet halten, es abzulehnen; aber jetzt würden wir den Bürgerkrieg, gegen den wir treulich angekämpft haben, nur bis zu uns ausdehnen und die bestehenden Wirren nicht heben, sondern mehren.“

Der Rat genehmigte die Einberufung der Mannschaft, nicht ohne gleichzeitig einen von der Regierung redigierten Protest an die Tagsatzung zu erlassen des Inhalts, die Basler Gesandtschaft habe nach Auftrag immer den Abscheu des Standes gegen den Bürgerkrieg ausgedrückt, der Große Rat habe die Überzeugung, daß seinem Stande durch die Nötigung zur Teilnahme an diesem Krieg zu nahe getreten werde, aber, indem er das Einrücken des Kontingentes genehmige, bringe er dem zerrütteten Vaterlande das Opfer seiner Überzeugung.

Die weisen Häupter des Gemeinwesens mögen ein solches Opfer leichter gebracht haben, als die aufbrausenden Jünglinge; für die Letzteren kam dazu, daß sie nicht bloß dem Kampfe den Lauf lassen, sondern, ihrer Überzeugung zuwiderhandelnd,



das Schwert führen sollten gegen ihre Bundesbrüder. Fünf junge Offiziere*) setzten die Stimmung, die damals Basel beherrschte, in die Tat um; sie traten den kantonalen Dienst an, weigerten sich aber, in den eidgenössischen Dienst überzutreten und zur Exekutionstruppe zu stoßen. Ihre Briefe, wie auch alle übrigen Akten, sind auf dem Staatsarchiv aufbewahrt. Herr Riggenbach, der sich unter ihnen befand, schrieb u. a.:

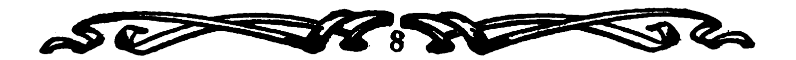
„Ich habe die feste Überzeugung, der Krieg gegen die sieben Kantone sei ein ungerechter, und ich würde nach meinem Gewissen mich am Unrecht beteiligen, wenn ich ihn mitmachte. Es ist mir nicht unbekannt, daß ich durch diesen Ungehorsam gegen Befehle meiner Obrigkeit den durch das Gesetz bestimmten Strafen anheimfalle, allein dies kann mich nicht irre machen in meinem aus reiflicher Überlegung hervorgegangenen Entschluß."

Noch herausfordernder mit freudvollem Trotz schrieb der Fähndrich des Bataillons an seinen Kommandanten**); alle bezeichneten den Krieg als gesetz- und bundeswidrig und darum verabscheuenswert, und in der Überzeugung, ihren Ungehorsam

---

*) Emil Thurneysen, Lieutenant bei der Artillerie; Ludwig Georg Courvoisier, Oberlieutenant bei der Infanterie; Wilhelm Respinger, Unterlieutenant bei der Infanterie; Friedrich Riggenbach, Unterlieutenant bei der Infanterie; Johannes Müller, Unterlieutenant und Fähndrich beim Infanteriebataillon; außerdem drei Gemeine: Heinrich Burlet, Friedrich Steiger, Friedrich Bernoulli.

**) Johannes Müller schrieb: „Meine Begriffe von Recht und Gesetzlichkeit und Bundestreue erlauben mir nicht, an dem Exekutionskrieg gegen die sieben Bundesglieder teilzunehmen. Ist das gemeinsame Vaterland von außen bedroht, gilt es Einstehen für die heiligen Rechte fünfhundertjähriger Freiheit und Unabhängigkeit, da will ich mit Jauchzen mein letztes Herzblut verspritzen. Und sollte in unserm kleinen Gemeinwesen Unrecht und Anarchie über Ordnung und Gesetz triumphieren wollen, was Gott verhüte, so folge ich unbedingt dem Panier meiner lieben Obrigkeit. Ich weiß, daß ich strafenden Händen verfallen bin und erwarte ein strenges Urteil, welches mich Gottes Beistand ohne Murren tragen lassen wolle."



zu jeder Stunde ihres Lebens verantworten zu können, waren sie entschlossen, die Strafe zu tragen, wie sie auch ausfallen möge. Die Renitenten wurden in der Blömlikaserne eingesperrt; über ihr Vergehen, weil es noch im kantonalen Dienst begangen war, urteilte ein von der Basler Regierung eingesetztes Disziplinargericht. Der Spruch lautete auf dreimonatliche Haft und Degradation. Die zurückgeforderten Offiziersbrevets liegen im Archiv bei den andern Schriftstücken.

Es ist heute, nachdem über fünfzig Jahre seither in's Land gezogen sind und so die Ereignisse dem historischen Urteil unterstellt werden können, leicht zu sagen, daß die Renitenten Unrecht hatten; es mag bei Einzelnen den Gewissensskrupel vor dem Bruderkrieg unbewußt noch gekräftigt haben ein aus der Geschichte der Dreißigerjahre erwachsener, bis auf einen gewissen Grad berechtigter Widerwille gegen die radikale Eidgenossenschaft, den man den Baslern wohl verzeihen durfte. Niederere Beweggründe sind von vornherein ausgeschlossen; die sämtlichen Mitgefangenen waren, wie Riggenbach selbst, treffliche Bürger und wirkliche, zum Teil freilich auch bis in ihr Greisenalter etwas schroffe Charaktere. Mut war für diese Renitenz notwendiger als für den Feldzug. Die Ungehorsamen waren sich der schweren Folgen bewußt, die ihr Schritt eigentlich haben mußte. Man war im Krieg begriffen, und die Meuterer mußten sich vor die Mündung der Gewehre ihrer Kameraden gestellt sehen, wenn nach Kriegsrecht verfahren wurde.

Wir haben uns durch die Umstände auf ein Seitengeleise drängen lassen; von der politischen Aktion hielt sich der Verstorbene zeitlebens fern. Aber wir bedauern den Abstecher nicht; es weht ein scharfer Wind aus jenem Seitental, und es ist wie ein erfrischendes Wandern durch trotzige Jurafelsen, wenn man hineintritt in jene bewegte Zeit, ob uns auch die spröde Charakterfestigkeit den heutigen politischen Gepflogenheiten gegenüber leider fast etwas antiquiert anmutet.



Wir kehren zur Pariser Mission zurück. Der Auftrag mag dem jungen Bankier in jenem Moment besonders willkommen gewesen sein. Die Haft einiger angesehener Offiziere war ein großes Ereignis, das die Kleinstadt stark beschäftigte; wenn er von Paris zurückkehrte, brauchte er wenigstens nicht jeder Base zu erzählen, wie's ihm in der Gefangenschaft ergangen sei.

Paris kannte er von seinem früheren Aufenthalt her, wie seine Tasche, und es muß für ihn einen besondern Reiz gehabt haben, an dem Orte, wo er kurz zuvor noch in lernender Stellung gewesen war, nun als selbständiger Funktionär zu wirken. Er hat oft und gern über jenen Aufenthalt geredet; die genauen Fakta entnehmen wir einem Briefe,*) in welchem der im achtzigsten Lebensjahre Stehende seine damalige Tätigkeit so klar und packend schildert, als hätte er sie gestern erst beendet.

„Mein Mandat als Bevollmächtigter zu handeln, erhielt ich," so schreibt er, „von sechzehn Basler- und vier Elsässerfirmen.

Es mochte etwa der 8. oder 10. März gewesen sein, als ich mit einer Börse voll Gold in Paris ankam. Napoleonsd'or wechselte ich für Fr. 23.— gegen Banknoten um, und später schickte man mir außer Napoleons noch englische Sovereigns, russische Imperialen, holländische 10 fl.-Stücke ꝛc., welche ich alle zu enormen Preisen verwertete. Wohl ausgerüstet dann mit einem schönen Pack französischer Banknoten konnte ich per Intervention alle protestierten Wechsel zahlen, auf denen einer meiner Mandanten als Indossent figurierte.

Aber diese Wechsel ausfindig zu machen, war keine leichte Sache. Wohl hatte mir jedes der mich absendenden Häuser ein genaues Verzeichnis seiner noch in Umlauf befindlichen Pariser Wechsel auf-

---

*) Herr William Speiser hatte, um in die Tätigkeit seines Vaters, des damaligen Direktors der Bank in Basel, noch klarere Einsicht zu bekommen, Herrn Riggenbach befragt über die näheren Umstände seiner Sendung und von ihm unterm 12. Februar 1901 auf acht Seiten Großquart eine Antwort bekommen, die ein beredtes Zeugnis ablegt für die geistige Frische des Absenders; wir verdanken die freundliche Überlassung dieses Briefes bestens.



gegeben, und ich konnte also bei der Kasse der beigezogenen Firmen meine Intervention anmelden, falls aus irgend einem Grund nicht bezahlt würde. Aber da waren schon bei meiner Ankunft einige hundert zum Teil wohlbekannte Häuser fallit, und bis zum 31. März steigerte sich die Zahl auf rund eintausend, so daß ich an vielen Orten, wo ich mich anmelden wollte, geschlossene Kassen fand und mir nichts übrig blieb, als am Guichet eine Karte einzuwerfen mit der Anzeige, es sei jemand da, der Zahlung anbiete, wenn etwa ein Träger den Wechsel wirklich vorweisen wollte. Bei den notorisch falliten Häusern wies man aber nicht mehr vor. Der Huissier, der den Wechsel zu protestieren hatte, warf in dasselbe Guichet ebenfalls nur seine Karte hinein zum Zeichen, er sei da gewesen, und so kümmerte sich dort niemand mehr um die Sache. Nun war jeweilen am wahrscheinlichsten, daß die Banque de France die Wechsel zum endgültigen Inkasso erhalten hatte; dort galt es also ausfindig zu machen, in wessen Händen der protestierte Wechsel gewesen. Da war ein eigenes Bureau für die protestierten Wechsel eingerichtet, wo, als ich hinkam, etwa sechzig Huissiers mit dem Ausfertigen von Protesten &c. beschäftigt waren, elende abgehetzte Kreaturen, welche, wie man mir sagte, Tag und Nacht arbeiteten und kaum vier Stunden zum Schlafen kamen. Arbeitete doch selbst der altehrwürdige Sous-Gouverneur de la Banque de France Mr. Charles Vernes, Bruder meines früheren Prinzipals Felix Vernes, täglich von morgens fünf bis nachts zehn Uhr auf der Bank, und nur seinem zähen Widerstand hatte es Frankreich zu danken, daß das damalige Regiment, welches einige pur sang Jakobiner in seiner Mitte zählte, nicht den noch immer reichen Schatz der Bank plünderte und einen Staatsbankrott herbeiführte.

Auf jenem Protestbureau meldete ich mich also zur Intervention verschiedener Wechsel an. Da hieß es z. B. am 22. März: „à quelle échéance?“ Ich sagte: „au 15 mars.“ Antwort: „que voulez-vous? nous sommes au cinq.“ Das hieß auf Deutsch: Schauen sie sich diese Reihe großer Kisten an; in jeder sind die Wechsel eines einzigen Verfalltages enthalten, welche zu protestieren sind. Jetzt (am 22. März) sind wir an der Kiste angelangt, in welcher die unbezahlten Wechsel per 5. März aufgehäuft sind. Und so mußte ich warten und wieder kommen, bis ich endlich fand, was ich suchte und per Intervention zahlen konnte. Manchmal hatte ich aber, als ich den Weg nun kannte, bei Wechseln auf fallite Häuser meine Intervention bei der Bank schon zum Voraus angemeldet und erhielt ich die Wechsel dann früher.



Umgekehrt ist es etwa vorgekommen, daß ich dem den Protest erhebenden Huissier meine Intervention aufgegeben hatte, nachher aber der Wechsel samt Protest abhanden kam, so daß ich gar nicht zahlen konnte und den Wechsel auch niemand zurückforderte. So ungeheuerlich waren die damaligen Zustände. Am 31. März, als der Hauptkrach erfolgte, bekamen die Huissiers, wie man hörte, einen Moment Ruhe — weil das Stempelamt nicht mehr nachkam mit Fabrizieren von papier timbré!!

— Eine Schwierigkeit für mich war das Aufbewahren großer Summen in Banknoten, da wir im Gasthof wohnten und ich nicht gern von meinen Geldmanipulationen reden mochte. Auf der Banque de France mir einen Conto eröffnen zu lassen, war mir für eine nur vorübergehende Zeit zu kostspielig. So geriet ich auf den Einfall, einen größeren Posten in einem versiegelten Paquet einem mir nahe befreundeten Arzt, bei dem ich wußte, daß man keine Schätze suchen würde, zum Aufbewahren zu geben. Er selbst wußte nicht, was darin war, und gab mir nach Wochen das Wertpaquet wieder unversehrt zurück. Vor Pillage der roten Republikaner hatte man immer Angst, und als es gegen Ende Mai ging, fand man in der Tat schon manche Häuser mit einem Zeichen versehen, welches den Eingeweihten anzudeuten hatte, wo die Plünderung losgehen solle. Es hieß, ein Tag im Monat Juni sei dafür ausersehen. Im Juni aber warf General Cavaignac in der mörderischen Barrikadenschlacht die Hydra der roten Republikaner nieder. Und da seit Ausbruch der Revolution Ende Februar schon mehr als drei Monate verflossen, so waren auch alle die Wechsel, für welche zu intervenieren ich etwa hätte in den Fall kommen können, da doch keiner länger als auf drei Monate ausgestellt war, mit Ende Mai abgelaufen, und so konnten wir drei Basler Anfangs Juni die unglückliche Stadt wieder verlassen, welche wenige Tage nachher der Schauplatz so blutiger Scenen werden sollte.

— Eine meiner Aufgaben bestand in Zurückziehen von Titeldepots. Es galt dann, diese zurückgezogenen Titel sicher nach Basel zu befördern, und das waren zum Teil größere Beträge von Titres au porteur. Wir lebten damals in einer Zeit solcher Unsicherheit, daß man selbst der Post nicht mehr traute, gerade wenn große Summen deklariert wurden. Wer weiß, ob ein sogenannter Überfall von Räubern, den man nachher als force majeure behandelt und daraufhin die Schadenersatzpflicht verweigert hätte, nicht im Einverständnis

mit der Post selbst hätte geschehen können, an deren Spitze damals der Erzhallunke Ledru Rollin stand. So erhielt ich damals bei einem Titelbezug, der eine Million überstieg, den Auftrag des Basler Bankhauses, welches derselbe anging, die Titel mehrere Tage nacheinander in Teilsendungen an das damals bestangeschriebene Modegeschäft von Basel,*) in Schachteln, welche aussahen, als ob sie Stoffe enthielten, als „échantillons de mode sans valeur“ zu senden, und da jede solche Sendung in Wirklichkeit für Fr. 300—500,000 in Titeln, meist au porteur, enthielt, so zitterte ich bis zum Empfang der Anzeige, daß alles gut angekommen, obschon ich mir sagte: „suivez ordre et faites mal.“

Das Mandat, in Paris als Bevollmächtigter zu handeln, das der Abgesandte von sechzehn Basler- und vier Elsässerfirmen erhalten hatte, brachte eine Last von Arbeiten, welche die Kraft eines Einzelnen überstieg; er war froh, in Herrn Karl Respinger,**) dem nachmaligen Centralbahndirektor, und in dem noch lebenden Herrn A. Riggenbach-Iselin wertvolle Hülfe zu bekommen. Während er den größten Teil des Tages sich in der Stadt herumtreiben mußte, besorgten diese beiden die weitläufigen Skripturen. Die Aufgabe konnte mit Anfang Juni 1848 als erledigt angesehen werden, und die drei Basler verließen Paris.

Wir haben gern etwas ausführlicher über diesen Sonderauftrag berichtet; unsere Quellen wiesen uns dazu an, und das vielseitige Vertrauen, dessen Riggenbach als Kaufmann von Anfang an genoß, läßt sich an einem solchen Beispiel in ansprechenderer Form nachweisen, als wenn man etwa mit Ziffern und Daten den gewöhnlichen Geschäftsgang belegen wollte. Das Bankhaus Riggenbach stand im Ganzen unter einer ruhigen

---

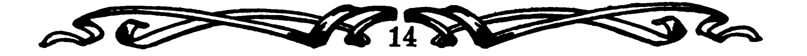
*) Geschäft der Frau Brändlin-von Mechel auf dem Fischmarkt.

**) Nach einem gedruckten Zirkular wäre es nicht Herr Karl Respinger, sondern dessen Bruder Herr Respinger-Gemuseus gewesen, wie auch mündliche Berichte bestätigen, während Herr Riggenbach in seinem Briefe besonders betont, daß er nicht mit diesem, sondern mit dem ersteren in Paris gearbeitet habe.



Führung und ließ sich auch durch die Gründerperiode der Siebenzigerjahre nicht hinreißen. Dem Börsenspiel waren die Leiter des Geschäftes abhold. „Wir wollen nicht am grünen Tisch sitzen“ pflegte Herr Riggenbach zu sagen; er meinte den Tisch der Spielbanken und bezeichnete damit die tolle Spekulation, welche in jenen Zeiten wohl so unbedenklich als heute ihr Wesen trieb. Er wurde bei vielen größeren Unternehmungen in die Leitung berufen und konnte mit seinem klaren Verstande vielerorts gute Dienste leisten; wenn er aber irgendwo glaubte zu bemerken, daß die Richtung obenauf komme, die aus dem Geschäft teils ein frevles Spiel, teils eine rücksichtslose Treibjagd machte, dann schien ihm sein Weg vorgezeichnet; er quittierte die Stellungen ohne langes Besinnen. Wo er dann eine Aufgabe fand, die einem nützlichen Zwecke diente, und die seinen Kräften angemessen war, da griff er herzhaft an.

Im Jahre 1865 hatte seine ältere Tochter einen Aufenthalt in Davos gemacht, leider ohne den gewünschten Erfolg; sie starb im gleichen Jahre. Durch diese Veranlassung hatte Riggenbach die maßgebenden Persönlichkeiten des noch ganz in den Anfängen stehenden Kurortes und den neuen eigenartigen Versuch kennen gelernt, der tückischen Krankheit ihre Opfer abzuringen. Nach der Praxis des gewöhnlichen Schwarms wandernder Gäste hätte er nun Davos für lange oder für immer den Rücken gewandt; er kannte den Ort, und die Erinnerungen an den Aufenthalt waren düster. Er aber fand, was man am besten kenne, genieße man am besten, und die düsteren Erinnerungen waren teure Andenken an gespendete und empfangene Liebe, die in seinem Herzen fest hafteten. Er konnte es etwa aussprechen, daß er im Schwersten auch das Größte erlebt habe. Wir finden ihn im Jahre 1870 wieder in seinem stillen Alpentale. Er war, schon von schwerer Krankheit erfaßt, mit der Familie hingeeilt und überstand dort in treuer Pflege ein heftiges Nervenfieber. Der Aufenthalt seines ältesten Sohnes

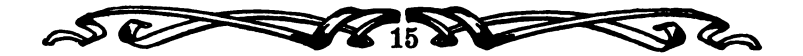


in Davos führte ihn im Winter 1872/73 wieder mehrmals dorthin.

Damals galt es, an Stelle des abgebrannten Kurhauses, das die Herren Holsboer und Dr. Spengler gegründet hatten, ein neues zu bauen; die Sache fand sein Interesse, er trat als eines der eifrigsten Mitglieder in den Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft ein, übernahm nach einigen Jahren das Präsidium und behielt diese Stellung bis an sein Lebensende.

Durch den wachsenden Kurbetrieb ergab sich dann die Wünschbarkeit leichteren Verkehrs. Die Initiative des Holländers Holsboer rief die Gemeinden des Prättigau und der Landschaft Davos in das Interesse für eine Schmalspurbahn Landquart-Davos. Auch hier trat der Basler Bankier in die vorderste Linie und es erwuchs ihm hier geradezu die wichtigste geschäftliche Aufgabe seines Lebens. Vor uns liegt eine von Anfang Oktober 1887 datierte „Einladung zur Beteiligung am Bau einer Schmalspurbahn Landquart-Davos"; diese Beleuchtung der Sache zu Handen einer Gruppe von Basler Bankfirmen ist von ihm geschrieben und nur von ihm unterzeichnet. Es mag das auch damals eigentümlich kontrastiert haben mit gewissen Prospekten, denen eine lange Liste großer Namen beigedruckt ist, damit diese dem Schriftstück das Gewicht verleihen, dessen es bedarf, um zu „ziehen", etwa wie bei einer mittelalterlichen Urkunde an Schnüren die großen Insigel herabhängen. Einen stärkeren Kontrast gegen gewisse Einladungen bildete aber vielleicht noch die ruhig sachliche Haltung und die ungeschminkte Ehrlichkeit der Darlegung. Der Präsident des Baukonsortiums minderte die Renditenberechnung, welche die beauftragten Experten aufgestellt hatten, herab und wollte nur mit den nüchternsten Belegen vor die zur Mitwirkung Eingeladenen treten. Die Unternehmung gelang, und die große Arbeitsleistung hatte einen schönen Erfolg.

Statt daß man, wie das weitere Projekt bestand, durch den Scaletta mit einer Linie Davos-Samaden ins Engadin



gelangte, wurde dann die Albulabahn gebaut, aber die Befürworter der letzteren Linie suchten Anschluß an die Gesellschaft für die Eisenbahn Landquart-Davos, und durch die Vereinigung dieser Kräfte kam der weitere Ausbau der räthischen Bahnen zustande. Bei der Einweihung der Albulabahn in St. Moritz wurde mit Recht vor den festfeiernden Eidgenossen von leitender Stelle aus Riggenbachs Name ehrenvoll erwähnt als der eines Hauptförderers des wohlgelungenen Werkes.

Noch eine Unternehmung, für die sein Rat und seine Unterstützung begehrt wurde, war die Gründung des jetzt in trefflicher Wirksamkeit stehenden, groß angelegten Sanatoriums auf der Schatzalp bei Davos; der Siebenundsiebenzigjährige übernahm das Präsidium der hiefür konstituierten Gesellschaft und behielt dasselbe bis an seinen Tod.

Mit diesen Ausführungen möge die Berufstätigkeit des Verstorbenen charakterisiert sein. Statt einer weiteren Darstellung des Betriebs eines Bankhauses möge die Bemerkung genügen, daß die Firma Riggenbach sich stetsfort auszeichnete durch noble Geschäftsführung. Auch der Beruf des Bankiers, der mit dem kalten Mammon in verführerische Nähe bringt, kann frei von Selbstsucht mit redlicher Arbeit ausgeübt werden, indem er das tote Kapital lebenskräftigen höheren Bestrebungen dienstbar macht.

Es ist ein Bild, das uns nicht selten begegnet, daß einer durch die äußeren Verhältnisse sich in eine Pflicht hineingestellt sieht, bei der er eigentlich nicht die rechte Befriedigung findet; aus der Lieblingsbeschäftigung seiner Mußezeit erkennt man dann erst das höhere Menschliche, das in ihm lebt. So war es bei unserm Freund nicht, er wußte das Große zu erfassen und zu verwerten, was der Kaufmannsstand bietet, aber dabei war freilich sein Geist so lebendig und zu tieferem Wissen so hingeneigt, daß der Spielplatz seiner Muße gleichfalls zum fruchtbaren Feld wurde, das für mannigfache Kreise reichen Ertrag lieferte.

Er konnte sich mit nichts bloß oberflächlich beschäftigen. Wenn er spielend botanisierte, so zog ihn die Freude am Untersuchen und Erfassen weiter, bis er zum geübten Pflanzenkenner wurde. Das kleine Pflänzchen, die Iberis Saxatilis, ist im südlichen Frankreich heimisch; Riggenbach freute sich, seinem Schlosse zunächst, auf der Ravellenfluh einen ganz isolierten Standort der Pflanze zu finden; es ist der nördlichste Platz, wo die Iberis vorkommt. An eine schweizerische Naturforscherversammlung brachte er für jeden Teilnehmer prächtige Sträuße der seltenen Spezies mit. Garten und Wald, die sein Schloß umgeben, enthalten zahlreiche seltene Pflanzen, an deren Gedeihen er sich freute, und die er sachverständigen Freunden gerne zeigte. Eine seiner letzten Freuden war es noch, seine Großkinder in solch geheimnisvolles Schaffen der Natur einzuführen, und wenn auf dem Totenbette seine letzte Frage war, ob die Eranthis hiemalis schon blühe, so läßt uns das ahnen, was er beim Vergehen und Wiederkommen der Vegetation über das Gehen und Wiedererstehen auch der Menschen gedacht hat.

Die schöne Juragegend, in der er seinen Landsitz hatte,*) gab diesem Interesse für das Botanische reiche Nahrung. Wie er auf Schritt und Tritt in den Bergschluchten und auf den Flühen und Spitzen seines Erholungsgebietes scharfe Eindrücke empfing, bezeugt das, was er als Einleitung eines größeren wissenschaftlichen Aufsatzes**) sagt über die Gegend, über die erste tiefe Einsenkung der langen Jurakette an jener Stelle, die beiden Klusen, über die Eigentümlichkeit des Aufbaus des Felsengebirgs, über den großen Reichtum der Vegetation. Sechsundzwanzig Baumarten fand er auf dem Schloßhügel selbst, nordische, die hier haften geblieben sind, und südliche, die bis dahin geschoben

---

*) Siehe die Vignette.

**) Vergl. Mitteilg. d. schweiz. entomol. Gesellschaft Jahrg. 1876 S. 597 ff.



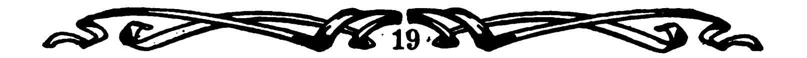
wurden. Das geologische Gebiet streifte er, indem er mit dem berühmten Sammler fossiler Überreste, Pfarrer Cartier von Oberbuchsiten, in nahe Beziehungen trat. Mancherlei auch, woran andere gern möglichst weit vorbeigehen, regte seinen Sammeleifer an; er sammelte alle seltenen Sorten von Mäusen und Fledermäusen und alle Schlangenarten, die im Jura vorkommen. Zwei der größten Vipern unseres Museums stammen von der Bechburg. Jede neue Beobachtung schaffte ihm neue Freude und trieb ihn zu weiterem Verfolgen der erkannten Erscheinungen an. Auch das historische Interesse besaß er, das bei denen meistens weniger vorhanden ist, welche zu naturwissenschaftlichen Studien hinneigen; über die Geschichte der Bechburg hat er nachgeforscht und auch sonst in der historischen Gesellschaft und beim gewöhnlichen Umgang seinen Sinn für die Bedeutung vergangener Zeiten bekundet. Seine litterarischen Kenntnisse und seine Freude an der litterarischen Produktion Alter und Junger, auch Jüngster, kamen vielfach zum Ausdruck; sein treues Gedächtnis leistete ihm dabei vorzügliche Dienste. Vorgelesen wurde in der Stadt und auf dem Lande, im Saal und auf schöner Bergeshöhe, vor größerer Gesellschaft und im engsten Familienkreise. Wir können uns vorstellen, wie genußreich es muß gewesen sein, wenn im Familienkreis Egmont mit verteilten Rollen gelesen wurde und August Walter die Beethoven'sche Musik dazu spielte.

Unsere heutige Zeit liebt es, schon den jugendlichen Geist möglichst auf allen Gebieten des Wissenswerten, wie man sagt, heimisch zu machen; unter dem schön klingenden Namen der allgemeinen Bildung vermittelt man der reiferen Jugend die mannigfaltigsten Stoffe des Wissens. Man vergißt, daß in diesem Alter die Fassungskraft zu schwach ist, um in vielerlei tiefer einzudringen, und gewöhnt den Geist, indem man ihn überall an die Anfänge des Erkennens heranführt, daran, sich überhaupt mit solchen Anfängen, also mit einer gewissen Oberflächlichkeit



zu begnügen. Die Organe, die berufen sind, die Entwicklung des geistigen Vermögens zu fördern, stellen so der erwünschten Konzentration der Kräfte eine Zersplitterung entgegen und untergraben die Lust zu tieferer Gedankenarbeit. Man sollte sich durch ein Schlagwort nicht bestimmen lassen, es kann durch solche Fehler der Erziehung nicht bloß das geistige Arbeiten, sondern auch der Charakter unheilvoll beeinflußt werden. Eine wirkliche allgemeine Bildung ist von vornherein ein Vorzug sehr weniger hervorragender Geister, und nicht die Schule, sondern das Leben gibt sie. Wie das sich etwa vollzieht, darüber wird uns eine gewisse Aufklärung zu teil, wenn wir die weiteren Gebiete betrachten, denen der Kaufmann, dessen Leben wir hier zu schildern haben, seine geistige Arbeit zugewendet hat.

Die Mitgliederliste der naturforschenden Gesellschaft Basel weist im Jahre 1867 zum erstenmal den Namen Friedrich Riggenbach auf; in die entomologische Gesellschaft war er 1861 eingetreten. Nach dem Tode seiner Mutter (1865) hatte er das Schloß Bechburg, das für sie als Erholungsort und Ruhesitz im Jahr 1835 angekauft worden war, übernommen. Mit dem vermehrten Hinauskommen aus den Mauern der Stadt in die freie Natur begann bei ihm sofort die wissenschaftliche Ausnützung dieser neuen Situation. Auf einem Gebiet ist er eine Autorität unter den Fachgelehrten geworden. Im Jahre 1866, wie er selbst mitteilt, begann er das früher schon geübte Sammeln der Schmetterlinge aufs Neue, er setzte diese Arbeit mit immer wachsender Freude fort bis zu seinem Tode. Die reiche Beute, welche die Gegend der Bechburg lieferte, bot die erste Veranlassung, aber wir hören einen Freund berichten, der mit ihm an den heißen Hängen ob Naters der Melitaea Phoebe nachjagte, und, wenn er in Davos, nach eintägiger Eisenbahnfahrt und daran sich anschließenden vorbereitenden Arbeiten, die bis tief in die Nacht hinein dauerten, zwei Tage hindurch die Verhandlungen geleitet hatte, die auch nicht nur Erquickliches boten,



wenn dann die Zusammenkunft durch ein offizielles Souper abgeschlossen worden war, bei dem er der unermüdlichste, fröhlichste Erzähler und der liebenswürdigste Gesellschafter war, dann gönnte er sich zur Erholung am folgenden Tag eine zwölfstündige Schmetterlingstour, um hernach in der Morgenfrühe des fünften Tages die Heimreise anzutreten. Es war für jeden eine Lust, mit einem Menschen zusammen zu sein, bei welchem eine so urgesunde körperliche Konstitution sich der Vielseitigkeit und lebendigen Regsamkeit des Geistes dienstwillig zur Verfügung stellte. Seine reine Lebensfreude riß die ganze Umgebung mit.

Wenn wir erfahren, daß er selbst in den Pyrenäen der Schmetterlingsjagd oblag, so sind wir auch hier, wie überall, sicher, daß ihm dabei nicht aus einseitigem Interesse für diese Spezialität irgend ein anderer Genuß entgangen ist, den Land und Leute in jener Ferne bieten. Durch die Befriedigung der Erkenntnis erlahmt der Eifer des wissenschaftlichen Forschers nicht, sondern er wächst. Von den jurassischen, den schweizerischen Faltern, von der Fauna der gemäßigten Zone weg widmete er seine Studien und öffnete er seine Sammelkasten auch den Schmetterlingen der Tropen und besaß kostbare Exemplare auch aus dieser Gattung. Nach einer Zusammenstellung von 1892 wies seine Sammlung in 135 Kästchen an europäischen Schmetterlingen etwa 1800 Sonderarten und mehr als 15000 einzelne Exemplare auf, in 104 Kästchen waren die Exoten aufbewahrt. Einläßliche Studien unterstützten seine feine Beobachtungsgabe und leiteten ihn bei seinem Sammeln; seine Bibliothek enthielt die wertvollsten und seltensten Werke, die auf diesem Gebiet erschienen waren, und mit großer Freude nahm er von jeder neuen Forschung Notiz. Die Kenntnisse, die er sich erarbeitete, blieben nicht verschlossen und vergraben. Der Basler Bankier ergriff mehrmals das Wort in den gelehrten Mitteilungen der entomologischen Gesellschaft und wußte, auch abschätzigen



Meinungen gegenüber, die Richtigkeit seiner Urteile geltend zu machen. Als einst in einer Zeitschrift ein Fachgelehrter eine bei uns sehr selten vorkommende Art von Schmetterlingen besprach und den Dilettanten treffen wollte, indem er beifügte, einzig Herr Riggenbach auf der Bechburg wolle zahlreiche Exemplare dieser Spezies gesehen haben, was aber zu bezweifeln sei, da nahm er zur nächsten Versammlung in einem Kistchen wohlverpackt fünfzig Stück dieses seltenen Falters mit, damit die Fachmänner entscheiden könnten, ob er sich getäuscht habe. Seine Darlegungen wurden beachtet von den Gelehrten und machten ihren Weg bis in die grundlegenden Werke der Wissenschaft. Er führte 1879 das Präsidium der schweizerischen entomologischen Gesellschaft, und von demselben Jahre an bis zu seinem Tode war er in der Kommission unseres naturhistorischen Museums, als Vorsteher der entomologischen Abteilung desselben.

Manchen, der sich fragt, wie nur zu alle dem die Zeit sich habe finden lassen, mag es vergnügen, noch ein Bild des Betriebs dieser Tätigkeit vorgelegt zu erhalten. Wenn die Vorbereitungen für den Fang getroffen waren, die Dutzende von Cyankaligläsern bereit standen, und jetzt in dünstiger Sommerszeit am bewölkten Himmel die Nacht emporstieg, dann wurden unter den Fenstern des Burgsaales die Lampen entzündet, die Falter begannen zu schwirren, die ganze Familie, auch die Gäste, auch der Hauslehrer, alles trat in Aktion, die freudige Erregung des Schloßherrn beherrschte und beseelte die ganze Gesellschaft; so konnten z. B. in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1876 von der Stunde der Dämmerung bis um halb zwei Uhr nicht weniger als gerade hundert verschiedene Arten von Faltern eingefangen werden. Oft wurde diese Arbeit die ganze Nacht über betrieben, indem man sich, wie im Heerlager, in Nachtwachen gruppierte, welche die Zeit von der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen ausfüllten. Für das Gewinnen lichtscheuer Arten wurden im Schloßwäldchen Apfelschnitze, mit Honig oder Bier



begossen, als Köder aufgehängt, die dann in tiefer Nacht mußten abgesucht werden; auch diese Fangart gab ihren Ertrag.

Der hastig bewegten nächtlichen Arbeit des Fangens folgte am Morgen dann die sorgfältige Revision der Beute, die subtile Prüfung aller charakteristischen Merkmale, die wohl überdachte Bestimmung und Einregistrierung. Wer das Treiben des Abends und der Nacht mitgemacht hatte und jetzt den Führer der tollen Jagd bei der bedächtigen Arbeit und bei einer wahren Geduldsprobe sah, wie er mit zartem Anfassen, ohne ein Flügelstäubchen zu verletzen, die Exemplare auflegte, am Leib, an den Füßen, den Flügeln, den Fühlhörnern die Stecknadeln einsetzte, um den Schmetterling auf dem Spannbrett zu entfalten, der glaubte kaum, denselben Menschen vor sich zu haben. Der Hauslehrer las etwa aus der alten oder der neuen Litteratur ein schönes Werk vor, damit der Geist nicht zu kurz kam, während die Finger sich befleißigten, zerbrochene Beinchen oder abgestoßene Fühlhörner der zartgebauten Insekten zusammenzuleimen. Die Sammlung der Schmetterlinge befand sich in Basel, und das Einfügen der neuen Fänge füllte im Winter manche Mußestunde nützlich aus. Die größte Freude dann war's, wenn er einen Sachverständigen vor seine Kasten führen konnte, da erlebte er die Lust des Forschers, der sich in seinen tiefsten Intentionen verstanden sieht, und dem durch das verständnisvolle Teilnehmen des Freundes das ganze eigene Streben nun erhöhten Wert erhält. Da legte er mit leuchtenden Augen seine Schätze in nicht enden wollender Reihe aus und konnte die ganze sonstige Umgebung vergessen ob dem Genuß des Mitteilens. Der kongeniale Mensch wurde ergriffen von der Wärme solcher Begeisterung. Einem ausgezeichneten Botaniker, mit dem er nahe befreundet war, verdankte Herr Riggenbach vornehmlich seine tieferen botanischen Kenntnisse; derselbe Gelehrte bekennt, daß er wesentlich durch den Eifer Riggenbachs zur Anlegung einer eigenen entomologischen Sammlung gelangt sei, die ihm als



Kontrollmittel beim Studium pflanzengeographischer Fragen bedeutende Dienste geleistet habe; Hermann Christ und Friedrich Riggenbach, es hat sich keiner des andern zu schämen, weder im Geben noch im Empfangen.

Das Eine empfinden wir unwiderlegbar deutlich. Das neue Gebiet des Wissens brachte keine Zersplitterung und keine oberflächliche Arbeit. Aus dem tiefen Schacht des wirklichen Wissens hatte der Jüngling seine ersten Kenntnisse hervorgeholt, welche so zu einem erfreulichen festen Besitztum geworden waren; nun war der Geist an tiefes Graben gewöhnt, ein neues Gelaß, das sich füllte und weitete, bereicherte den gereiften Mann und stellte den bisherigen Besitz nicht in Frage.

Nachdem wir, geführt durch ein reiches geistiges Leben, so mannigfache Gebiete berührt haben, die der Verstorbene eben nicht nur berührte und streifte, sondern auf denen er den Pflug einsenkte, kommen wir erst zu derjenigen Tätigkeit seiner Mußestunden, durch die er für seine Umgebung und für seine Vaterstadt das Bedeutendste und Schönste geleistet hat.

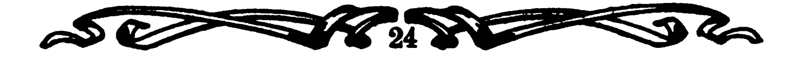
Von den Künstlern wissen wir's, daß sie den Mitmenschen um so förderlicher werden, je mehr sie ohne Nebenrücksichten sich ganz ihrer Neigung überlassen, daß sie für die Mitwelt das Höchste leisten, wenn sie aus dem Born der eigenen Freude am tiefsten schöpfen.

Daß das Aufgehen in der Pflicht, daß ein selbstloses Dienen und Entsagen den Menschen seiner Bestimmung näher führe, hat Riggenbach gewußt und gezeigt. Wo dem Trieb zum Geistigen die Herrschaft eingeräumt ist, da geht aus dem Streben nach höchster Lust erst das allerbeste Wirken hervor. In diesem Sinne ist sein Verhältnis zur Musik aufzufassen. Die musikalischen Gaben wurden frühe geweckt und gefördert im Elternhause. Der Verstorbene erinnerte sich immer mit Vergnügen an die Ausflüge, die er mit seinem Vater und seinen Geschwistern gemacht hatte; da wurden Quartette gesungen, und



der Vater blies auf der Flöte, die er meisterlich handhabte, schöne Weisen. Von bleibendem Einfluß für sein ganzes Leben waren die Anregungen, die er bei seinem ersten Aufenthalt in Paris bekam. Er kam viel zu Bankier Leo, in ein musikalisches Haus, wo bedeutende Künstler wie Franz Liszt, Frédéric Chopin und Konradin Kreutzer aus- und eingingen. Außerdem fand er in Freunden wie Jakob Burckhardt und Kupferstecher Weber frohe Genossen seiner Begeisterung. Der Männergesang stand damals am Anfang seiner neuen, großen Entwicklung. Friedrich Weber gründete in Paris ein Männerquartett und schrieb oft bis tief in die Nacht hinein an den Notenblättern für den Gesang desselben. Aus dem Quartett entstand ein Doppelquartett und bald der Schweizerische Männerchor, der noch, während die Gründer in Paris anwesend und mittätig waren, im Odeon die erste Aufführung von Mendelssohns Antigone gab. Bei solchen Bestrebungen ging dem jungen Bankbeflissenen das Herz auf. Julius Stern, den die Schweizer als ihren Dirigenten gewonnen hatten, besaß noch 1871, als ich mit ihm, der inzwischen in Berlin Direktor des Stern'schen Gesangvereins geworden war, verkehrte, an seine Basler in Paris die besten Erinnerungen. Von Julius Stern erhielt Friedrich Riggenbach auch bei seiner Übersiedelung nach England eine Empfehlung an den in London weilenden Felix Mendelssohn. Sie muß gut ausgefallen sein, und es scheint, daß Mendelssohn den Empfehlenden und den Empfohlenen ehren wollte. Er empfing den letzteren nicht nur freundlich bei sich, sondern er gestattete ihm auch als Sänger mitzuwirken bei der Aufführung des Paulus, die unter seiner Leitung stattfand, und holte ihn zur Hauptprobe und zur Aufführung persönlich in seinem Wagen ab. Das Erlebnis war wohl geeignet, einen tieferen geistigen Eindruck zu hinterlassen.

Und nun behielt Riggenbach nicht nur treu im Herzen die Erinnerungen an solche Momente, sondern die Treue der



Gesinnung zeigte sich bei ihm darin, daß er das Große, was ihm zu Teil geworden war, zinsbringend anlegte. Er kehrte nicht heim in seine Vaterstadt, um an den Erinnerungen großer Erlebnisse zu zehren oder auch etwa, wenn die Zeit fürder schritt, neben der Freude am Vergangenen dem Mißmut über die Gegenwart Raum zu geben. Der Dilettant näherte sich dem Künstler besonders auch durch die Art, wie er seiner Lieblingskunst heimzahlte, was sie ihm gegeben hatte. Fortan sehen wir ihn eifrig bestrebt, das Schöne, was sich ihm erschlossen, den Seinigen, einem wachsenden Freundeskreis, einer Menge andächtiger Hörer, zugänglich zu machen. Es war kaum ein Jahr nach Gründung seines eigenen Hausstandes verflossen, als er, zunächst in die bescheidenen Räume des Hauses Nr. 983 (heute Nr. 48) in der Aeschenvorstadt, wo er damals wohnte, eine Gesellschaft von Freunden des Gesanges zusammenberief. Es handelte sich in erster Linie um die Pflege des gemischten Chorgesangs, aber die Kräfte waren zahlreich und tüchtig genug, daß sie auch, geteilt, Männerchöre und Frauenchöre zu erfreulicher Ausführung bringen konnten. Das Riggenbach'sche Haus und dieses Riggenbach'sche Kränzchen waren fortan wichtige Faktoren im Musikleben Basels. Die Vereinigung dauerte mit Unterbrechungen, zum Teil auch mit wechselnden Personen von 1850 bis 1865 und wurde auch später mehrmals wieder ins Leben gerufen. Annalen des Kränzchens sind in der sorgfältigen Weise, die dem Begründer desselben eigen war, geführt worden; sie gewähren Einblick in eine ideale Pflege der Musik. Daß diese Kunst bei seinen Erholungsbetätigungen ihm weit oben an stand, mag unter anderem aus dem Umstande ersehen werden, daß die Chronik des Singkränzchens ihm gewissermaßen auch zum Tagebuch der Familienereignisse geworden ist, in welches, wie an anderen Orten in die Hausbibel, die wichtigen frohen und düsteren Erlebnisse mit beigefügten Glossen eingeschrieben wurden. Hochzeiten, Geburten, Todesfälle, was ihm



nahe gieng, fand seine Stelle in diesen Aufzeichnungen, die nach ihrer ganzen Haltung seinem Herzen am nächsten müssen gestanden haben. Riggenbach redet mit einem gewissen Recht vom „Walter'schen“ Kränzchen; man hatte in Walter für die Leitung dieser Hausmusik eine ausgezeichnete Kraft gefunden, wie man sie nicht besser hätte wünschen können.

August Walter war im Jahre 1846 nach Basel gekommen, um die zeitweilige Vertretung Ernst Reiters in der Direktion der Abonnementskonzerte und des Gesangvereins zu übernehmen. Eine Stellung an großen öffentlichen Instituten hätte für ihn nicht gepaßt; seine künstlerischen Qualitäten überwogen die organisatorischen weit. In dem Kreise des Riggenbach'schen Hauses aber war er mit seinem feinfühligen Klavierspiel, seinem aufgeschlossenen Sinn für die bedeutenden Kompositionen jeder Gattung und jeder Zeit und nicht zuletzt mit seiner allezeit frohen Künstlerlaune am rechten Posten. Seiner Initiative sind in erster Linie die seriosen und interessanten Studien zu verdanken, an welche die Sänger herangeführt wurden.

Damit das Schöne zustande kam, was das Riggenbach'sche Kränzchen uns darstellt, brauchte es aber verschiedene Faktoren. Es waren vor allem einmal die musikalischen Leute vorhanden, und es fehlten namentlich auch nicht die schönen Stimmen, um solche Hausmusik erfreulich zu machen. Herr Riggenbach sang einen kräftigen Tenor, und Frau Riggenbach hatte eine herrliche Altstimme. Mit ihrem Alt, dem Sopran der Frau Walter-Fastlinger, dem Tenor des Herrn Eglinger und dem Baryton des Herrn Kern war ein Soloquartett ersten Ranges gegeben, das mit sicherem Erfolg Konzertreisen hätte unternehmen dürfen. Die Beiziehung der weitern Kräfte geschah in der sorgfältigsten und liberalsten Weise. Standesunterschiede schien es für das Riggenbach'sche Haus nicht zu geben, jeder konnte gleich frei in diesem Kreise verkehren, jeder auch, der zur Mitwirkung ausersehen war, wurde durch persönlichen Besuch eingeladen, sich



anzuschließen. Die Eigenschaften und Fähigkeiten, allerdings nicht nur die musikalischen, waren für die Zuziehung maßgebend. So kam eine geistig regsame Gesellschaft zusammen, in der es eine Lust war zu verkehren, und deren Zusammenstehen fruchtbar sein mußte. Mannigfaltige Bilder der Freude begegnen uns; die rasch entzündete Begeisterung und die ehrliche Naivetät des Genießens zieht uns an und war auch der Grund, weshalb die Beteiligten so eifrig zur Sache standen. Wer möchte nicht gerne dabei gewesen sein, wenn nach der Aufführung seiner Symphonie im Gewandhaus zu Leipzig August Walter, froher Eindrücke voll, zurückkehrte und Jakob Burckhardt in launiger Ansprache ihn pries als olympischen Sieger und krönte mit einem Buchskranz. Wie oft verlebte man schöne Abende zusammen, und welch unverwischbarer Glanz der Erinnerung haftet noch heute für die Teilnehmer an den reizenden Ausflügen nach dem Eptingerbelchen, nach Badenweiler, nach Schloß Rötteln, oder dann wieder an den frohen Aufenthalten auf den Schlössern Bipp und Bechburg. Da war von dem Gastgeber nichts vergessen, was die Tage mit einfachen Freuden füllen konnte, und namentlich fehlten nie die kleinen Heftchen, eine von Herrn Walter zusammengestellte Sammlung der schönsten Lieder, gewissermaßen die Feldration des Kränzchens. Unter der Wölbung schattender Buchen sang man, auf einsamer Bergeshöhe ertönten die Lieder, aber man zahlte der Etiquette auch nicht den Tribut zu schweigen, wenn viel Volks sich um einen bewegte. Im Eisenbahnwagen von Läufelfingen bis Basel löste ein Gesang den andern ab, und an der Station Sissach — es war ja noch nicht die Bundesbahn — wartete der Zugführer mit dem Abfahrtssignal, bis der letzte Ton verklungen war. Selbst in der Vaterstadt ließ man der Prüderie nicht das Wort; auf der Fähre, als man von Rötteln und vom dampfenden Kaffee mit Spritzenküchlein in Lörrach heimkehrte, ließ man frohe Weisen erschallen, und der Fährmann stimmte „im Verstohlenen“ mit



ein und rückte am Steuer, die Fahrt zu verlangsamen. Es herrschte jene reine, heitere Lust, bei der man nicht unberechtigtermaßen die Empfindung hat, es freue sich mit, wer mit einem in Berührung trete. Und für die uns sympathische Gesellschaft der Fröhlichen selbst wird wohl der richtige Eindruck von solchen Lustfahrten der gewesen sein, den der Annalist wiederholt ausspricht in seinen Aufzeichnungen: „man spürte, daß man einander näher gekommen sei.“ Das ist wohl im ganzen nicht allzuhäufig der letzte Zweck des Kunstmäcenatentums. Aber es war hier auch der Untergrund anders gelegt, auf dem der anregende freundschaftliche Verkehr sich vollzog. Die Veranstalter der Vereinigung hatten eine merkwürdig gute Hand für die Wahl tüchtiger und ausgezeichneter Leute, und die Gesellschaft hatte sich durch gewissenhafte, ernste Studien zu einer gleichartigen Fähigkeit geistigen Genießens herangebildet. Wo eine solche Grundlage vorhanden ist, da hat die Geselligkeit edeln Gehalt; wo die geistigen Berührungspunkte fehlen, wird, wäre es selbst am fürstlichen Hofe, die Unterhaltung platt. Von der besten Arbeit leistete man, als man im Jahre 1858 und wieder im Jahre 1862 die „Heimkehr“ von Mendelssohn einstudierte und mehrfach zur Aufführung brachte. Da freute man sich nicht nur des guten Gelingens einer schweren und schönen Aufgabe nach wohl angewendeter Mühe, sondern man sah sich durch jenes edle Gefühl vereinigt, welches ein gemeinsames geistiges Streben bei begeisterungsfähigen Leuten hervorbringt, und man war sich näher gekommen in des Wortes bester Bedeutung.

Die Pflege der Musik hat in der neuesten Zeit zwei Pfade hauptsächlich eingeschlagen; das Ausgraben alter, längst vergessener Schätze beschäftigt die einen, die andere Richtung dünkt sich über alles Alte erhaben und wirft sich blindlings der modernsten Musik in die Arme. Diese beidseitigen Bestrebungen fanden im Riggenbach'schen Musikkränzchen vor fünfzig Jahren schon ihr Recht, und, sofern sie eben beide vorhanden waren,



fehlte die Ausschließlichkeit, die am heutigen Künstlertum uns etwa anwidert. Palestrina, Lotti, Eccard, Praetorius kamen zum Wort und von Kreutzer, Mendelssohn, Berlioz, Richard Wagner, Schumann, Brahms hielt manche schöne Weise ihren ersten Einzug in unserer Stadt. Novitäten waren auch die Sonaten von Beethoven, die in den Pausen der Singübung der Dirigent vortrug, „nicht damit man ihn spielen höre, sondern damit man etwas Schönes kennen lerne.“ Die Zusammenkünfte fanden in der einfachsten Form statt, man erschien um sieben Uhr zum Thee und sang dann bis neun Uhr. Das Ehepaar Walter wurde immer zum Nachtessen behalten, zuweilen auch einzelne andere, nur in Ausnahmefällen die ganze Gesellschaft. Man sang im ganzen bloß zu eigenem Genuß, trat dann etwa bei wichtigen Familienereignissen der Mitglieder des Kränzchens auf, bei Todesfällen, bei Hochzeitsfeiern, unter anderm auch bei der goldenen Hochzeit der Eltern einer Mitwirkenden. Aber die Kunst selbst verlangt es, und es entsprach dem Wesen Riggenbachs, daß man einer größeren Zahl anderer vortrug, was einen selbst erfreute. So entstanden die Hauskonzerte, wo durch den Elitechor von fünfundzwanzig bis vierzig Singenden, die auf alle Stimmen richtig verteilt waren, vor fünfzig bis hundert Personen musiziert wurde. Auch die Einladungen zu solchen Aufführungen im Kettenhof, wohin man 1853 übergesiedelt war, kehrten sich nicht an Stand und Rang; die Untergebenen des eigenen Geschäfts, denen man diese Freude machen wollte, sahen sich ebenso freundlich empfangen, wie die Vertreter der höheren Kreise, und ihre Namen mit der Bemerkung, ob sie der Einladung folgten oder nicht, sind sorgfältig eingezeichnet neben denen bedeutender Künstler und hochstehender Musiker. Wer sich in offizieller Stellung oder als Privatmann für Musik interessierte bis zum Klavierstimmer, wenn dieser etwa den Wunsch geäußert hatte, fand Zutritt. Eine Einrichtung, die hier bestand, kommt in der ganzen Welt nicht vor; überall, wo wirkliche

Liebe zur Musik die Triebfeder zum Konzertbesuch ist, möchte man sie hinwünschen. Ob das Konzert ein zusammenhängendes größeres Stück brachte, ob es aus kleineren Einzelheiten zusammengesetzt war, es wurde gewöhnlich am selben Abend nach einer einstündigen Pause, während welcher die Sänger sich erfrischen konnten, ein zweites mal gegeben; ein Grundstock des Auditoriums war für beide Aufführungen eingeladen, die andern wechselten. Welche begeisterte Stimmung herrschte dann aber, wenn etwas Bedeutendes zustande gekommen war, wenn eine schöne Bach'sche Cantate, wenn das „Requiem" von Cherubini, „Der Rose Pilgerfahrt" oder „Paradies und Peri" von Schumann gut aufgeführt worden war. Wie fröhlich wurde es einregistriert, wenn Charlotte Kestner sagte, sie hätte noch sechs Wiederholungen angehört, oder wenn Musikdirektor Reiter von einem Elitechor sprach!

Was diesen letzteren Vertreter des baslerischen Musiklebens betrifft, so kann über seine Stellung zur Sache hier ganz ruhig und offen geredet werden. Die offiziellen und die nichtoffiziellen Bestrebungen auf dem Gebiete der Musik treten leicht mit einander in Kollision; wir haben aber den Eindruck, daß hier von beiden Seiten das Richtige geschah. Reiter nahm im Anfang regen Anteil an der Sache; im Januar 1856, da Walter augenleidend war, dirigierte er einmal das Riggenbach'sche Kränzchen, und dasselbe sang in seinem Benefizkonzert, im Walterkonzert vom November 1856 spielte Reiter die erste Violine in dem von Walter komponierten Octett, und 1858 kam bei ähnlicher öffentlicher Veranstaltung eine Bach'sche Violinsonate durch die beiden zum Vortrag. In den Kränzchenannalen stößt man auf eine Bemerkung, in welcher das Bedauern ausgesprochen wird, daß dieses Verhältnis nicht bestehen geblieben sei. Aber wer es weiß, wieviel leichter es ist, eine Elite von Sängern im eigenen Hause zu ansprechenden Aufgaben zu sammeln, als einen großen Verein zusammen zu halten, in welchem, eben der mannigfaltigen Zusammensetzung



wegen, unmöglich die Aufgaben für alle gleich interessant sein können, der begreift, daß die Freude des Dirigenten des Gesangvereins an den Riggenbach'schen Veranstaltungen oft gedämpft werden mußte. Riggenbach blieb eifriges Mitglied der Kommission des Gesangvereins, der er schon in den Vierziger Jahren angehört hatte, und in der er seit 1852 wieder saß, Reiter aber anerkannte, daß das Interesse für die Sache jene Bestrebungen leitete, und tat ein übriges in ruhiger Stellungnahme. Zu einer Zeit, wo man noch nicht mit solcher Leichtigkeit das Mögliche und Erstrebenswerte durch den Besuch auswärtiger Aufführungen konnte kennen lernen, verwertete er ohne Voreingenommenheit die Erfahrungen jenes kleineren Zirkels für das Institut, das ihm anvertraut war. Auf diese Weise entstand ein Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren, das beiden Teilen zur Ehre gereichte. Was einmal aufgeführt worden ist, und wäre es auch mit beschränkten Mitteln und vor einem kleinen Auditorium geschehen, das hat mehr als alles andere Aussicht zu weiterer Wiedergabe ausgewählt zu werden. Keine Studien, keine Vorschläge eines Dirigenten sind, um bei der Beratung im Schoße einer Kommission ein Werk zu empfehlen, so gewichtig, als der Umstand, daß einige es schon mitgesungen, einige es schon angehört haben. Am meisten kam der neue Impuls Bach und Schumann zu Gute; es kostete für die beiden einen Kampf gegen alte und neue Vorurteile. Die Bach'schen Cantaten haben heute bei uns noch nicht völlig zu dem Rechte gelangen können, das ihnen gebührt, und das Riggenbach ihnen verschaffen wollte. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man mit dem leicht zu handhabenden Apparat eines kleinen Elitechores die mannigfaltigste Auslese haben konnte für die Aufstellung der Programme: Motetten von Palestrina, das Miserere von Allegri, Crucifixus von Lotti, Eccard'sche Lieder, Bach'sche Cantaten, Opernchöre von Gluck, Requiem von Cherubini, elegischer Gesang von Beethoven, l'enfance du Christ von Berlioz, der Rose

Pilgerfahrt, Paradies und Peri und die vierstimmigen Balladen von Schumann, Mirjams Siegesgesang von Schubert, zahlreiche Kompositionen von Haydn, Mozart, Mendelssohn, Löwe, Hauptmann, Brahms und vielen andern, wir könnten noch lange fortfahren mit der Aufzählung von Werken, die von dem Saal im Kettenhofe aus den Weg in die öffentlichen Konzertlokale gemacht haben. Darin lag die Bedeutung der Studien dieser Elite von tüchtigen Kräften im Riggenbach'schen Hause für das allgemeine Musikleben unserer Stadt.

Bei der Lektüre der Gesangsvereinsprotokolle kann man deutlich wahrnehmen, daß das im Frühling des Jahres 1861 Erreichte den Leitern des Instituts wie das Erklimmen der höchsten Stufe musikalischer Leistungsfähigkeit erschien; es handelte sich um die erste Aufführung der Johannispassion von J. S. Bach am 31. Mai 1861. Tatsächlich war mit derselben von einer kleinen Stadt wie Basel in jener Zeit das Größtmögliche geleistet, und es datiert deutlich von dorther ein großer Aufschwung unseres musikalischen Lebens. Riggenbach war nicht der Einzige, welcher solche Bestrebungen förderte; seitdem Mendelssohn den vergessenen Meister wieder entdeckt hatte, gab es auch in unserer Stadt viele, welche die Größe dieses Mächtigsten im Reich der Töne erfaßt hatten, und es bestand unter unsern Musikfreunden eine ganze Richtung, welche Bach auf die Fahne geschrieben hatte. Aber von allen wäre keiner befähigt gewesen, die Fahne zu entfalten und mutig und unentwegt voranzuziehen. Das Riggenbach'sche Haus allein bot den festen Stützpunkt für die Verwirklichung der Bestrebung, den großen Meister mit einem seiner mächtigsten Werke unter die Menge des Volkes treten zu lassen. Man hatte unter der kundigen Führung August Walters schon mehrmals Bach'sche Kompositionen einstudiert und zu Gehör gebracht; im Kränzchen vom 20. Februar 1857 lag zum erstenmal der Schlußchor der Johannispassion auf. Am 6. März 1858 wurde derselbe in einem Hauskonzert

aufgeführt, und am 16. Januar 1859 sang das Kränzchen zum erstenmal diese Schlußmusik der Johannispassion öffentlich im Münster; es war in einem Orgelkonzert von Theodor Kirchner, der als ausgezeichneter Kenner des großen Kantors die Bachbegeisterung zu entflammen verstand, wenn einer. Seit diesen ersten Versuchen faßte der Gedanke Boden, das ganze Werk in Basel zur Aufführung zu bringen. War dieser Gedanke einmal vorhanden, dann mußte er auch durchgeführt werden. Herr Riggenbach war der Enthusiast, der ein Dutzend Unentschlossene mit sich riß. Der Chor mußte die Schwierigkeiten überwinden; durch den Vortrag mehrerer Choräle aus den beiden Bach'schen Passionen am 27. März in der Martinskirche wurde das Publikum vorbereitet auf das Große, was bevorstand. Das Werk sollte durchaus nach den Intentionen des Komponisten aufgeführt werden. Man verstärkte das Orchester; die Instrumente, welche Bach gebraucht hatte, unsere Zeit aber nicht mehr kannte, ließ Herr Riggenbach anfertigen. Man konnte die Aufführung in unserem weihevollen Münster veranstalten; Herr Riggenbach stellte das Podium zur Verfügung, welches notwendig war, um den Chor durch die Orgel begleiten zu lassen. Endlich, um zu lernen, wo man etwas lernen konnte, reiste das Ehepaar Riggenbach nach Köln und in andere große Musikstädte, damit man vor der Inscenierung unserer Aufführung erst anderswo Passionsmusik habe vortragen hören. Und nun war dann der große Wurf gelungen und eine erste Etappe erreicht auf der steigenden Bahn. Die Matthäuspassion folgte 1863 und 1865, und mit Cantaten, Messen, Oratorien, mit geistlichen und weltlichen Kompositionen kamen fortan die großen Meister zu Gehör, immer unter lebhafter Teilnahme des Verstorbenen.*)

*) Einem Wunsch des Herrn Prof. Julius Stockhausen entsprechend, der uns für diese Darstellung freundlich mit einigen Mitteilungen an die Hand gieng, fügen wir noch bei, wie oft die großen Werke Bachs hier aufgeführt worden sind. Die Johannispassion kam



Dem Aufschwung der Sechziger Jahre folgte die große Entwicklung unseres musikalischen Lebens in den Siebenziger Jahren, die mit der Erbauung des Musiksaals ein gewisses Ziel erreichte und zugleich in noch breitere Bahnen geführt wurde. Die erste Notiz über die Notwendigkeit eines größeren Konzertlokals steht im Protokoll der Konzertgesellschaft zur Sitzung vom 4. November 1853. Es heißt dort: „Der Gesangverein bringt zwei Punkte in Anregung, erstlich die Bildung einer eigentlichen Kapelle, zweitens die Zugänglichmachung der Musik für ein größeres Publikum." Die Kapellgesellschaft konstituierte sich dann im Jahre 1855. Herrn Riggenbach dürfen wir wohl auch als den Vertreter und Förderer der zweiten Idee ansehen. Unter andern Anträgen, die er in der Sitzung der Konzertdirektion vom 26. April 1856 brachte, war auch die Forderung des Baus einer Tonhalle; das Protokoll sagt dazu: „Die wichtigen und wohl überdachten Ratschläge des Herrn Riggenbach werden in Bedacht genommen."

Man verstieg sich damals blos zu einer Erweiterung des oberen Kasinosaals. Aber im Mai des Jahres 1868, als die Aufführung der Faustscenen von Schumann die Unzulänglichkeit der für größere Konzertveranstaltungen verwendeten Räumlichkeiten dartat, richtete wiederum Herr Riggenbach mit Ernst Reiter und Rudolf Kaufmann zusammen einen Aufruf an die Musikfreunde, um das Bedürfnis einer Tonhalle weiteren Kreisen darzulegen und an Hand von ausgestellten Plänen die leichte

---

viermal zu Gehör, 1861, 1874, 1880, 1892, die Matthäuspassion achtmal, 1863, 1865, 1870, 1876, 1885, 1889, 1896, 1899, das Weihnachtsoratorium zweimal, 1862 und 1886, die H-moll-Messe dreimal, 1882, 1888, 1900, Bach'sche Cantaten kamen in vierzehn Konzerten zum Vortrag. Wer einen Blick tut namentlich auch auf die solistische Ausstattung der Konzerte in den Sechziger und Siebenziger Jahren, der wird leicht erkennen, welchen Einfluß auch in dieser Beziehung die im Hause Riggenbach der Kunst erblühende Pflege gehabt hat.

Möglichkeit der Baute zu zeigen. Als dann im März 1871 die Kommission der Kapellgesellschaft und die Konzertdirektion gemeinsam über die Sache berieten, ließ man Herrn Riggenbach das erste Votum, und er konnte sagen, daß er die Idee einer Tonhalle schon seit bald zwanzig Jahren verfolge. Seine Worte und Vorschläge waren von besonderer Bedeutung; er stand damals als Präsident der Konzertdirektion und hervorragendes Vorstandsmitglied der Kapellgesellschaft und des Gesangvereins im Mittelpunkt der Leitung unseres musikalischen Lebens. Groß war im Jahr 1876 dann seine Freude, als es durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch endlich gelungen war, der Musikkunst in Basel ein so schönes Heim zu schaffen.

Wo solch' ein Interesse für die Kunst vorhanden war, da konnte es nicht fehlen, daß auch dem Künstler die größte Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Vor allem trat das zu Tage dem Ehepaar Walter-Fastlinger und später Walter-Strauß gegenüber; es ist herzerfreuend, in ein so schönes Freundschaftsbündnis hineinzusehen, wie es seit der ersten Berührung durch alle Jahre hindurch zwischen dem Walter'schen und dem Riggenbach'schen Hause bestand. Wie viele Abende wurden gemeinsam verbracht, wochenlang wohnte man zusammen auf dem schönen Landsitz und unterbrach den dauernden Aufenthalt etwa durch fröhliche Reisen. Die Kompositionen Walters, denen von unserer Zeit mehr Beachtung geschenkt werden dürfte, schätzte der Freund sehr hoch; um ihn zu vermehrtem Komponieren anzuspornen, bot er ihm eines Tages nicht nur Wohnung für die Familie im Nebenhause des Kettenhofs an, sondern auch die Bezahlung der gesamten Summe, welche die Klavierstunden eintrugen, aus seiner Kasse. Er hat wohl von Herrn Walter etwa die Antwort bekommen, wie im Jahre 1862 von Frau Klara Schumann. Da ein zweites öffentliches Konzert dieser Künstlerin in Basel nicht hatte zu stande kommen können, wollte Herr Riggenbach ihr für ein Hauskonzert die Summe aussetzen, die



sie von einem öffentlichen Konzert als befriedigende Einnahme angesehen hätte. Sie fand das nicht annehmbar unter Freunden. Walters Ablehnung des freundlichen Anerbietens wird ähnlich gelautet haben. Die Beiden standen sich nahe durch ihre musikalischen Kenntnisse, die Charaktere waren eher verschieden, Riggenbach von überschäumender Begeisterung, Walter der feine, aber durchaus nüchterne Beurteiler; doch das Komplementäre zieht sich oft mehr an als das Ähnliche; es macht Riggenbachs Selbstkritik alle Ehre, daß er gerade den immer in nächster Nähe behielt, der seinem stürmischen Geist am ehesten einen Dämpfer aufsetzen konnte. Wir durften auch einen Blick tun in Walters Tagebuch; da findet sich für vieles ein eigentümliches Spiegelbild. Mochte sich Herr Riggenbach in der Freude des Mitwirkens etwa über Mißerfolge bei Konzerten hinwegtäuschen, in den von Walter halb italienisch, halb deutsch redigierten Notizen wird Ausführung und Erfolg vor eine ruhige Kritik gezogen, und das Ermüdende der Arbeit findet etwa seine Bezeichnung in Ausdrücken wie: „Jetzt aber genug Musik, lo sento in tutti membri." Walter hatte Schumanns Bedeutung zuerst herausgefühlt und zur Geltung gebracht; wenn nun aber Kirchner da war und man auf den Abend für seine Vorträge Schumann'scher Klaviermusik keinen, der nicht von Schumann begeistert war, sondern nur „Gläubige" einladen durfte, so ging ihm dieser Kult des Komponisten zu weit, und wenn namentlich seit der Anwesenheit der Frau Schumann die Begeisterung für den großen Romantiker fast zur Leidenschaft wurde, so schrieb er etwa in sein Tagebuch: „sera nojosa con il suo Schumannenthusiasmus." Den gefeierten Klavierkünstler Kirchner konnte er für die Gesellschaftsunterhaltung abtun mit dem Worte: „Kirchner schwadronava troppo." Wir dürfen den Wert des Umgangs mit diesem kühleren Kunstverständigen für das, was Riggenbach nach außen hin erreicht hat, nicht zu gering anschlagen.

Die großen Aufführungen im Gesangverein und in den Abonnementskonzerten brachten aber zahlreiche fremde Künstler nach Basel, mit denen Riggenbach fast durchweg in persönliche Beziehung trat. Das allezeit gastfreundliche Haus machte der Stadt Freunde, so daß die ausgezeichnetsten Vertreter der Kunst nicht nur für Konzerte, sondern auch sonst gern hier weilten; die Besuche eines Brahms, einer Klara Schumann, eines Joachim, Stockhausen, David, Bülow, Kirchner, Bruch und wie sie alle heißen, kamen unserm musikalischen Leben sehr zu statten, stellten aber an das gastliche Haus oft unmögliche Anforderungen. Man hatte schon den Mitgliedern des Kränzchens gegenüber Haus und Tafel offen gehalten, wie das wohl im damaligen Basel unerhört war. Am Samstag Abend Konzert im Hause mit siebenundzwanzig Sängern und im Ganzen über hundert Zuhörern, zum Teil auch von weiter her; ein fremder Musikdirigent logierte im Hause. Man hatte natürlich für das Konzert und die nachfolgende Gastierung das ganze Haus umräumen müssen. Sonntag früh um sechs Uhr leitete Herr Riggenbach die Herstellung der alten Ordnung und half selbst, ausgehängte Türen wieder einsetzen und Möbel an ihren rechten Ort bringen, daß der Gast erstaunt war, beim Frühstück schon alles wieder in der alten Ordnung zu sehen. Auf den Sonntag Abend aber wurde dem auswärtigen Musikfreund zu Ehren wiederum eine Soirée musicale veranstaltet, wofür die Musiker Abel und Kahnt „erst nach vielem Laufen" vom Theaterdienst konnten losgebeten werden, damit sie im Quartett mitspielten; auch eine nette Zahl Singender fand sich für die improvisierte Veranstaltung zusammen. Das ist das Bild des Hauses, wie es sich oft darbot. Walter sagt zu jenem Sonntag Abend nur, man sei schon zu ermüdet gewesen vom Tage vorher.

Der Belchenspaziergang des Kränzchens war besonders schön ausgefallen; für sechs glückliche Menschen, die durch diesen Anlaß zu drei Paaren geworden waren, sollte er eine der

frohesten Erinnerungen für's Leben sein. Aber man hatte der Fröhlichkeit noch nicht genug getan bei der Heimkunft, man lud sich einfach zu Riggenbachs ein pour manger les beaux restes; mit einem Nachzügler, der den Ausflug nicht mitgemacht hatte, waren es zweiundzwanzig Personen zum Nachtessen. Einen kecken Scherz erlaubte sich einmal eine Gesellschaft von Herren, unter der Führung eines der ältesten Freunde Fritz Riggenbachs. Sie waren auf einen bestimmten Tag zum Abendessen eingeladen, erschienen aber in Gesellschaftstenue einen Tag zu früh, um zu probieren, ob irgend etwas imstande sei, das gastliche Haus in Verlegenheit zu setzen; es war eines der fröhlichsten Nachtessen, dem dann Tags darauf das offizielle folgte. Und wenn schon die gewöhnlichen Sterblichen auf die abenteuerlichsten Gedanken verfielen, um die Leistungen der Gastfreunde auf die Probe zu stellen, was wird erst der Künstlerlaune eingefallen sein an tollen Ansprüchen? Man könnte eine Sammlung von Anekdoten zum Besten geben über das, was das Völklein der Künstler hier verübt und verlangt hat; denn, man weiß es ja wohl, das Aufregende der musikalischen Produktion und Komposition macht sich fühlbar in gesteigerter Empfindlichkeit gegen äußere Dinge, die einem normalen Menschen absolut gleichgültig sind; die ganze Haushaltung und Hausordnung mußte gestimmt werden auf die besondere Anlage der Gäste.

Den Einzelnen zu befriedigen und zu erfreuen, ist noch verhältnismäßig leicht, aber in diesem Hause weilten oft drei, vier oder ein halbes Dutzend miteinander. Und nun muß man mit solchen Herrschaften auch umgegangen sein, um zu wissen, aus welchen kleinlichen Ursachen die große schöne Ruhe des hohen Geistes sich plötzlich in üble Laune verwandeln kann, so daß aus dem mildstrahlenden Künstlerauge die Zornesblitze des gewöhnlichen Sterblichen schießen.

Am 3. November 1861 saß eine fröhliche Gesellschaft an der Tafel. Einer der Künstler war auf den andern Tag zur



Jagd eingeladen; Kirchner, der in der übermütigsten Laune war, schloß einen seiner Toaste mit dem Vorschlag, den ersten Hasen leben zu lassen, den der Kunstgenosse am andern Tag erlegen werde. Der Angriff auf des großen Sängers Treffsicherheit wurde krumm aufgenommen, derselbe entfernte sich und wurde den Abend nicht mehr gesehen. In solchen Fällen hat der Hauswirt und hat namentlich auch die Hauswirtin in taktvoller, unwiderstehlicher Weise die Eintracht wieder herzustellen gewußt. Der kommende Tag brachte Regen, die Jagd fand nicht statt, und der Hase blieb wirklich leben. Von Morgen bis Abend aber musicierten die beiden Künstler zusammen, die auch sonst eng befreundet waren. Am Vormittag wurden vierhändig alle möglichen Symphonien gespielt, im Nachmittag kamen, indem man noch Zuzug beibrachte, fast alle Soli und Chöre aus Schumanns Faust zum Vortrag, es war einer der schönsten musikalischen Tage, die das Haus erlebte.

Einmal war die Familie eben mit Kisten und Koffern und mit einem schwerkranken Freunde, welcher der Pflege bedurfte, von der Bechburg heimgekehrt, da stellten sich unangemeldet Brahms und Joachim ein und baten um Unterkunft. Es wurde ihnen gezeigt, daß es in diesem Momente unmöglich sei, sie aufzunehmen. Als aber Brahms sagte: „Lieber in Ihrem Hause bei Wasser und Brot, als im Gasthof", da widerstand man nicht länger. Die Konzerte, welche die beiden in Basel hatten geben wollen, kamen nicht zustande; die gastliche Familie teilt in solchem Falle noch die gedrückte Stimmung der Gäste. Aber diese Gesinnung hält beim Künstler nicht an; was die beiden dem großen Publikum nicht hatten bringen können, das trugen sie um so flotter und hingebender in Morgen- und Abendkonzerten dem kleineren Kreise Auserwählter vor. Da gab es oft weihevolle Stunden, die dauernden geistigen Genuß brachten, „wenn sich", wir folgen dem Bericht eines Mitgenießenden, „Theodor Kirchner an den Flügel setzte und, das vornüber ge-

beugte, unschöne, aber geistvolle Gesicht vom dunkeln Haarwald verschattet, wie im Traum vor sich hinspielte, Schumann'sche Liederthemen mit eigener Erfindung verbindend, bis dann vom obern Stock Julius Stockhausen, helläugig und langbärtig, wie ein Priester aus der Zauberflöte, den Triumphgesang Fausts: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn!" als Vorübung vor sich hinschmetternd, die Treppe herabkam und nun die beiden zusammen den „Flutenreichen Ebro" und das ganze spanische Liederspiel improvisierten, bis der gesamte Kettenhof, vom Hausherrn bis zum letzten musikalischen Bureauangestellten, um sie versammelt war." Schön auch muß es gewesen sein, wenn Brahms sein F moll-Quintett, sein G moll-Quartett mitspielte und so der Meister selbst seine Kammermusikwerke einführte, wenn Frau Schumann mit Friedrich Hegar Sonaten ihres verstorbenen Gatten für Pianoforte und Violine vortrug, oder wenn sie mit Kirchner vierhändig auf einem oder zwei Klavieren Kompositionen von Mendelssohn und Schumann spielte.

Stockhausen, der für Herrn Riggenbach mit Recht das Ideal eines Sängers war und blieb, war namentlich zur Zeit, da er in Colmar Musikdirektor war, der oftmalige und allezeit willkommene Gast des Hauses, das durch die Gastfreundlichkeit der Hauswirte zum Vereinigungspunkte hochstrebender Künstler aus Nah und Fern geworden war.*) Da boten vor dem fein zusammengestimmten Freundeskreis die Jünger der Kunst in edelm Wetteifer die Gaben ihrer Muse dar und erschlossen Geist und Herz, als befänden sie sich in der Welt ihrer Wahl. Was

*) Zwei einander noch unbekannte Gäste saßen einst nebeneinander zu Tisch im Kettenhof; indem sie sich gegenseitig vorstellten, ergab es sich, daß sie zufällig die beiden jüngsten Mitglieder des „Institut de France" waren. Der eine war ein Vertreter der bildenden Künste aus Basel, der Kupferstecher Friedrich Weber, der andere der noch lebende Violinvirtuose Joseph Joachim.



der Umgang mit solchen bedeutenden Menschen den Gastgebern brachte für die Vertiefung der eigenen Persönlichkeit, läßt sich leicht ermessen und mag sich auch in der geistigen Frische und der ungetrübten Lebensfreude des ehrwürdigen Greises noch ausgesprochen haben; es war ein geistiges Genießen, welches die Empfänglichkeit erhielt.

Obwohl das Ehepaar Riggenbach immer der Meinung war, weit mehr zu empfangen, als zu geben, wußten doch auch die Gäste, was ihnen das Haus bot. Am meisten zog dieselben die persönliche Liebenswürdigkeit, das musikalische Verständnis und die geistige Bedeutung der freundlichen Gastwirte an; vor anderen Berufsarten hat der Künstler, der gewissermaßen sein Herz der Öffentlichkeit hingibt, das Bedürfnis, in der Fremde mit tüchtigen und guten Menschen zu verkehren, und die traf er hier. Drum wurde auch die Freundschaft durch treue Anhänglichkeit erwiedert.

Man war fast zur Künstlerfamilie geworden und traf oft auch außerhalb Basels zusammen. Ein improvisiertes Konzert auf Rigi Kaltbad im August 1861, wo Stockhausen die „Löwenbraut“ von Schumann und zwei Lieder des ebenfalls anwesenden Kirchner sang, wo Frau Schumann mit Joachim die Kreutzersonate von Beethoven auswendig und letzterer gleichfalls ohne Noten eine herrliche Bach'sche Suite spielte, versetzte Herrn Riggenbach nach seinem eigenen Bericht in eine unbeschreibliche Stimmung von Ergriffenheit, wie er's noch nie erlebt hatte. Solche Entgegennahme verspürt der Künstler während der Durchführung seines Vortrags und gibt, was er kaum je im öffentlichen Konzerte zu geben vermag.

Ihre zweite Heimstätte hatte die Familie Riggenbach auf der Bechburg. Zur Zeit der Geschäftsferien fand sich die ganze Familie gewöhnlich dort oben vereint; in manchen Jahren brachte die Gattin mit den Knaben fast den ganzen Sommer dort zu, während Herr Riggenbach blos Samstags am späten Abend



kam und in der Morgenfrühe des Montags wieder zu seinen Geschäften zurückeilte. Der Hauslehrer, der dort oben seines Amtes wartete, hätte leicht im Fall sein können, gar nicht zu wissen, welcher Berufsarbeit sein Hausherr obliege; denn mit dem Staub von Basel waren die Geschäftsgedanken und die Geschäftssorgen wie abgeschüttelt.

Wir freuen uns dieses stilleren Aufenthaltes besonders auch für die Gattin. Sie hat das ganze so reich bewegte Leben des Gatten mitgemacht, immer bereit, ihre freudige Teilnahme jedem Beginnen desselben entgegenzubringen und zu erhalten. Es war oft viel Unruhe, und die Last, welche alle die Veranstaltungen brachten, hätte ihr wohl etwa drückend erscheinen können, wenn sie es nicht vermocht hätte, die Lust seines Erlebens auf Schritt und Tritt mit ihm zu teilen. In der ausgesprochensten Neigung stimmten die beiden völlig überein; die musikalische Befähigung der Gattin entsprach der seinigen, und ihre stimmliche Begabung mußte sie zu froher Ausübung des Gesanges treiben. Es mögen von den schönsten Freuden der Ehegatten gewesen sein, wenn sie zu schönen Aufführungen reisten; und wie sie sich nahe standen in gleichartigem Empfinden größter musikalischer Eindrücke, kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß, wie in gar vielen sonstigen Konzerten, so auch in jener ersten Aufführung der Johannispassion Frau Riggenbach neben einem Stockhausen und andern Künstlern vom Fach die berufene Solistin für die Altpartie gewesen ist. Daß es gerade jenes tiefreligiöse Werk Bachs war, dem die beiden in geistiger Gemeinschaft so hohes Interesse entgegenbrachten, läßt uns noch in einen tiefern Untergrund ihres Gattenglückes hineinschauen.

Auf der Bechburg fand auch die Gattin einen etwas ruhigeren Aufenthalt. Sie hätte ihrem ganzen feinen Wesen nach gar wohl in jene poetische Zeit gepaßt, wo den Frauen Ehre zu geben der Tapfern schönstes Streben war, und sie



schickte sich gut in die Rolle der Burgfrau, mit Muttertreue die Erziehung der Kinder zu leiten und dem aus dem Getriebe des Tages zurückkehrenden Gatten die Ruhe des Heims zu schmücken, wie wir es lesen von den ritterlichen Frauen von Jaxthausen und andern Schlössern. Vielleicht war von jeher ein Zug zu stillerem Wesen in ihr; jedenfalls förderten die Erlebnisse diese Neigung. Die beiden blühenden Töchter starben den Eltern rasch nacheinander, die eine aus froher Gesundheit heraus nach einer Krankheit von bloß einigen Tagen, die andere an der Schwindsucht nach längerem Siechtum. Da war die Einsamkeit erwünscht, und nur allzu willig gab sie sich vielleicht dem Schmerz um die Toten hin, so daß des Gatten rühriges Wesen ein Heilmittel war, den Mitlebenden ihre Teilnahme zu erhalten.

Es herrschte auch auf Bechburg noch Leben und Bewegung genug, und das Album des Schlosses hat viele schöne Momente für die Erinnerung festgehalten. Ein glänzendes Fest voll poetischen Reizes gab's dort oben am 2. September 1869, als Herr Walter seine zweite Gemahlin heimführte und auf Schloß Bechburg die Künstlerhochzeit gefeiert wurde. Frau Walter-Strauß war in dem Freundeskreise durch ihre Kunst und ihren Charakter die willkommene Genossin; wie manche glückliche Stunde wurde verschönt durch ihren künstlerisch vollendeten Gesang, und wie konnte sich allen voraus der Schloßherr freuen, wenn unter freiem Himmel an schöner Stelle ihre frohmütigen Schweizerlieder ertönten! Im ganzen brachte der Aufenthalt auf dem Schloß in der schönen ländlichen Gegend eher stillere Freuden, und auch wenn gute Freunde erschienen, so war's eine anspruchslosere und darum nur um so intimere Gastfreundschaft, deren Genuß einem zu Teil ward. Bechburg war damals vom Verkehr noch viel entfernter als heute. Die nächste Bahnstation war Olten, das nächste Telegraphenamt Balstal. Es mußte dort doch vieles wegbleiben, was das Stadtleben unruhig machte, und, ohne die Möglichkeit des plötzlichen Kommens und Gehens,



war man mit denen für längere Zeit und in engerem Anschluß verbunden, mit denen man sich eins fühlte im tieferen Erfassen vieles Schönen. Die auserwählte Gesellschaft mochte sich wohl etwa vorkommen, wie dem Staube des gewöhnlichen Daseins entrückt. Wenn die Schatten des Abends sich senkten auf die schöne Gegend, und jetzt im Dämmerlichte die Saiten erklangen, um eines Künstlers innerstes Empfinden auszusprechen, wenn dann ein rasches Aufglühen der mächtigen Alpenkette, die gerade jenseits des Tales sich hinzuziehen schien, gleichsam die Strahlen eines andern Tages sandte, dann vereinigte sich Natur und Kunst, um das Herz zu erquicken.

Doch das Leid scheut nicht zurück vor solchem schönen Glück. Im Jahre 1888 starb auf Bechburg nach längerem Kranksein, doch unerwartet plötzlich der ältere Sohn. Die Jahre kamen heran, da der Zug zur Stille, der die Gattin beherrschte, sich auch beim Gatten mehr und mehr einstellte; seine Aufenthalte auf der Burg fern von dem rauschenden Leben der Stadt verlängerten sich; im Jahre 1893 zog er sich vom Geschäfte zurück, und seine Anwesenheiten in der Stadt bekamen jetzt die kurze Dauer, wie einst seine Besuche auf dem Landsitz. Das Zusammenleben war geregelt durch jenen stärksten Trieb, der beiden Gatten eigen war, andern Freude zu machen. Jeden Wunsch, den man dem andern ablauschen konnte, suchte man zu erfüllen; man durfte, was etwa hätte erwünscht sein können, auch durch die Dienerschaft nicht aussprechen lassen, sonst eilte beim Besuch in der Stadt der Schloßherr von einem Magazin zum andern, bis er das Gesuchte fand. Die Liebe zu den Angehörigen hatte ja immer sein Handeln geleitet, Bechburg hatte er übernommen, weil ihm das Schloß lieb war als letzter Aufenthaltsort seiner Mutter, und in die geschäftlichen Beziehungen zu Davos war er eingetreten, weil sein krankes Kind dort Genesung gesucht hatte. Jetzt kam dieser Familiensinn noch zur ungestörtesten Entfaltung, er verband die Gatten, und er

kam ganz besonders auch den Großkindern zu gute, die der nimmer rastende Großvater zu Interessen und Kenntnissen zu führen wußte, wie sonst niemand es gekonnt hätte.

Am 19. Juni 1899 durfte das Ehepaar in seltener körperlicher und geistiger Frische die goldene Hochzeit feiern. Die Jubilare durften mit froher Zufriedenheit auf ein schön und nützlich vollbrachtes Leben zurückschauen, und die Mitfeiernden konnten sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das Glück unseres Daseins im geistigen Leben seine Wurzeln hat. Noch einmal bot die Burg das Bild des einstigen Lebens, die Freunde erschienen zahlreich zum Fest, Glückwunsch folgte auf Glückwunsch, die allseitige Teilnahme mußte die mit dem goldenen Kranz geschmückten Ehegatten erfreuen, und des Festes Zierde war die Schar der Enkelkinder, welche so leicht den Weg zum Herzen der Großeltern gefunden hatten. Aus seinen Aufzeichnungen ersehen wir, daß eine bescheidene Ovation Herrn Riggenbach besonderes Vergnügen bereitet hat. Seine Bestrebungen auf musikalischem Gebiet waren nicht immer vor übelmögendem Urteil geschützt gewesen. Als jetzt bei der Hochzeitsfeier eine Urkunde verlesen wurde, durch welche er zum Ehrenpräsidenten des Gesangvereins ernannt und seiner Gattin das Ehrenpräsidium über das Damenkomitee jener Gesellschaft übertragen wurde, da mag er in aller Bescheidenheit die Empfindung bekommen haben, er habe es erleben dürfen, daß ihrer beider gutes Streben unwidersprochene Anerkennung gefunden habe. Der Akt der Überreichung der Urkunde war eingeleitet und abgeschlossen durch Gesänge eines Doppelquartetts von Mitgliedern des Gesangvereins. Sie mögen den überraschten Beiden aus dem gewölbten Brunnenhause herauf entgegengeklungen haben wie der Ton von alten, lieben Liedern, die sie einst hinausgesendet hatten, und deren Widerhall jetzt zurückkam, sie zu erfreuen.

Auch in der Folgezeit freute einen an dem greisen Mann der lebendige, für alles empfängliche Geist und das Gedächtnis,



das für nichts Vergangenes versagte und immer noch zulernte. Auch jetzt noch war das musikalische Interesse am stärksten, und der Genuß großer Meisterwerke der Tonkunst rief ihn oft in die Stadt und begeisterte ihn, wie nur je. Seinem oft bewährten Zug, das Gute zu nehmen, wo man es finde, entsprach es, daß er im Juni 1903 noch alle Konzerte des Tonkünstlerfestes in Basel besuchte und sich wie ein Junger in das Festgetriebe hineinbegab. Er schrieb darüber an Stockhausen, mit dem er in besonderer Freundschaft verbunden geblieben war; im Ablehnen und im Annehmen von dort gebotenen Gaben zeigt er einen sicheren Standpunkt des Genießens und der Kritik.

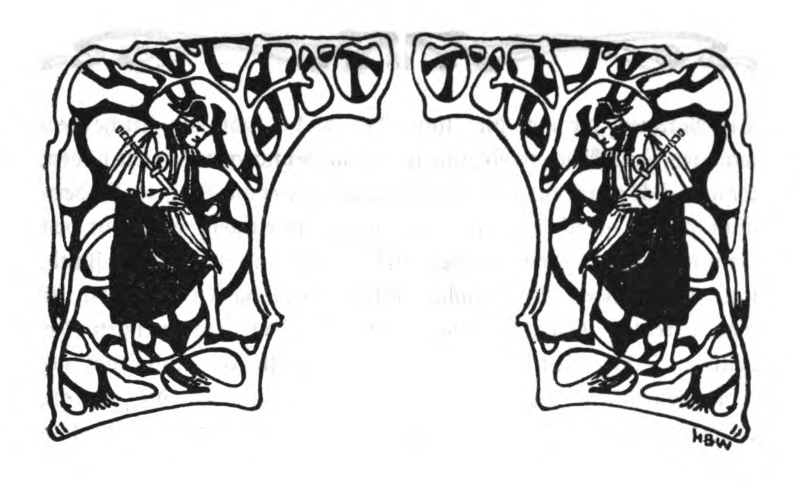
Im ganzen aber waren nun auch für dieses bewegte Leben die stillen Stunden gekommen, da mehr nur aus der Erinnerung noch die Freuden herantönen wie ferner Sang, da auch, was Leidvolles empfunden ward, sich einfügt in die Harmonie des Lebens. In stiller Sammlung mag er auf die Lebensreise zurückgeblickt haben, wenn ihm an Sonntagabenden etwa noch die Gattin nebst andern Gesängen Schuberts „Kreuzzug“ vortrug, der ihm ein Lieblingsstück war. Und was klang nicht alles hinein, wenn er am Flügel saß und seine Phantasien sich frei ergehen ließ über den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“; das war wohl nach Text und Melodie das Lied, von dem sein ganzes Leben und sein ganzes Haus durchströmt war. Wir brauchen von seiner Religiösität nicht weiter zu reden; jedes liebreiche Erfassen von Werken der Schöpfung und von Gaben göttlichen Geistes ist im tiefsten Grunde nichts anderes als Liebe zum Schöpfer und Hinhorchen zu Gott.

Die milde und wohl auch heiße Sommerszeit war vorbei; die tausend Regungen und Bestrebungen, die sein Leben erfüllt hatten, es waren schwirrende Schmetterlinge gewesen. Jetzt war die stille Zeit des Herbstes und des Winters eingetreten, da galt es, die Beute zu mustern, zu prüfen, was Wert hatte, und was gleichgültig war, die nutzlosen Falter wegzuwerfen,



die kostbaren Stücke sachte zu befestigen, mit feinfühliger Hand zu entfalten und sich zu freuen an dem wunderbaren Farbenglanz. Es las ihm wohl auch einer vor zu dieser stillen Beschäftigung, und so fesselnd war der Inhalt des Buches, daß er mit einemmale nur noch dem Geiste lauschte, aus dessen Reich die Worte zu ihm hintönten, und die Arme sinken ließ, die rüstig eben noch die Arbeit verrichtet hatten.





Basler Kulturbilder

aus dem 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von

J. W. Heß.

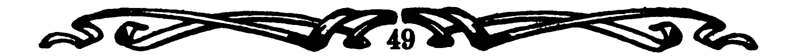
Die Einführung der Reformation hat überall, wo die evangelische Lehre zur Herrschaft gelangt ist, zugleich eine Neugestaltung der staatlichen Organisation zur Folge gehabt. Galt es doch, die Grundsätze festzustellen, die fortan im öffentlichen und im privaten Leben der Staatsangehörigen Geltung haben sollten, und diese Prinzipien auf den Boden der heiligen Schrift zu stellen, worauf die evangelische Kirche allein fußen zu wollen erklärt hatte. Die Gesetzgeber haben auf diesem Gebiete überall eine so große Tätigkeit entfaltet, daß das auf die Reformation folgende Jahrhundert geradezu „die klassische Zeit der Kirchenordnungen" genannt worden ist.

Was in dieser Hinsicht von den reformierten Ländern im allgemeinen gilt, das kann im besondern auch von dem kleinen Gemeinwesen der Stadt und Landschaft Basel gesagt werden.

Die Männer, die hier die Zügel des bisher von der Kirche verwalteten, bischöflichen Regiments in die Hand genommen haben, wollten sich gleich ihren Kollegen in andern evangelischen Ländern nicht damit begnügen, bloß kurzweg zu beseitigen, was mit den Grundsätzen der reformierten Lehre nicht im Einklange stand, und eingerissene Mißbräuche einfach abzuschaffen, sondern sie waren redlich bemüht, etwas Anderes, den Forderungen der heiligen Schrift Entsprechendes an die Stelle der unhaltbar gewordenen alten Zustände zu setzen. Sie haben dies getan, durchdrungen von der Überzeugung, daß sie dereinst vor Gottes Richterstuhl darüber würden Rechenschaft ablegen müssen, „ob sie", wie die Reformationsordnung sich ausdrückt, „die von Gott empfangene obrigkeitliche Gewalt zu Äufnung göttlicher Ehre und Pflanzung eines friedsamen, christlichen Wesens gebraucht hätten."

Die Einrichtung des auf dem Grunde der heiligen Schrift ruhenden neuen Staatswesens nahm die gesetzgeberische Tätigkeit unsrer Obrigkeit im vollsten Maße in Anspruch. Hand in Hand mit der grundlegenden Reformationsordnung vom 1. April 1529 und mit der für die Landschaft allein erlassenen Kirchenordnung vom 11. Juni 1595 gingen eine große Menge von kürzern und längern Verordnungen für alle kirchlichen, bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse einher, und diese Arbeiten fanden auch im siebzehnten Jahrhundert noch keinen Abschluß.

Von allen diesen organisatorischen, obrigkeitlichen Kundgebungen wollen wir im folgenden die Sittenmandate und die polizeilichen Vorschriften besonders ins Auge fassen, weil sie uns in kulturgeschichtlicher Beziehung tiefe Blicke in das damalige Volksleben gestatten. Unsre Mitteilungen darüber stützen sich nicht sowohl auf die obrigkeitlichen Verordnungen und Mandate selbst, als vielmehr auf die für diesen Zweck noch unbenützten Aufzeichnungen über die periodischen Zusammenkünfte und Verhandlungen der Geistlichkeit, die sich hauptsächlich



in den Kirchenakten des Staatsarchivs finden. Nachdem wir uns bei der Bearbeitung der Schulgeschichte von Baselland von den reichen Schätzen, die die Kirchenakten in Bezug auf die Kulturgeschichte enthalten, überzeugt hatten, wollten wir den Versuch machen, einzelne Kulturbilder an der Hand dieser Akten zu entwerfen. Denn die Kirchenakten enthalten keineswegs bloß Angelegenheiten rein kirchlicher Natur, die nur für Theologen vom Fach Interesse darbieten. Sie verbreiten sich vielmehr über sämtliche Gebiete des öffentlichen und häuslichen Lebens und geben namentlich auch über die Befolgung der obrigkeitlichen Verordnungen eine so eingehende Auskunft, wie wir sie in dieser Reichhaltigkeit und Anschaulichkeit sonst nirgends antreffen.

Die in der vorliegenden Arbeit benützten Quellen sind teils handschriftliche, teils gedruckte. Unter jenen nehmen die im Staatsarchive aufbewahrten Kirchenakten (citiert K. A.) die erste Stelle ein. Besonders wichtig sind darunter diejenigen, welche die Aufzeichnungen über die Verhandlungen der landschaftlichen Pfarrkapitel, der Synoden und der Kirchenvisitationen enthalten. Darunter zeichnen sich während eines Teiles des von uns behandelten Zeitabschnittes die Akten des Farnsburger Kapitels (citiert F. A.) durch ihre Reichhaltigkeit aus. Eine wichtige Quelle sind ferner die im Archiv des Antistitiums aufbewahrten Akten des Kirchenrates oder die Acta Ecclesiastica (citiert A. E.)

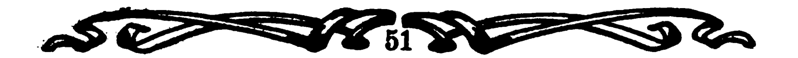
Unter den gedruckten Quellen kommen besonders in Betracht die verschiedenen obrigkeitlichen Ordnungen und Mandate, die, wie die Reformationsordnung von 1529 und die Kirchenordnung von 1595, teils umfangreiche Publikationen für sich bilden, teils als fliegende Blätter in Plakatform erschienen sind. Diese Ordnungen finden sich gesammelt und gebunden im Staatsarchiv. Eine große Anzahl besitzt auch die Vaterländische Bibliothek der Lesegesellschaft (cit. V. B.),



auf deren immer noch nicht genugsam gewürdigte Schätze hiemit nachdrücklich aufmerksam gemacht wird. Endlich verdanken wir der fleißigen Hand des Pfarrers Ritter oder Ryter in Liestal die Abschrift zahlreicher Mandate und Namensverzeichnisse (citiert Ryt. Collect.).

Unter den übrigen gedruckten Quellen nehmen die historischen Werke von Ochs (Geschichte der Stadt und Landschaft Basel; citiert Ochs) und Bruckner (Fortführung der Basler Chronik; citiert Brckn. Fortf., und besonders der „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel" von demselben Verfasser, citiert Brckn. Merkw.) die erste Stelle ein. Andere angeführte Schriften sind: Boos, Thomas und Felix Platter (citiert Boos); Fechter, Autobiographie von Thomas und Felix Platter (citiert Fechter); Buxtorf-Falkeisen, Basler Stadt- und Landgeschichten (citiert Buxt.); Hagenbach, Kritische Geschichte der Entstehung der ersten Baslerkonfession (citiert Hgb.). Andere Schriften werden an ihrem Orte angeführt werden. An der Hand dieses Quellenmaterials haben wir versucht, einige Kulturbilder aus dem Leben der Basler Vergangenheit zu entwerfen, und sind dabei von dem Grundsatze ausgegangen, neben die theoretische Forderung des Gesetzes wenn immer möglich deren Ausführung im praktischen Leben zu stellen. Die freundliche Aufnahme, die der Arbeit seinerzeit im Schoße der hiesigen Historischen Gesellschaft zuteil geworden ist, ermutigt mich, sie hiemit einem größeren Publikum vorzulegen.

Zum Schlusse spreche ich allen denen, die mich bei meiner Arbeit durch Vermittlung der Quellen oder durch guten Rat und Belehrung unterstützt haben, namentlich den Herren Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel, Antistes A. von Salis, Dr. Theophil Burckhardt-Biedermann, Professor E. Hoffmann-Krayer und Sekundarlehrer Ad. Seiler, hiemit den besten Dank aus.



I. Von den Hochzeiten.

Wie tief im sechzehnten Jahrhundert die gesetzlichen Vorschriften in das Familienleben und ins freie Ermessen des Einzelnen eingegriffen haben, geht unter anderm aus den mancherlei Forderungen hervor, die das Eingehen der Ehe und die Abhaltung der Hochzeiten betreffen. Vergegenwärtigen wir uns den Verlauf eines solchen freudigen Anlasses nach seinen verschiedenen Seiten.

Schon das Eheversprechen hatte bloß in dem Falle Anspruch auf Gültigkeit und bindende Kraft, wenn es öffentlich, im Beisein von mindestens zwei „frommen, biderben Mannen" geschlossen wurde. Ein „in Winkeln", mit anderen Worten im Geheimen, eingegangenes Verlöbnis genoß keinen Rechtsschutz.[1] Erst im Jahre 1532 wurde ein öffentliches Aufgebot eingeführt, „um", wie es in der Verordnung heißt, „Betrug und Irrungen zu vermeiden." Damals erging nämlich an die Prädikanten die Weisung, die Verlobten nicht kirchlich zu trauen, bevor diese vor versammelter Gemeinde von der Kanzel herab „ausgerufen" worden seien.[2] Einen Brautstand von längerer Dauer liebte man nicht. Die Frist vom öffentlichen Aufgebote bis zur Trauung war äußerst kurz. Felix Platter hat sich in seiner Selbstbiographie namentlich auch über seine Verlobung und seine Eheschließung ausführlich verbreitet. Es geht daraus hervor, daß er Sonntag den 21. November (1557) im Münster verkündet und unmittelbar darauf am Montag den 22. gleichen Monats kopuliert worden ist.[3]

Als Hochzeitstag ließ die Reformationsordnung je nach Belieben den Sonntag oder einen Wochentag zu. Bald wurde es aber üblich, sich nur an einem Werktage trauen zu lassen. Der die Trauung vollziehende Geistliche[4] hielt aber keine besondere Hochzeitspredigt;[5] denn solche waren im sechzehnten Jahrhundert noch nicht üblich, sondern die Handlung schloß sich unmittelbar an die gewöhnliche Wochenpredigt an.



Als typisches Beispiel, wie ein solcher Ehren- und Freudentag in einem gewöhnlichen Bürgerhause begangen worden ist, mag Felix Platters Hochzeit dienen. Zur Hochzeit wurde nicht gefahren, sondern jedermann, vornehm oder gering, ging noch bescheidentlich zu Fuß. Platters Hochzeitsgäste versammelten sich des Morgens in der Frühe im Hause „zum Gejegt“,[6] wo der junge Arzt bei seinem Vater wohnte. Von da aus setzte sich der Zug „in der procession“ die Freiestraße hinunter in Bewegung, um die im Rüdengäßchen[7] wohnende Braut abzuholen. Voraus schritt der Bräutigam, angetan mit „libfarben hosen“ und einem roten Wams von Atlas. Den Hals umgab, „wie domol brüchig“, ein „kurzes krös“ oder ein Halskragen, unter dem aber noch der goldgestickte und mit kleinen, goldenen Spangen verzierte Kragen des „britgam hembdes“ sichtbar war. Vor dem Hause der Braut wurde dem Bräutigam ein Sammetbarett aufgesetzt, worauf ein Kranz prangte, der aus perlengeschmückten Borten oder Tressen und künstlichen Blumen zusammengesetzt war. Diese Stelle ist zugleich ein Beweis dafür, daß nicht allein die Braut, sondern auch der Bräutigam einen Hochzeitskranz getragen hat.[8] Nachdem sich die bekränzte Braut, die mit einer „libfarben schuben“, das ist mit einer fleischfarbenen Jacke,[9] angetan war, mit ihren Angehörigen dem Zuge angeschlossen hatte, ging man den Schlüsselberg hinauf zur Münsterkirche. Die Sitte gestattete aber nicht, daß Bräutigam und Braut mit einander gingen. Beide hatten je einen besonderen Führer; der Bräutigam den Professor Oswald Ber, „der, ob er glich gar alt, auch rot kleidt war“; die Braut den Drucker Henric Petri.

Da die Wochenpredigt schon des Morgens um neun, nach gewöhnlicher Zeit schon um acht Uhr, begann, so galt es, besonders an einem trüben Novembertage, beizeiten bereit sein, um so pünktlich in der Kirche einzutreffen, wie es die Vorschrift verlangte, nämlich „ehe und bevor der Diener Göttlichs Worts die



Kanzel bestiegen hatte.“ [10] Erst nach der Trauung steckte der junge Ehemann seiner Gattin den Ehering an den Finger.

Nach beendigter Feier kehrte der Hochzeitszug in das Haus des Bräutigams zurück, und hier brachten die Verwandten und Freunde den Neuvermählten die üblichen Hochzeitsgaben dar. Dann setzte sich die Gesellschaft zu Tische.

Über die Hochzeitsmahlzeiten bestanden besondere, einläßliche Vorschriften. Eine davon war, daß ein Bürger das Mahl nur in seinem eigenen Hause abhalten durfte. Fremden, die zu Basel Hochzeit hielten, war es allein gestattet, das Essen in einer Herberge oder in einem Wirtshause einzunehmen. Durch einschränkende Vorschriften war aber dafür gesorgt, daß ein solcher Fall nicht allzu häufig eintrete. An den Hochzeiten fremder Personen durften nämlich nicht mehr als drei Tische aufgestellt und an jeden bloß acht Gäste gesetzt werden. Die Wirte waren ferner angewiesen, weder quantitativ noch qualitativ mehr aufzutischen, als sie es „bei einer gemeinen, gewöhnlichen Ürten“ [11] zu tun gewohnt seien. Die Gäste aber durften das obrigkeitliche Gebot nicht etwa dadurch zu umgehen versuchen, daß sie bessere oder reichlichere Speisen von zu Hause mitbrachten. Ja es war ihnen sogar untersagt, dem Wirte oder in die Küche „eine Verehrung zu thun“, das heißt ein Trinkgeld zu verabreichen. [12] Weil man aber in Erfahrung brachte, daß die Erlaubnis, zu Basel Hochzeit zu halten, von einzelnen Fremden in der Weise mißbraucht wurde, daß sie sich ohne vorhergegangenes kirchliches Aufgebot trauen ließen und nachher in einem hiesigen Wirtshause das Hochzeitsmahl abhielten, so wurde im Jahre 1598 ein ernstliches Verbot wider solche Heimlichkeit erlassen. [13] Erst im Jahre 1592 erhielten auch Bürger die Erlaubnis, das Hochzeitsessen in einem Wirtshause abhalten zu dürfen. [14]

Felix Platter mußte also seine Gäste, deren Zahl über hundertfünfzig betrug, im väterlichen Hause zum Gesegt be-



wirten, was dadurch ermöglicht wurde, daß man jedes Lokal, wo nur irgend ein Tisch gestellt werden konnte, in Anspruch nahm, und daß die Leute so nahe wie möglich zusammenrückten.

Das Hochzeitsmahl in einem einfachen Bürgerhause bestand aber nicht aus einer einmaligen Gasterei, sondern zerfiel in mehrere, zeitlich getrennte Abteilungen. Am Hochzeitstage selbst sowie bei der am darauffolgenden Tage stattfindenden Nachhochzeit wurde jeweilen zweimal getafelt: des Morgens um elf Uhr (Basler Zeit, die eine Stunde vorging) tischte man den Imbiß, des Nachmittags um sieben Uhr das Abend- oder Nachtessen auf. Die Dauer einer jeden Mahlzeit war obrigkeitlich auf zwei, höchstens drei Stunden festgesetzt. Das betreffende Mandat spricht zugleich die Erwartung aus, daß „aller Überfluß an Speise und Trank vermieden werde.“ Es ist jedoch sehr daran zu zweifeln, ob dieser Verordnung in allen Fällen werde nachgelebt worden sein. In unserm Zweifel werden wir bestärkt, wenn wir die Menge der Speisen betrachten, die Platter seinen Gästen durch den Engelwirt Batt Ösy aufstellen ließ.[15] Denn in einer bürgerlichen Küche die Beihilfe eines Kochs in Anspruch zu nehmen war erlaubt.

Ohne auf jenes Menü näher einzutreten, wollen wir hier nur noch daran erinnern, daß Platter als ein großer Freund der Musik darauf bedacht war, seinen Gästen außer den materiellen Tafelfreuden auch einen geistigen Genuß darzubieten. Mit den modernen Leistungen der Art kann freilich das von ihm Gebotene keinen Vergleich aushalten. Das im sechzehnten Jahrhundert lebende Geschlecht war aber nicht verwöhnt und hat die Leistungen des Turmbläsers Christelin, der die „Viole“ strich, und des Schülerchors, der „das gsang von löflen“[16] zum besten gab, gewiß mit nicht geringerm Vergnügen angehört, als es unser heutiges Publikum den instrumentalen und vokalen Leistungen von Dilettanten und Künstlern der Neuzeit entgegenbringt.

Wir gedenken aber hier noch einer ansprechenden Sitte aus der guten alten Zeit. Nach damaligem löblichem Brauche lud der junge Arzt nicht nur seine Freunde und Gönner, zum Teil hochangesehene, vornehme Herren, zur Hochzeit ein. Mit ihnen saß auch die ganze Nachbarschaft rechts und links und gegenüber vom Hause zum Gejegt, meist schlichte Handwerker und geringe Witfrauen, zu Tische. Außer diesem freundnachbarlichen Verhältnisse legt eine andere Gepflogenheit für die traulichen Beziehungen der Bürger untereinander ein sprechendes Zeugnis ab. Es war gutes, altes Herkommen, daß die Zunftbrüder und die Genossen der verschiedenen sogenannten Gesellschaften an der Hochzeitsfreude eines der Ihrigen teilnahmen, sich in ihren Zunft- und Gesellschaftsstuben mit dem Bräutigam zu Tische setzten und ihm Geschenke überreichten.[17]

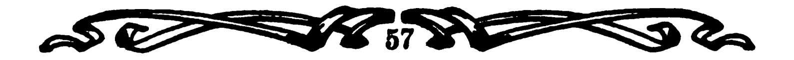
Sehen wir uns nunmehr danach um, wie die Hochzeiten auf der Landschaft abgehalten wurden.

Die meisten Vorschriften darüber entsprechen den für die Stadt geltenden; doch kommen in einzelnen Punkten Verschiedenheiten vor. Solche Abweichungen finden sich in den sogenannten Liestaler Akten,[18] einer bloß im Manuskripte vorhandenen, aus dem Jahre 1540 stammenden Ordnung, der Vorläuferin der später für die Landschaft aufgestellten Kirchenordnungen. In diesem Aktenstücke wird unter anderm dem Landvolke geraten, die Hochzeiten nicht auf den Sonntag zu verlegen. Dies geschah wohl weniger um der Beobachtung des sonntäglichen Ruhetages willen, als wegen eines Übelstandes, der draußen auf dem Lande viel stärker empfunden wurde, als in der Stadt. Es galt nämlich, dem massenhaften Zudrange fremden Gesindels zu den ländlichen Hochzeiten einen Riegel vorzuschieben. Zur Abhaltung von Festlichkeiten wie Hochzeiten und dergleichen war man in den Dörfern, wo die Wohnungsverhältnisse noch äußerst beschränkt und primitiv waren, wo es ferner keine Zunft- und Gesellschaftslokalien gab, und wo



auch die wenigen Wirtshäuser mit ausreichenden Räumlichkeiten nicht versehen waren, auf die Benützung von Wiesen und Baumgärten, oder bei ungünstiger Witterung von Tennen und Scheunen angewiesen. Zu den im Freien aufgeschlagenen Tischen drängten sich nicht nur eine Menge von einheimischen Zuschauern, sondern auch Scharen von fremden Bettlern und Landstreichern hinzu. Unter diesen machten sich „die gemeinen Weiber" durch freche Zudringlichkeit besonders bemerklich. Beständig begegnen wir daher der Klage, daß bei „ehrlichen", d. h. ehrbaren, Hochzeiten sich solche Weiber unter die geladenen Gäste mischten, die Tische umlagerten und die anständigen Leute durch ihr schamloses Treiben belästigten und ärgerten.[19]

In den Liestaler Akten ist ferner zum erstenmal von einer geschlossenen Zeit für die Trauungen die Rede. Es wird nämlich geboten, daß unmittelbar vor und nach den drei hohen Kirchenfesten Ostern, Pfingsten und Weihnachten keine Hochzeit abgehalten werden dürfe, „damit", wie es am betreffenden Orte heißt, „jenen sacramentlichen Tagen ihre gebührliche Ehr gegeben und großes Ärgernis und Übelrede der Widerwärtigen", d. h. der Andersgläubigen, „vermieden werde." Die geschlossene Zeit sollte im Ganzen vier Wochen, vierzehn Tage vor und ebensolange nach den Festtagen, dauern. Doch war in besondern Fällen eine Ausnahme gestattet. Nur wer eine Hochzeit „mit Tanzen und üppigem G'freß", d. h. mit einer üppigen Mahlzeit,[20] abhalten wollte, mußte die gebotene, geschlossene Zeit voll innehalten. „So aber alte Ehelüt", heißt es weiter, „oder andere on tantzen und anders deß kilchgangs begerten, soll inen acht tag vor und nach Wyenacht- und Pfingsttag vergöndt werden." Bloß zur Osterzeit wurde für die geschlossene Frist keine Ausnahme zugelassen, ja sie wurde vom Sonntage Lätare bis zum Sonntage Misericordias, also drei Wochen vor und zwei Wochen nach Ostern, im Ganzen somit auf volle fünf Wochen ausgedehnt. Es soll übrigens hier noch auf die Un-



gleichheit hingewiesen werden, die in Bezug auf die geschlossene Zeit zwischen Stadt und Land bestanden hat: hier wurde sie schon im Jahre 1540 geboten, während man sie dort erst 1601, und zwar „auf Ansuchen der Herren Geistlichen", einführte.[21]

Auf der Landschaft bestand die eigentümliche Gewohnheit, den Hochzeitszug unter Trommelschlag in die Kirche und aus dieser wiederum nach Hause zu begleiten. Die Liestaler Akten untersagen dies; denn „das Trummen sei ein Handel, der nit zur Kilchen und hochzeitlicher Freud, sondern zum Krieg und zu kriegerischer Rüstung gehöre."[22]

Noch im Jahre 1582 mußte das Hochzeitsmahl auf der Landschaft zu Hause zugerüstet und bereitet werden. Allen Wirten war eingeschärft, „auf keine Hochzeit ganz und gar nichts zu rüsten noch zu kochen." Erst im Jahre 1595 gestattete die Kirchenordnung nach dem Vorgange der Stadt die Abhaltung von Hochzeitsmahlzeiten im Dorfwirtshause. Dieses Zugeständnis wurde aber nur unter der Bedingung gemacht, daß der Wirt jedesmal die besondere Erlaubnis des Obervogtes dazu einhole und zugleich die Zusicherung gebe, dafür sorgen zu wollen, daß bei solchem Anlasse „nichts Ungeschicktes" in seinem Hause passieren solle. Allein diese Klausel fand wenig Berücksichtigung. Darum hielt es der Pfarrer von Diegten für notwendig, im Jahre 1604 darauf hinzuweisen, daß „in guten Jahren" von den Wirten der Ordnung zuwidergehandelt und ohne eingeholte Erlaubnis „ein Gefreß" abgehalten werde.[23]

Bei den Hochzeiten in der Stadt hielt nach beendigter Mahlzeit einer der vornehmsten Gäste die Abdankung, eine Rede, worin er im Namen Aller dem Gastgeber den gebührenden Dank abstattete. Damit wurde zugleich das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben. Auf der Landschaft trat an die Stelle der Abdankung das Tischgebet, das der Ortsgeistliche von Amtes wegen zu verrichten hatte. Es war nämlich den Landpredigern laut Amtsordnung vorgeschrieben, „bei ehrlicher



Gesellschaft, als Hochzeiten und andern ehrlichen Mählern, über und ab Tisch zu beten.“ [24] Allein den Pfarrern wurde es mitunter recht schwer gemacht, sich dieser Verpflichtung „so ehrbarlich und ansehnlich, mit Bewahrung rechtmäßiger Autoritæt, Zucht und aller Ehrbarkeit“ zu entledigen, wie es die Amtsordnung wünschte. Nicht nur wurde „von groben, unverständigen, trunkenen Gesellen“ namentlich während des Schlußgebetes allerlei Unfug verübt, sondern die Mühe des Pfarrers auch dadurch noch unnötigerweise vermehrt, daß einzelne Gäste ihm zumuteten, an jedem der oft zahlreichen Tische besonders zu beten. Mit Recht beschwert sich einmal der Pfarrer Heinrich Otto von Wintersingen darüber, „daß das Ministerium bei Hochzeiten mißbraucht werde.“ Denn „da müsse der Pfarrer in alle Winkel schliefen, um das Dankgebet zu verrichten, das doch von vielen Gästen wenig geachtet werde.“ [25]

Schon aus dem, was soeben von den „trunkenen Gesellen“ gesagt worden ist, geht hervor, daß an Hochzeiten das Gebot der Mäßigkeit gar häufig wird überschritten worden sein. Dies war nicht nur des Abends spät und am Ende der Festlichkeit der Fall, sondern die Unmäßigkeit begann häufig schon des Morgens früh. Diesem Übel leisteten besonders die sogenannten Morgenzechen Vorschub. Auf die Klage des Pfarrers Matthias Rotenmund von Rümlingen faßte das Kapitel Waldenburg-Homburg folgenden Beschluß, um diesen Gebrauch abzustellen: „Weil bey den Hochzeyten aus den Morgenzechen vor dem Kilchgang viel übels volget, als daß man zu unzeitten zur kirchen kumpt, darbey schlafet und voll ist; So ist erkant worden, daß man mit dem Breütigam reden soll, sich sampt der Hochzeiterin zu rechter Zeyt und nüchterner Weyß zur Kilchen zu fürdern, damit es alles Christenlich, ordenlich und zichtig zugange.“ [26]

Zu endlosen Klagen gaben ferner die Ausschreitungen Anlaß, die mit der Abhaltung der Nachhochzeiten in Verbindung



standen. Hören wir, wie sich Pfarrer Freuler von Sissach einmal darüber ausspricht: „Auf den Nachhochzeiten ziehen sie morgens schon voll besoffen mit Trommen und Pfeiffen im Dorf herum, Eier und Anken zusammlen; denen, die es ihnen versagen, geben sie böse, unnütze Wort. Nachher sitzen sie wieder zusammen um zu zechen." [27]

Noch eines andern Hochzeitsbrauches mag hier gedacht werden. Aus Felix Platters Lebensbeschreibung ist bekannt, daß des Nachts bei der Verabschiedung der Gäste die jungen Bursche gegen das neuvermählte Paar allerlei mutwillige Possen im Schilde führten, denen sich dieses aber rechtzeitig zu entziehen wußte. Ähnliches, aber nur noch etwas gröber, war auch auf der Landschaft üblich. Wir lesen da zum Beispiel, „daß große Mißordnung, Unzucht und Unrat vorgehe, wenn man", unter Absingung schlüpfriger Lieder und Verübung sonstigen Mutwillens, „junge Eheleute zum erstenmal zu Bett bringe", [28] eine Sitte, die weit verbreitet war und namentlich auch in Deutschland vorkam. [29]

Dem gegenüber darf aber doch mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß im allgemeinen auf unsrer Landschaft an der Anschauung festgehalten wurde, der Kranz, womit die geschmückte Braut vor den Traualtar trat, sei ein Ehrenzeichen, das von keiner Unwürdigen getragen werden dürfe. Die Pfarrer taten denn auch ihr Möglichstes, daß diese Ansicht unter dem Landvolke festgehalten werde. [30]

Zum Schlusse mögen einige Mitteilungen über die Heiraten mit Landesfremden hier eine Stelle finden.

In Bezug auf die hierüber für Stadtbürger geltenden Bestimmungen verweisen wir auf eine Verordnung aus dem Jahre 1587. Einer Baslerbürgerin wird darin bei Verlust ihres Bürgerrechtes verboten, einen fremden Mann zu heiraten. Wenn aber ein Baslerbürger eine fremde Frau ehelichte, so behielt sich der Rat vor, nach Anhörung der Zunft darüber

zu entscheiden, ob die Frau des Bürgerrechtes ihres Gatten teilhaftig werden könne oder nicht.[31]

Auf der Landschaft galten folgende Bestimmungen. Eine Braut, selbst wenn sie eine Angehörige der Landschaft war, mußte, wenn sie einen Mann aus einem andern Amte als dem, dem sie angehörte, heiratete, nach uraltem Herkommen eine Abgabe, die sogenannte Ungenossame,[32] bezahlen. Erst im Jahre 1532 fiel diese Schranke, und die Untertanen erhielten die Erlaubnis, fortan ohne weitere Beschränkung „von einem Amte ins andere zu weiben und zu mannen.“[33] Einer Baselbieterin aber war es geradezu verboten, einen fremden, d. h. nicht der Landschaft Basel zugehörenden Mann zu heiraten. Das Verbot sagt ganz kategorisch: „Witwen oder Töchter, die ohne Scheu fremde Männer und Gesellen heiraten, sollen mit dem Ehemann des Landes verschickt“, d. h. mit andern Worten ausgewiesen werden.[34] Für eine auswärtige Braut aber, die einen Landschäftler heiratete, mußte nach wie vor der „Einsitz“, d. h. eine Aufnahmegebühr, entrichtet werden. Diese Beschränkung empfand das Landvolk je länger desto mehr als einen lästigen Zwang, dem es sich möglichst zu entziehen suchte. Der Rat fand sich deshalb veranlaßt, im Jahr 1597 den Landpredigern die Weisung zu erteilen, „ohne ausdrückliche, obervögtliche Erlaubnis“ keinem Untertan, „der ein ußlendisch Weib geehelichet“, den Kilchgang zu gestatten, es sei denn die Steuer „für den Insitz“ bezahlt worden.“[35]

Die Geistlichkeit betrachtete diese Angelegenheit weniger vom fiskalischen als vom konfessionellen Standpunkte aus. Als einmal im Farnsburger Kapitel darüber Beschwerde geführt wurde, daß an einer zu Trimbach (im Kanton Solothurn) abgehaltenen Hochzeit durch einige als Gäste eingeladene Sissacher Ärgernis gegeben worden sei, weil diese in der katholischen Kirche dem Priester „geopfert“ und dadurch, wie man sich damals ausdrückte, Abgötterei getrieben hätten, ergriff die Geistlichkeit des



genannten Kapitels diesen Anlaß, um das Landvolk ernstlich vor der Gemeinschaft mit den Solothurnern zu warnen.[36] Als dann wieder einmal ein Hochzeitspaar aus Trimbach nach Läufelfingen kam und sich hier von einem katholischen Priester trauen ließ, protestierte der Ortspfarrer J. J. Gugger aufs lebhafteste dagegen, daß bei diesem Anlasse der katholische Pfarrer „seine abergläubischen Papstischen cerimonien gebraucht habe“ und daß außerdem noch andere Leichtfertigkeit und Üppigkeit, „wie sie sonst bei ihnen“ (d. h. den Katholiken) „bräuchig“, vorgekommen seien.[37] Diese Vorkommnisse in Verbindung mit andern damals auftauchenden konfessionellen Bedenklichkeiten legen uns die Vermutung nahe, daß die Abneigung vor der Gemeinschaft mit den Andersgläubigen wohl auf das tiefgehende Mißtrauen zurückzuführen sei, womit in den beiden letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts die durch den Bischof von Basel mit so großer Rücksichtslosigkeit und Härte durchgeführte Gegenreformation viele Gemüter zu Stadt und Land erfüllt hatte. Diese Annahme wird durch die Wahrnehmung bestätigt, daß es Landprediger gab, die sich hinreißen ließen, bei Gelegenheiten, wenn Katholiken zugegen waren, selbst von geweihter Stätte aus in keineswegs zu billigender Weise die Andersgläubigen zu schmähen.[38]

II. Vom Tanzen.

1. Vom Tanzen im allgemeinen.

Zu den beliebtesten Belustigungen des Volkes hat von jeher der Tanz gehört. Was aus deutschen Landen im Großen und Ganzen berichtet wird, daß nämlich unter den Vergnügungen unserer Voreltern neben dem Essen und Trinken das Tanzen obenan gestanden habe, und daß der Tanz bei einem öffentlichen oder häuslichen Feste so wenig habe fehlen dürfen als eine wohlbesetzte Tafel und ein gefüllter Becher,[39] das gilt im



besondern auch von der Stadt und Landschaft Basel. Unsre Jugend pflegte gerne Reigentänze aufzuführen, die in der Stadt teils auf freien Plätzen oder auf den Gassen, teils in den Zunft- und Gesellschaftshäusern abgehalten zu werden pflegten. Gegen diese Ringelreihen wäre an und für sich wohl nichts einzuwenden gewesen, wenn sie den harmlosen Ringeltänzen der Kinder geglichen hätten. Daß es aber dabei nicht immer in Züchten und Ehren zugegangen ist, geht aus der Bemerkung hervor, jene Tänze seien von üppigen, schandbaren Gesängen begleitet gewesen.[40] Die Reformationsordnung verbot darum die Reigentänze, um die Jugend vor der Anreizung zur Leichtfertigkeit zu bewahren. Daß aber im Jahre 1561 ein abermaliges Verbot dagegen erlassen werden mußte,[41] ist ein deutlicher Beweis dafür, wie zähe das Volk an seinen alten Gewohnheiten festgehalten hat. Zu derselben Zeit ist auch von einem Schwerttanze die Rede, den sechzig Bürger im Jahre 1566 öffentlich aufgeführt hätten.[42] Da ausdrücklich dabei bemerkt wird, derselbe sei „mit allen Züchten" abgehalten worden, so geht daraus hervor, daß diese kriegerische Aufführung keineswegs mit den unordentlichen und ärgerlichen Reigentänzen in eine Linie zu stellen gewesen sei. Damit sind zugleich die Mitteilungen über das Tanzen, soweit sie die Stadt betreffen, zu Ende.

Etwas mehr erfahren wir über das Tanzen aus den Quellen, die die Landschaft betreffen.

Auf dem Lande, wo den Tanzlustigen keine besondern Lokalien wie in der Stadt zur Verfügung standen, tanzte das Volk durchweg im Freien, am liebsten auf der Allmende draußen vor den Dörfern. Unsre Quellen erwähnen dabei die schandbaren Gesänge und üppigen Lieder nicht, von denen oben die Rede gewesen ist. Daraus sowie aus dem Stillschweigen der Liestaler Akten möchte man gerne den Schluß ziehen, jene ländlichen Tänze seien harmloser Natur gewesen. Daß dem aber



nicht also war, darauf deuten die häufigen Klagen der Landprediger hin, es werde „mit viel Leichtfertigkeit“ getanzt und damit „allerhand Mutwillen“ verbunden. Man braucht auch nur die wildbewegten, springenden Figuren des Bauerntanzes anzusehen, der sich unten um den Sockel des Brunnens in der Spalenvorstadt schlingt, um den Eindruck zu gewinnen, daß da ein ausgelassenes Vergnügen zur Darstellung gebracht worden sei. Die oftmals vorkommende Erwähnung von Tänzen mit gemeinen Weibern scheint gleichfalls für den nicht ganz harmlosen Charakter dieser Lustbarkeit zu sprechen.[43]

Der Unwille der Pfarrherren wurde wohl hauptsächlich dadurch noch vermehrt, daß die Tänze am Sonntage stattfanden, an welchem Tage die Wochenarbeit ruhte. Es war allgemeine Übung, am Sonntage zum Tanz hinauszuziehen. Oft wurde den ganzen Tag lang diesem Vergnügen gehuldigt, und es wird berichtet, die Knaben und Töchter hätten sich zu hunderten „an sonderbaren Plätzen“ eingefunden, um solches zu treiben.[44] Selbst das Gesinde betrachtete es als etwas Selbstverständliches und als ein ihm gebührendes gutes Recht, am Sonntag gleich nach dem Imbiß zum Tanze aufzubrechen, und die Dienstherrschaft hütete sich wohl, dieser Gewohnheit Schwierigkeiten in den Weg zu legen, aus Furcht, keine Knechte und Mägde zu bekommen.[45] Allgemein klagten die Pfarrer, daß aus diesen Tänzen viel Ungebühr entspringe, und daß der Sabbat entheiligt werde.[46]

Es ist begreiflich, daß die Prediger in den ins Maßlose gesteigerten Tanzbelustigungen eine große sittliche Gefahr hauptsächlich für die Jugend erblickten und es demgemäß für ihre heilige Pflicht hielten, bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen und die Obrigkeit zum Einschreiten aufzufordern; allein nicht mit dem gewünschten Erfolge. Um der lästigen Beaufsichtigung aus dem Wege zu gehen, verlegten die Tanzlustigen ihre Zu-

sammenkünfte entweder ins Haus, wenn eine geeignete Lokalität vorhanden war, am häufigsten aber ins Freie. Beliebte Tanzplätze waren z. B.: bei der Linde auf dem Wege von Benken nach Bättwyl,[47] die Inseln und Werder, die die noch nicht eingedämmte Birs in der Nähe der Dörfer Münchenstein und Muttenz bildete,[48] ferner „die Burghalde" bei Muttenz.[49] Ein besonders beliebter Sammelplatz der Jugend von Pratteln war die große Linde daselbst. Es wird erzählt, daß in Pestzeiten die Dorfbewohner sich dort versammelt und die Furcht vor dem Tode durch Reigentänze zu vertreiben gesucht hätten.[50] Wem fällt übrigens bei der Erwähnung, daß in der Nähe der Dorflinden getanzt worden sei, nicht das Verschen ein, das die Kinder heutiges Tages noch gebrauchen, wenn sie singen: „Welches ist die schönste Jungfer unter dieser Linden?" In weiterer Entfernung von der Stadt pflegte das Volk auf der damals noch mit Wald bestandenen Höhe zwischen den Dörfern Oltingen und Wenslingen,[51] auf „dem Kohlacker" bei Rümlingen,[52] endlich im „Großholz",[53] einer ausgedehnten Waldung auf der Wasserscheide zwischen dem Ergolz- und dem Eitale, zusammen zu kommen. Der Pfarrer Isaak Cellarius von Rotenfluh, dessen Dorfjugend dieses Gehölz besonders bevorzugte, versichert, es hätten sich dort manchmal „an die tausend Personen" zum Tanzen zusammengefunden.[54] In den Kirchenakten nicht erwähnt wird die Gegend unterhalb dem Wasserfall des Gießen bei den Dörfern Kilchberg und Zeglingen. Bruckner schreibt im Jahre 1762, daß vor etwa zwanzig Jahren noch im Frühling die Töchter und Söhne des Landes an den Sonntagen dorthin gekommen seien und sich teils durch Reigen und Tänze, teils durch Ringen und Wettlaufen ergötzt hätten.[55] Selbst vor viel weiteren Wegen scheute das Volk nicht zurück. Die abgelegenen Höhen der Schafmatt z. B., wo die Gebiete von Basel, Solothurn und Bern zusammenstießen, waren beliebte Tanzplätze.[56]

Die an so abgelegene Örtlichkeiten verlegten Tanzbelustigungen waren unter dem Namen Winkeltänze übel berüchtigt; denn sie boten nach der Meinung der Pfarrer „zu fernerem Unrat[57] und Unzucht Anlaß und Gelegenheit.“[58] Die dagegen erlassenen Verbote, wie namentlich das in der Kirchenordnung von 1595 enthaltene, wurden einfach ignoriert. Als infolge einer Besprechung der drei Landdekane im März 1603 ein erneuertes, obrigkeitliches Verbot der im Hause abgehaltenen Tänze ausgewirkt worden war, worauf in der allgemeinen Kapitelssitzung mit Befriedigung hingewiesen und beigefügt wurde, daß man nun auch noch dahin trachten werde, ein gleiches Verbot für die Tänze in Wald und Flur zustande zu bringen, meinte ein verständiger Pfarrer, „es wäre, um Böses zu vermeiden, nach seiner Erfahrung besser, wenn man einstweilen das Tanzen im Dorf noch gestatten, dafür aber mit um so größerem Nachdruck gegen die Winkeltänze in den Wäldern einschreiten würde.“[59]

2. Vom Tanzen an den Hochzeiten.

Wenn schon das Tanzen im allgemeinen zu häufigen Klagen Anlaß gab, so hat die Frage über die Zulässigkeit der Hochzeitstänze die Gemüter noch angelegentlicher beschäftigt. Von alters her ist zu Basel, wie an andern Orten auch, der Tanz als ein wesentlicher Teil einer jeden Hochzeit betrachtet worden. Erst im Jahre 1553 fing man zu Basel an, das Tanzen an Hochzeiten zu beanstanden, aber noch nicht zu verbieten. Denn der Rat erklärte damals das Tanzen einstweilen noch „bis auf weiteres Bedenken“ „in Gnaden“ zulassen zu wollen.[60] Ein späteres Mandat vom Jahre 1576 wollte gleichfalls „für diesmal noch“ die Hochzeitstänze gestatten, „wiewohl es“, wie die Verordnung sich ausdrückt, „viel wäger und besser wäre, wenn zu diesen schweren Zeiten das Tanzen gänzlich unterlassen würde.“[61] Allein an die Erlaubnis knüpfte die Obrigkeit so erschwerende Bedingungen, wie z. B. es müsse bei geschlossenen



Türen getanzt werden, daß die Erlaubnis beinahe einem Verbot gleichkam.

Von solchen Beschränkungen ist im Jahre 1557 zur Zeit von Felix Platters Hochzeit noch keine Rede. Platter berichtet bloß, die Pause zwischen dem Imbiß und dem Abendessen sei mit Tanzen ausgefüllt worden. Da aber im väterlichen Hause der nötige Raum hiezu nicht vorhanden war, so stellte Platters Gönner Dr. Oswald Ber den untern Saal in seinem Hause „zum Kranichstreit“ am Rheinsprung[62] zur Verfügung. Dahin setzte sich denn am Nachmittage der Zug der Hochzeitsgäste in Bewegung. Es ist für die Sitte der damaligen Zeit, die dem weiblichen Geschlechte große Zurückhaltung und Eingezogenheit zur Pflicht machte, bezeichnend, daß die Hochzeiterin sich genierte, vor den Augen der ganzen ansehnlichen Gesellschaft mit ihrem Gatten zum Tanzen anzutreten, und diesen bat, nicht ferner in sie zu dringen. Platter, ein eifriger Tänzer, der von seinem Aufenthalte in Montpellier her an solche Zurückhaltung der Tänzerinnen nicht gewohnt war, tanzte dann solo eine „Gaillarde“.[63]

Nicht lange aber nachdem der Rat die Hochzeitstänze, wenn auch nicht unbedingt, noch zugelassen hatte, verbot er sämtliche Tänze ohne Ausnahme,[64] aus welchem Grunde wird nicht gesagt. An die Stelle der Tänze traten Bewegungsspiele, von denen weiter unten noch die Rede sein wird, in vornehmen Häusern wohl auch theatralische Aufführungen, deren Stoff der biblischen Geschichte entnommen war. Zur Darstellung wurden Schüler des Gymnasiums verwendet. Als Beispiel dient folgende Aufzeichnung: „Als am 23. August 1602 Theobald Ryff, der Sohn des Deputaten und Dreierherrn Andreas Ryff, mit Gertrud Burckhardt Hochzeit hatte, so im neuen Saal des obern Collegii geschahe, wurde am ersten Tage durch die jungen Schüler eine Comödie, Tobias betitelt, aufgeführt, und am zweiten Tag die Aufopferung Isaaks vor-



gestellt."[65] Es gab aber Brautpaare, die sich über das obrigkeitliche Tanzverbot dadurch hinwegsetzten, daß sie ihre Hochzeit auf landschaftliches Gebiet verlegten und hier nach Herzenslust tanzten.

Daran hatten aber die Landprediger keine Freude. Sie sollten darüber wachen, daß das obrigkeitliche Verbot, das auch für die Landschaft Geltung hatte, vom Landvolke gewissenhaft beobachtet werde, und nun kamen die Bürger aus der Stadt und gaben den Untertanen ein schlimmes Beispiel. Mit berechtigtem Ärger wies der Pfarrer Ritter von Liestal an der Synode zu Sissach darauf hin, daß „große Herren von Basel zu Liestal Hochzeiten mit Tanzen abhielten; darum achte seine Gemeind, es sei ihnen, den Liestalern, auch erlaubt."[66] Überhaupt murrte das Landvolk über das Tanzverbot. „Drei Tänze seien doch allwegen bei einer Hochzeit erlaubt gewesen."[67]

Auf dies hin machte die Kirchenordnung des Jahres 1595 dem Landvolke das Zugeständnis, daß an Hochzeiten „ein Tanz in Ehren" gestattet sein solle. Aber die gleich hintennach folgende Klausel, „so wir das von einfallenden Trübsalen wegen nicht abstricken", d. h. verbieten, deutete schon auf die Möglichkeit einer Zurücknahme der gegebenen Erlaubnis hin. Die nächste Veranlassung dazu waren aber nicht jene „einfallenden Trübsale", worunter in der damaligen Kanzleisprache allerlei allgemeine Kalamitäten, wie Seuchen und andere Krankheiten, Teurung und Hungersnot, Kriegsgefahr und dergleichen Ereignisse verstanden sind, sondern die Maßregel entsprang andern Erwägungen. Man beabsichtigte damit, den mit den Tanzbelustigungen an den Nachhochzeiten verbundenen Mißbräuchen ein für allemal einen Riegel zu schieben. Am Generalkapitel sämtlicher Landprediger, das im Oktober 1595, nicht lange nach dem Erlaß der neuen Kirchenordnung, zusammentrat, war unter anderm auf die Abschaffung des „übermäßigen Tanzens an

Nachhochzeiten" gedrungen worden; denn „da werde in den Dörfern herumgezogen und vor jedem Haus ein besonderer Tanz mit wenig Bescheidenheit angerichtet."[68] Weil diese Beschwerden immer dringender wurden, erschien am 10. März 1599 ein scharfes Mandat wider das Tanzen überhaupt.[69] Es heißt darin: „Sintemalen wir gespürt, daß aus Zulassung des Tanzens viel Unzucht, Mutwill, Leichtfertig- und Üppigkeit sowohl bei Tag als bei Nacht erwachsen und entstanden, als ist harumben und von deßwegen unser ernstlicher Will und Meinung, daß alle Tänze insgemein, sowohl an den Hochzeiten als sonst, abgeschafft und eingestellt werden." Auf Zuwiderhandlung wurde nicht allein eine Geldbuße von zwanzig Gulden gesetzt, sondern dem Bräutigam und jedem andern „Verbrecher" mit einer Gefängnisstrafe gedroht.

Dieses Verbot entfesselte aber auf der Landschaft einen Sturm der Entrüstung. Das Volk berief sich auf das alte Herkommen. Trommenschlager und Spielleute pochten auf ihr gutes Recht, an Hochzeiten jeweilen ein paar Tänze „zu machen."[70] Die Unzufriedenheit wurde dadurch vermehrt, daß man die Wahrnehmung zu machen glaubte, das Verbot werde ungleich gehandhabt. Denn während man in der Stadt durch die Finger sah, war man auf der Landschaft, wenigstens in einzelnen Ämtern, um so strenger. Deshalb fand die Meinung Anklang, „die Mandata seien gar nicht von unsern Gnädigen Herren ausgegangen. Diese fragten doch nicht danach, ob man sie auch halte. Die Verbote seien das Werk der Prediger; die seien so Morosi."[71] In den Verhandlungen der Kapitelsdekane heißt es sogar mit dürren Worten, „das ernstliche Verbot des Tanzens sei auf der Landschaft nie gehalten worden."[72] Nach wie vor veranstalteten die Jungen an den Sonntagen ihre Tänze und gebrauchten dazu besondere Spielleute.[73] Solche werden im Jahre 1593 zuerst erwähnt. Da spricht der Pfarrer Gabriel Hummel von Diegten die Befürchtung aus, „das Tanzen



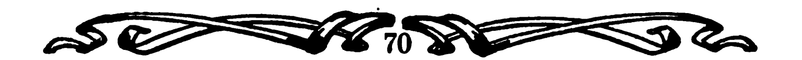
scheine allgemein werden zu wollen, denn vor jedem Hause sei ein Spielmann anzutreffen."[74]

Die Erwähnung der Spielleute bietet Anlaß, um an dieser Stelle von den musikalischen Instrumenten zu reden, die vor dreihundert Jahren bei uns den Tanz begleitet haben.

Ursprünglich wurde zu den Reigentänzen gesungen, wie noch heutzutage die Kinder zu tun pflegen. Allmählich lösten aber Musikinstrumente die Begleitung der menschlichen Stimme ab und traten zuletzt ganz an deren Stelle.

Dasjenige Instrument, das am frühesten beim Tanzen in Tätigkeit gesetzt wurde, ist die Trommel. Aus einer Verordnung vom Jahre 1553, die dreiundzwanzig Jahre später wiederholt wurde, geht hervor, daß in der Stadt Basel bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein noch ganz allgemein zur Trommel getanzt worden ist. Denn in jenen beiden Erlassen heißt es, „eine ziemliche," das ist eine geziemende „Tanzfreude" werde unter der Bedingung gestattet, „daß solches ohne Trommen zugehe."[75] Eine Reminiscenz an jene Zeiten sind die uns Baslern wohlbekannten heitern Tänze der drei „Ehrenzeichen" oder Wappentiere der Kleinbasler Gesellschaften, des Greifs, des Löwen und des wilden Mannes, die alljährlich im Januar ihre Umzüge durch die Kleine Stadt zu halten pflegen. Auf der Landschaft erhielt sich der Gebrauch der Trommel beim Tanzen länger als in der Stadt. Noch im Jahre 1601 wird aufgezeichnet, daß „das böse, fremde Dienstvolk am Sonntag mit der Trummen zum Tanz ausziehe."[76]

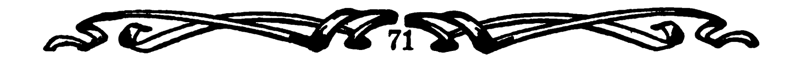
Zum Trommelschall gehört der Pfeifenklang. Pfeifer begleiteten entweder den Trommelschlag, oder handhabten den Dudelsack oder die Sackpfeife als selbständiges Instrument. Welcher Basler kennt nicht das Standbild des Dudelsackpfeifers oben auf dem Brunnen in der Spalenvorstadt, der den um den Sockel sich schlingenden bäurischen Gestalten zum Tanz aufspielt?



Das Tanzen nach der Geige kam verhältnismäßig spät bei uns in Aufnahme. Die oben (Seite 65) erwähnte obrigkeitliche Verordnung vom Jahre 1553 setzte an die Stelle der verpönten Trommel „bei Vermeidung höherer Strafe und Ungnade" das Saitenspiel. Felix Platter, der Musikfreund, war wohl einer der ersten Basler, der an seiner Hochzeit die lärmende Trommel ganz bei Seite ließ und zwei Musiker verwendete. Er schreibt: „M. Lorentz schlug die luten und der Christelin gigte darzu." „Dann domolen," fügt er in seiner Lebensbeschreibung hinzu, die er fünfundfünfzig Jahre später abfaßte, „war die Violen nit so im bruch, wie ietziger zeit."[77]

Auf der Landschaft wird das Geigenspiel erst im Jahre 1596 erwähnt. Der Pfarrer Hans Jakob Freuler von Sissach nämlich bemerkt, einer (aus seiner Gemeinde) habe einen Sohn, „der ein Gyger ist und alle Sonntag uff der Allment Tentz anrichtet."[78] Dieser junge Violinist fand bald Nachahmer. „Sonntags Tentz gangen mit macht an," klagt derselbe Pfarrer einige Jahre später; „ettlich Burenknecht können gygen, thuen das umb lohn."[79] Der schon genannte Pfarrer Rotenmund von Rümlingen klagt über einen „Müllerknecht," der zu Buckten und Rümlingen Winkeltänze anrichte.[80] Aus Läufelfingen wird berichtet, „daß die Solothurner am Sonntag mit ihrem Saitenspiel daherziehen, Tänze anrichten und andern Mutwill treiben."[81] Es gab aber auch Musikanten von Profession, die „mit Pfeiffen und Gygen" aufspielten, wo man ihrer begehrte.[82]

Aber eben dieses muntere, oft etwas allzu mutwillige und ausgelassene Völkchen der Spielleute bereitete den ernsthaften Pfarrherren manchen schweren Verdruß und gab zu beständigen Klagen Anlaß. Die Pfarrherren hätten gerne, wenn es nach ihrem Sinne gegangen wäre, kurzen Prozeß mit ihnen gemacht. Der Pfarrer Gugger von Läufelfingen meinte, man hätte jenen Solothurner Spielmann, der es sich hatte beikommen lassen, auf basellandschaftlichem Boden zum Tanze aufzuspielen,



gefänglich einziehen und samt den Tänzern gehörig bestrafen sollen. Noch weiter ging sein Amtsbruder Freuler zu Sissach, der alles Ernstes beantragte, der Obervogt sollte alle Spielleute samt und sonders eine Zeitlang hinter Schloß und Riegel setzen.[83]

Die Pfarrer in Baselland standen aber mit ihrer Abneigung gegen die Spielleute nicht allein da. Auch draußen im deutschen Reiche gab es Leute, die ganz ähnlich dachten wie sie. In einer gräflich Isenburgischen Kirchenordnung vom Jahre 1598 heißt es: „Die Pfeiffer und Geyger und andere Spielleuth, so den leuthen zum Müssiggangh, unnötigen Prassen und schlämmen anlaß geben, sollen keines orths weder bey tagh, noch bey nacht Ihren mutwillen zu treiben geduldet werden.“[84] Trotz alledem wird es sowohl in den gräflich Isenburgischen Landen als im Baselbiet jeweilen so wenig an Leuten gefehlt haben, die zum Tanze aufzuspielen bereit waren, als an solchen, die sich gerne haben bereit finden lassen, nach deren Pfeife oder Geige zu tanzen.

III. Vom Spielen.

Außer dem Gebrauche musikalischer Instrumente soll nun aber auch von Spielen im eigentlichen Sinne gesprochen werden, wie sie im geselligen Kreise zur Unterhaltung und Kurzweil vorgenommen zu werden pflegen. Ein Mandat vom Jahre 1528 nennt als solche das Würfel-, das Karten-, das Kegel- und das Brettspiel. Diese Spiele durften in öffentlichen Lokalien, nämlich in Wirts-, Zunft- und Gesellschaftshäusern, unter folgenden Bedingungen vorgenommen werden: Der Einsatz durfte nicht mehr als einen Pfennig, Rappen oder Vierer betragen; an Sonn- und Feiertagen durfte erst „nach dem Imbiß, so die Predigt aus ist“, an den Werktagen aber nicht vor ein Uhr nachmittags, des nachts nicht nach dem Läuten des Wachtglöckleins, d. h. nicht nach zehn,



beziehungsweise neun Uhr, auf dem Lande nicht nach neun Uhr (gewöhnliche Zeit) gespielt werden.[85] Die Reformationsordnung beschränkte die Spielzeit in öffentlichen Lokalien auf die Nachmittagsstunden von ein bis vier Uhr.[86] Ein folgendes Spielmandat von 1534 fügt zu diesen Bestimmungen nichts Neues hinzu.[87]

In der Folge sah sich aber der Rat veranlaßt, in der Stadt sämtliche Spiele ohne Ausnahme zu verbieten. Die im Jahre 1588 erlassene Verordnung lautet: „Wann die Erfahrung mitgebracht, daß bei Erlaubung kleinfügiger, zur Kurzweil dienender Spiele auch die groben, unzuläßlichen allgemach nachgefolget: So befehlen wir unter diesen betrübten Zeiten, aller Würfel-, Karten-, Brettspiele, oder wie sie sonst heißen mögen, abzustehen, dagegen die Zeit mit Gott wohlgefälligern, auch Weib und Kind nutzlicheren Werken zuzubringen.“[88]

Was für Spiele sind wohl unter den „groben, unzuläßlichen“ gemeint, mit denen die „kleinfügigen“, d. h. doch wohl harmlosen und unschädlichen, früher erlaubten Karten-, Würfel- und Brettspiele nunmehr mir nichts dir nichts plötzlich in einen Topf geworfen werden? Wenn wir in obigem Spielverbote weiter lesen, so vernehmen wir, daß das Steinschieben und das Ringschlagen mit dem Tanzen und andern Leichtfertigkeiten in Gesellschaft von Jungfrauen und verheirateten Weibern vorgenommen werde. Die weitere Erwähnung, daß dies „in Winkeln“ zu geschehen pflege, sowie die Bemerkung, daß solche Spiele „unzüchtige“, d. h. doch wohl zum mindesten leichtfertige, unanständige und anstoßerregende seien, deutet zur Genüge auf den bedenklichen Charakter dieser Belustigungen hin. Wie beliebt aber jene Bewegungsspiele gewesen sind, geht aus einem „Buß- und Sittenmandat“ vom Jahre 1610 hervor, worin geboten wird, „daß alle unzüchtigen Spiele, die statt des Tanzens bey den Hochzeiten vorgenommen werden, als das Steinschieben und andere, unterbleiben sollen, maßen alle Umstände der Zeit



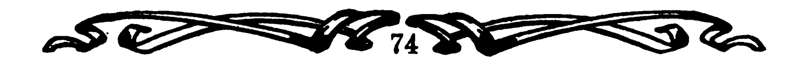
die Menschen vielmehr zur Dehmuth als aber zur Leichtfertigkeit aufmuntern thun."[89] Bei dem oben genannten Steinschieben oder Ringschlagen haben wir also nicht an gymnastische Übungen, etwa wie Steinstoßen oder Ballschlagen, zu denken.

Aus dem Gesagten ergibt sich nach unsrer Meinung Folgendes: Eine Anzahl Spiele dienen in öffentlichen Lokalien dem männlichen Geschlechte zur geselligen Unterhaltung. So lange sie sich innerhalb der ihnen durch das Gesetz gezogenen Schranken bewegen, wird dagegen nichts eingewendet. Das Gesetz verbietet aber die Spiele, an denen beide Geschlechter teilnehmen, besonders wenn sie im Verstohlenen, nicht vor den Augen der Öffentlichkeit, stattfinden; denn in solchem Falle steht das Spiel in Gefahr auszuarten.

Warum aber nicht bloß die bedenklichen Spiele allein verboten werden, sondern das Verbot sämtliche Spiele ohne Ausnahme trifft, das ist nicht klar. Vielleicht beabsichtigte man damit lediglich, in Bezug auf das Spielen für Stadt und Land ein einheitliches Verfahren einzuschlagen.

Den Untertanen auf der Landschaft waren nämlich sämtliche Spiele mit einer einzigen Ausnahme, wovon noch zu reden sein wird, viel früher verboten worden, als den Stadtbürgern. Schon im Jahre 1540 heißt es in den Liestaler Akten: „Alle Spiele, es sei Karten, Würfeln oder Wennlen,[90] sollen in den Landgemeinden mit Beihilfe der Unteramtleute abgestellt werden." Dieses Verbot ist mit einigen unwesentlichen Zusätzen, namentlich „das grob und hoch Wetten" betreffend, in die Kirchenordnung von 1595 übergegangen.

Woher kommt es nun wohl, daß auf der Landschaft so frühe schon jegliche Art des Spielens verpönt wird, während in der Stadt eine ganze Anzahl Spiele, wenn auch unter einschränkenden Bedingungen, noch längere Zeit erlaubt sind? Vielleicht deutet auf jenes Spielverbot folgende Mitteilung hin, „die Einwohner der Dörfer Muttenz und Münchenstein seien



schon vor der Reformation während der Sommermonate auf den trockenen Inseln oder Werdern im Birsflusse zusammen gekommen, hätten da Hütten aufgeschlagen, gegessen und getrunken und sonstige Lustbarkeiten und Leibesübungen abgehalten, bis solches durch ein obrigkeitliches Verbot aufgehoben worden sei."[91] Einen noch sicherern Anhalt bietet uns aber ein handschriftlicher Bericht aus dem Jahre 1535, der einige Beschwerden enthält, die aus Anlaß einer in der Stadt abgehaltenen Synode durch die gesamte Geistlichkeit an die gnädigen Herren des Rates gerichtet worden sind. Darin heißt es: „Zum IV. daß selzam spil in empteren", d. h. in den Ämtern, worein die Landschaft Basel geteilt war, „erdacht, getriben und gebrucht werden."[92] Was für „seltsame Spiele" darunter gemeint gewesen seien, wird nicht gesagt. Offenbar solche, die den Pfarrern bedenklich vorgekommen und wohl die Veranlassung dazu gewesen sind, daß wenige Jahre später alle Spiele verboten wurden. Denn ein innerer Zusammenhang zwischen den im Jahre 1535 gegen gewisse Spiele vorgebrachten Bedenken und dem im Jahre 1540 ausgesprochenen Spielverbote der Liestaler Akten scheint mir erwiesen zu sein.

Doch wie stand es um die Befolgung desselben? Die beständigen Klagen über das Spielen sind der beste Beweis, daß es mit dem Gehorsam übel bestellt gewesen sei. Es ging damit gerade so wie mit dem Tanzen: die Spieler verlegten ihre Zusammenkünfte an abgelegene Örtlichkeiten; man spielte im Verstohlenen, heimlich, kurz „in Winkeln."

Was für ein Spiel eignete sich aber wohl besser dazu, im Verstohlenen vorgenommen zu werden, als das Kartenspiel? Schon in dem oben angeführten Mandate vom Jahre 1528, sodann in den Liestaler Akten des Jahres 1540 wird das Kartenspiel genannt. Der Gebrauch der Spielkarten und damit in Verbindung das Spielen um Geld läßt sich aber auf der Landschaft nicht vor dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts



nachweisen. Da macht nämlich anno 1601 der Pfarrer Leonhard Seer oder Sörin von Arisdorf im Kreise seiner Amtsbrüder zum erstenmal die Mitteilung, „daß der Kremer aus Gibenacht zu Arisdorf in die Häuser gehe, den Leuten Kartenspiele bringe und sie damit zum Spielen anreize.[93] Ein paar Jahre später macht der Pfarrer von Wintersingen seinem Unwillen über „Kremer Michels Frau" Luft, „die Kartenspiele in die Häuser trage, den jungen Knaben hiemit Leuß in den Beltz zu setzen."[94] Schon früher hatte einmal derselbe Pfarrer auf das Überhandnehmen des Spielens aufmerksam gemacht und gesagt: „Krämer bringen Karten ins Dorf. Junge Knaben kaufens uff, sitzen in die hewheüslin, lugen, wo sie umb spilens willen gellt bekhommen.[95] Dieselben Klagen ertönen aus den Ämtern Waldenburg und Homburg. „Das Laster des Spielens", heißt es da, „werde schier ohne scheüch verbracht, sonderlich durch Antrieb einsen, so der Gaß genennet werde." „Die Roßbuben" (die an den beiden Straßen über den Hauenstein die Vorspannpferde hin und zurück führten) „spielen auf dem Felde hinter den Hägen oder in Heuhüslinen mit Karten."[96] Aus diesen Mitteilungen ergibt sich, daß das Spielen mit Karten um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts durch Hausierer eingeschleppt worden ist und sich dann rasch weiter verbreitet hat. Denn seit 1601 ertönen wie mit einem Schlage Klagen über Klagen darüber an allen Zusammenkünften der Landprediger. Während die einen von ihnen sich über die jungen Knaben aufhalten, die den Besuch der Kinderlehre versäumen, um im Verstohlenen dem Spiel zu frönen, schelten die andern darüber, daß die Erwachsenen zu ungehörigen Zeiten und an unpassenden Orten dem Spiele nachgingen. Dieses werde nicht allein „zwischen den Predigten", sondern ganz besonders „auf den Schützenhäusern über maß getrieben", wo man am Sonntag ganz öffentlich mit Karten spiele.[97] Außerdem fällt über das laxe Verhalten der Gemeindebeamten und der Obervögte,



sowie über die Unannehmlichkeiten, denen die Pfarrer, wenn sie einzuschreiten Miene machen, ausgesetzt seien, manch bitteres Wort.[98]

Außer den Spielkarten brachten die Hausierer noch andere Spiele ins Land, namentlich Lotterien oder Glückshäfen, wie sie damals genannt wurden. Solche Belustigungen waren vom Rate schon im Jahre 1585 aus dem Grunde verboten worden, weil sie eine allzugroße Anziehungskraft auf das Volk ausübten.[99] Trotzdem werden einzelne Krämer genannt, die auf der Landschaft solche Glücksspiele aufstellten. Unter diesen Hausierern wird besonders „der koler ab dem Rußhof" genannt, der „das Spielen mit dem Lebkuchen" aufbrachte und der deshalb kurzweg nur der Lebküchler genannt wurde.[100] Daß aber um Lebkuchen, also um eine Eßware, gespielt wurde, kam dem Pfarrer Bernhard von Reinach im abgelegenen Dorfe Bretzwyl so ungeheuerlich vor, daß er ganz entrüstet ausruft, „es sei schändlich, um Brot zu spielen."[101] Außer jenem Lebküchler wird noch ein gewisser Knechtlin genannt, „der ziehe mit einem Spielbrett herum, locke das Volk mit allerlei Waren an und verursache damit, daß torechte Leute ihr Geld verspielten."[102] Auch von einem Krämer aus Zeglingen ist die Rede, der am Sonntag die Leute zum Spielen verleitete.[103] Die Pfarrer sind aber nicht nur über das Spielen an und für sich ungehalten, sondern sie mißbilligen noch mehr, daß „zu grob", d. h. zu hoch, gespielt werde; denn manche Landleute scheuten sich nicht, „zwölf Batzen und ettwan noch mehr" zu setzen.[104]

Auf solche Weise verbreitete sich die Lust am Spielen in einer früher ungewohnten Weise, so daß geklagt wird, „das Spielen nehme sogar bei kleinen Buben überhand",[105] und daß ein Pfarrer sich äußert, „unter dem Volke sei nichts gemeiner als ganze Nächte lang zu spielen."[106] Bei solchen Äußerungen, die dem Unmute entsprangen, mag ja wohl bisweilen einige



Übertreibung mit unterlaufen. Ein Körnchen Wahrheit liegt dennoch darin verborgen. Denn das Urteil der Pfarrer aus verschiedenen Gemeinden lautet doch im allgemeinen zu übereinstimmend über den demoralisierenden Einfluß, „den das hochschädliche Laster des verderblichen Spielens auf Junge und Alte ausübe.“[107] Nicht nur seien die Glückshäfen „eine Schatzung des gemeinen Manns“,[108] sondern durch das im Geheimen getriebene Spiel werde überhaupt der Spielsucht Vorschub geleistet, und ganze Gemeinden würden an ihrem bisherigen Wohlstande empfindlich geschädigt.“[109]

Ein einziges Spiel fand Gnade vor den Augen der gestrengen Herren Gesetzgeber, das Kegelspiel. Diese der Gesundheit so zuträgliche Leibesübung wurde nicht etwa bloß stillschweigend geduldet, sondern erhielt dadurch, daß ihr sowohl die Liestaler Akten als die Kirchenordnung von 1595 je einen besondern Abschnitt widmen, gewissermaßen eine amtliche Sanktion. In den genannten beiden Ordnungen wird das Kegeln ausdrücklich gestattet und daran bloß die Bedingung geknüpft, daß es zur rechten Zeit angefangen und beendigt, daß ferner nicht an jedem beliebigen Orte, sondern nur an einem bestimmten Platze, z. B. beim Dorfwirtshause, und nur um den kleinen Einsatz von einem Rappen gekegelt, und endlich daß alles „Nebenwetten“ unterlassen werde.

Trotzdem schlug auch hier das Landvolk seine eigenen Wege ein und wollte sich in seinem Vergnügen nicht meistern lassen. In dem einen Dorfe kegelten die Bursche lieber draußen auf der offenen Allmende und wählten überdies zum Verdrusse des Pfarrers just die Stunde dazu, zu der sie am Sonntag Nachmittag von Rechts wegen die Kinderlehre hätten besuchen und den Katechismus aufsagen sollen. In einem andern Dorfe richteten sie — natürlich wiederum am Sonntag! — schon in aller Frühe, gleich nach dem Morgenessen, ein „Kegelries“ auf der Wiese ein. Der Pfarrer eines dritten Dorfes beschwert

sich, daß das Spiel in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses vorgenommen werde; derjenige eines vierten macht seinem Verdrusse „über das unzemmliche keiglen“ überhaupt Luft, wodurch die sonntägliche Ruhe vom frühen Morgen an bis in den späten Abend hinein gestört und wobei nicht einmal auf die hohen Festtage Rücksicht genommen werde. Außerdem wird gerügt, daß nicht nur um den einen, durch das Gesetz erlaubten Rappen gekegelt werde, sondern daß der Einsatz manchmal sogar mehr als fünf Schillinge, also mehr als dreißig Rappen, betrage und daß die verbotenen Nebenwetten dabei vorkämen.[110]

IV. Von den Spinnstuben.

Wenn der Sommer zu Ende gegangen war, der die Knaben und Töchter im Freien draußen zu Spiel und Tanz zusammengeführt hatte; wenn die Feldarbeit ruhte, die der Herbst vor dem Eintritte der winterlichen Zeit mit sich bringt, dann boten die langen Winterabende dem jungen Volke Gelegenheit zu geselliger Vereinigung im Innern des Hauses. Die Mädchen setzten sich mit dem Spinnrocken um den warmen Stubenofen, und während sie mit fleißigen Fingern den selbstgezogenen Flachs zu feinen Fäden spannen, leisteten ihnen die Knaben Gesellschaft. Zwar legte der beschränkte Raum in den damaligen Bauernstuben diesem Beisammensein große Schwierigkeit in den Weg; auch die mangelhafte Beleuchtung vermittelst der qualmenden „Lichtspähne“ ließ sehr zu wünschen übrig. Allein dergleichen Nebendinge störten die Jugend in ihrem Vergnügen durchaus nicht. Im Gegenteil, je trüber der Spahn brannte und je näher die Paare zusammenrücken mußten, desto größer war das Behagen. Muntere Unterhaltung mit Gesang, Scherzreden und sonstiger Kurzweil erhöhte die Lust des Beisammenseins und übte auf die Jugend landauf, landab eine so große Anziehungskraft aus, daß die alte Sitte der Spinn-, Kunkel- oder Keltstuben[111] sich der größten Beliebtheit erfreute.



Ganz anders lautete freilich das Urteil der Pfarrherren über diese abendlichen, oft bis in die späte Nacht ausgedehnten Zusammenkünfte. Die Geistlichen hatten allerdings ihre guten Gründe dazu. Denn es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß vom Standpunkte der Moral aus die Spinnstuben ihre sehr bedenklichen Schattenseiten hatten. Darum sahen die Landprediger diese Sitte höchst ungern und hielten mit ihrer Meinung durchaus nicht hinter dem Berge. Sie klagten bei jeder Gelegenheit darüber, „daß in den Spinnstuben alles Übel und mutwillen vorgehe“ und daß dadurch „Anlaß zu viel Unroth und Ärgernuß“ gegeben werde. Einzelne Pfarrer stehen nicht an, die Spinnstuben als Anlässe zur Zuchtlosigkeit zu bezeichnen. Der Pfarrer Isaak Cellarius von Rotenfluh nennt sie sogar mit dürren Worten geradezu „eine Schule der Unzucht“ und fügt bei: „Junge Gesellen, Burensöhn und „Knöpf“, d. h. nicht nur erwachsene Bauernsöhne, sondern sogar noch halbe Buben, Knirpse, „laufen die ganze Nacht im Dorf herum, daß sie des Morgens zur Arbeit untüchtig sind.“[111a] Die Meinung der Pfarrer geht daher dahin, daß man „umb verhüetung unroths willen in den Keltstuben nit Knaben und Meittli zemmen lossen“ und wenigstens dafür sorgen sollte, „daß die Knaben nit dohin khommen.“[112] Zwar läßt sich zwischen einer Klage, die der Pfarrer Rotenmund von Rümlingen einmal wegen einiger in sittlicher Hinsicht betrübenden Vorfälle in seiner Gemeinde vorbringt, und der Abhaltung von Spinnstuben ein direkter Zusammenhang nicht nachweisen. Immerhin verdienen seine Aussagen „über die Büberey und Unzucht, so in seiner Kilchhörn von etlichen geübt worden sei“, verglichen mit ähnlichen Urteilen aus andern Gemeinden über die Spinnstuben, an diesem Orte erwähnt zu werden.[113]

Diese wiederholten Klagen hatten zwar zur Folge, daß ein obrigkeitliches Verbot der ärgerlichen Zusammenkünfte erlassen wurde. Es teilte aber das Schicksal anderer Sittenmandate.



Denn aus der Gemeinde Wintersingen vernehmen wir: „Die durch Mandat verbotenen Kelltstuben werden nit desto minder gehalten.“[114] Unter den Mißbräuchen, deren Abstellung den Obervögten durch die Pfarrer besonders ans Herz gelegt wird, stehen die Spinnstuben obenan.[115] Allein die Bemühungen der Pfarrherren scheiterten nicht nur an dem gleichgültigen Verhalten der Landvögte, sondern mehr noch an dem zähen, passiven Widerstande der jüngern Generation, die sich die Fortdauer einer uralten Gepflogenheit nicht wollte schmälern oder gar rauben lassen. Sogar die sonst zum Nachgeben und Gehorsam geneigte, schüchterne weibliche Jugend wurde rebellisch. Als der Pfarrer Jakob Helius (Häl) von Tenniken eines Tages die Mädchen seiner Gemeinde wegen der Teilnahme an den Spinnstuben schalt, „haben die Töchter sich des kirchengesangs nit mehr anzenemmen getröwet.“[116]

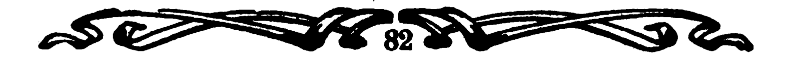
V. Von allerlei Aberglauben.

Sehr häufig ist die Erwähnung abergläubischer Gebräuche und Vorstellungen, die unter dem Volke noch vielfach verbreitet waren. Da sind zuerst solche zu nennen, die auf Überreste des uralten Heidentums zurückgehen. Diese Gebräuche knüpften sich zum Teil an bestimmte Örtlichkeiten uud an gewisse Zeiten. Eine solche Örtlichkeit war z. B. das Bad Ramsen oder Ramsach unweit des Dorfes Läufelfingen, eine solche Zeit die beiden Sonnenwenden im Sommer und im Winter. An andern Stellen werden außerdem der erste Mai und der Himmelfahrtstag genannt. Die Berichte darüber lauten, wie folgt: „Im bad Ramsen wird uff Sant Johannis abend und nacht sonderlich von unsern leuten, welche diß tags halben dem bad große krafft zuschreiben, neben großem mutwillen superstition und aberglauben getriben.“ Welcher Art aber der mit dem Bade in Verbindung stehende Aberglaube gewesen sei, wird nicht gesagt. Das Volk war eben davon

überzeugt, daß die Heilquelle des Ramsenbades zu gewissen Zeiten von besonders kräftiger Wirkung sei, und fand sich in großer Menge daselbst ein. Den Geistlichen mißfiel dieses abergläubische Treiben in hohem Grade. Um ihm ein Ende zu machen, wurde einmal allen Ernstes vorgeschlagen, der Obervogt auf Homburg, in dessen Amtei das Bad gelegen war, solle den Badwirt anhalten, an den oben genannten Tagen keine Gäste aufzunehmen, „welches leicht geschehen könnte, so der wirt oder bader das bad nit heitzen wurde.“[117] Ob freilich der Wirt sich dazu würde verstanden haben, wird nicht gesagt.

Der Aberglaube im Bade Ramsen wurde im Sommer und im Vorsommer geübt. An andern Orten waren abergläubische Gebräuche im Schwange, die zur Zeit der Wintersonnenwende vorkamen. Zu diesen Gepflogenheiten gehörte besonders das Umwickeln oder Verbinden der Obstbäume. Der Pfarrer Martin Pfirter von Gelterkinden beschreibt dies folgendermaßen: „So man an wienecht oben mit allen glockhen feyrabendt leüthet, das sie heißen den heiligen Abend inher leuthen, lauffen Junge und alte, abgotterey zu treiben damit, daß sie Strowband umb die böum binden und daran henckhen, der meinung, daß die böum davon sollten fruchtbar werden und volgende Jor vil frucht bringen. Sölch band anhenckhen sey mehr darzu vürderlich, dan so sie tag und nacht betteten. Wo die oberkeit solches nit mit ernst abschaffe, sey Inen dise apostützlerey nit ußzereden.“[118]

Einen nicht minder günstigen Einfluß auf das Gedeihen des Viehes versprach sich endlich der Landmann davon, daß er dasselbe zur Weihnachtszeit an gewisse Brunnen oder Quellen zur Tränke führte. Diese Örtlichkeiten werden bald „heiliger Wegbrunnen“, bald „hellewag“ oder „hellenwag“ genannt.[119] In diesen Benennungen kommen die Wörter hel und wog vor. Das erste hängt mit dem Wort heilig (man denke an „Helgen“, d. h. ursprünglich die bildliche Darstellung von Heiligen) und



mit **Woge** (Welle, Wasser) zusammen. **Helwog** ist also **heiliges Wasser** und hat mit dem Worte hell oder gar Hölle und dem Worte Wag oder Wagen nichts zu schaffen. Die ursprüngliche Bedeutung ist im Laufe der Zeit verloren gegangen und dann mißverstanden worden.

Die Erwähnung des Bades **Ramsen** veranlaßt mich aber, den Faden der Besprechung abergläubischer Gebräuche einen Augenblick fallen zu lassen, um an dieser Stelle eines ansprechenden Brauches aus früherer Zeit zu gedenken, den ich gerne hier einschalten möchte.

Jenes auf weithin schauender Jurahöhe gelegene Bad wurde nicht bloß, wie Bruckner sagt, „von der benachbarten Bauersame" besucht, sondern auch angesehene Stadtbürger hofften trotz der etwas schwierigen Zugänglichkeit des Ortes und ungeachtet der noch in gar mangelhaftem Zustande befindlichen Badeeinrichtungen dort Erholung und Genesung zu finden. Im Sommer 1604 befand sich z. B. der Deputat und Zunftmeister **Melchior Hornlocher**, ein um Kirche und Schule wohlverdienter Mann,[120] samt seiner Gattin unter den Badegästen. Diesen Anlaß ergriff die gesamte Geistlichkeit der Landschaft, um „ihrem getreüwen patronen" einen Beweis ihrer Hochachtung darzubringen und eine freundliche Überraschung zu bereiten. Im Namen der drei Kapitel der Landschaft machten sich die drei Herren Dekane auf den Weg nach dem Bade. Sie waren beauftragt, dem wohlweisen und ehrenfesten Herrn Zunftmeister „einen **salmen**, so zwölf Pfund kostet (nach unserm Gelde Fr. 16.20 Rp.), persönlich zu überreichen. Ungeachtet der sommerlichen Wärme — man schrieb den 20. Juli —, die dem Transport eines so delikaten Fisches nicht gerade günstig war, und trotz der mangelhaften Beschaffenheit der Haupt- und Nebenwege, die entweder nur eine Fußwanderung oder den Gebrauch von Reitpferden gestattete, entledigte sich die Deputation ihres Auftrages mit geziemender Feierlichkeit und Würde.

In wohlgesetzten Worten „presentierten, verehrten und schenkten“ sie dem Gefeierten ihre Gabe, nicht allein „zu einer guten badenfahrt, zu lybs gesundheit und langwieriger wohlfahrt“, sondern auch „zur Ehr Gottes, zu nutz des Vatterlandts und fürderung der kilchen.“[121] Es darf wohl als gewiß angenommen werden, daß ein so schönes und von so herzlichen Wünschen begleitetes Geschenk zum guten Gelingen der Badekur des Empfängers nicht wenig beigetragen haben werde. Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung wieder zu unserm eigentlichen Thema zurück.

Außer den am Anfang dieses Abschnittes angeführten, vereinzelt auftretenden abergläubischen Gebräuchen waren unter dem Volke noch eine Menge andere Vorstellungen derselben Art lebendig. Eine aus dem Jahre 1531 stammende obrigkeitliche „Instruction, weß sich die herren predicanten im predigen halten sollen“, fordert die Geistlichen auf, von der Kanzel herunter „zu warnen, zu strafen und zu bannen die warsager, teüffelbeschwörer, schwartzkünstler, zauberer, alle die, welche kranckheiten der Menschen und deß vychs versegnen, alle unholden, hexen, so das Wetter machen, hagel sieden, mit verzauberten ruoten heimliche schätz suochen, und in summa alle die, so mit dem tüffel glöbtnuß und ein pundt offenlich und heimlich gemacht und ingangen sindt. Item auch die da Iren (das heißt: für sich) daselbst ratt suochen, kranckheit oder verlorner ding bricht zefinden oder die sich solcher ding selbs undernemmen.“[122] Dieses Verzeichnis wird zwanzig Jahre später nicht etwa fallen gelassen, sondern nur in einzelnen Punkten etwas genauer präzisiert. Da wurden den Pfarrern „durch Bürgermeister und Rath und einen geistlichen Synodum“ befohlen, „alle warsager und teüffelsbeschwörer zu straffen, so umb Ir verloren und gestolen gut jnen (d. h. ihnen) oder andern bei solchen rhat suochen, so mit segnen, gürtlen oder tuchenden massen und mit dergliche zauberwerckh umbgondt und jr selbs oder jrs vychs gsundtheit nachlaufen, und sich nit



der natürlichen dingen, die Gott der almechtig, lütt und vych zuo guotem, erschaffen, benüegen lassen.“[123] Also noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein so allgemein verbreiteter Glaube an Zauberer, Hexen, Teufelsbeschwörer, Wahrsager und dergleichen Persönlichkeiten, daß die Prediger von obrigkeitswegen aufgefordert werden müssen, das Volk von der Kanzel herab davor zu warnen! Es liegt nicht in unserer Absicht, bei diesem dunkeln Kapitel einläßlicher zu verweilen, sondern wir begnügen uns damit, auf das sogenannte Versegnen etwas näher einzutreten.

Daß es Leute gebe, „die sich segnens unterstanden“, das heißt mit Hilfe von geheimnisvollen Besprechungen und Beschwörungen allerhand Übel, Krankheiten und Schmerzen beseitigen, oder verlorene und gestohlene Gegenstände wieder beibringen können, war eine weitverbreitete Meinung. Daß vor diesem Aberglauben so häufig gewarnt werden mußte, ist ein Beweis dafür, daß das Volk im allgemeinen noch von dem Nutzen der dabei angewandten Mittel steif und fest überzeugt gewesen ist. Wiederholt müssen Obrigkeit und Prediger die Leute ermahnen, „das Segnen nicht zu brauchen und dessen müssig zu stehen; denn es komme vom bösen Geist her.“ Dagegen werden sie zur Anwendung „natürlicher und erlaubter Mittel“ aufgefordert und daneben namentlich auf die gute Wirkung des Gebetes verwiesen.[124]

Wir sind weit davon entfernt, den heilkräftigen Erfolg „natürlicher“ und probater Hausmittel bei leichtern Erkrankungen in Abrede zu stellen. Noch viel weniger möchten wir überhaupt den Nutzen des Gebetes beanstanden. Aber bei schwerer Erkrankung, namentlich wenn es sich um chronisch oder akut auftretende Krankheitserscheinungen handelt, ferner bei Unfällen, Arm- und Beinbrüchen und dergleichen, gehört ein Arzt ans Krankenbett. Ärzte waren aber im sechzehnten Jahrhundert auf der Landschaft noch nirgends zu finden. Wohl gab es hin

und wieder in einer größern Ortschaft etwa einen „Bader“, einen „Scherer“ oder auch wohl einen „Bruchschneider“. Aber in die medizinische Erfahrung und das Geschick dieser Leute setzte das Landvolk selber so wenig Vertrauen, daß man oft lieber einen Chirurgen aus der Stadt kommen ließ, was freilich mit Ausgaben verbunden war, deren Bestreitung unbemittelten Patienten schwer fiel. Zwar gewährte in besondern Fällen das Kirchengut eine mäßige, vorübergehende Unterstützung. So erhielt zum Beispiel ein armer Mann aus Normandingen (jetzt Ormalingen) eine „Badesteuer“ von 16 Schillingen, was, vom veränderten Geldwerte abgesehen, nach unserm Gelde 96 Rappen ausmacht.[125] Ein andermal wurde einem armen Weiblein aus Waldenburg, das „beim Holzen“ einen Bruch des Oberschenkels erlitten, eine Beisteuer von ungenanntem Betrage zuerkannt. Diese muß sich auf eine etwas höhere Summe belaufen haben, denn „die Herren Landvögt“ (von Waldenburg und Homburg) mußten versprechen, die Ausgabe bei der Ablegung der Kirchenrechnung mit verantworten zu helfen. Zu gleicher Zeit erhielt auch „Werny Hägler, der seinen Sohn an einem Stein schneiden lassen“, eine ungenannte Geldunterstützung.[126] Als „der Scherer zu Basel“ „wegen einer an einem kranken Knaben zu Zunzgen gewendeter cur“ sich ans Pfarramt Sissach „um artzet lon“ wandte, wies ihn dieses an die Deputaten in der Stadt mit der Bitte, „ihme, scherer, einen lohn zeschöpffen.“[127] Endlich wird „eine presthafftige Weibsperson“ aus dem Amte Farnsburg erwähnt, die von verschiedenen Gotteshäusern den verhältnismäßig hohen Betrag von 12 Pfund (Fr. 16.20, siehe oben Seite 82) als Beisteuer „an artzet lon“ erhielt.[128]

Aber was sind doch diese wenigen Fälle, die in den Akten erwähnt werden, im Vergleich zu den vielen Erkrankungen und Unfällen, woran es doch auf der ganzen Landschaft sicherlich nicht gefehlt hat! Wie viele hundert Kranke und Unterstützungsbedürftige gingen leer aus und harrten auf ihrem Schmerzens-



lager vergeblich auf menschliche Hilfe! Denn ein ordentlicher, ständiger Arzt war, wie schon gesagt, nicht nur im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, sondern auch später noch, auf der Landschaft nirgends zu finden. Wer ärztlichen Rates und Beistandes bedurfte, der mußte entweder einen Arzt aus der Stadt kommen lassen, oder sich selber nach der Stadt verfügen, oder sich anderswo um Hilfe umsehen. In weitaus den meisten Fällen geschah letzteres.

Viele wandten sich an die Wiedertäufer. Die Anhänger dieser Sekte waren zwar während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts zu Basel nicht wohlgelitten, sondern wurden mit Argwohn angesehen, ja zuweilen auch verfolgt. Noch im Jahr 1595 bedrohte sie ein Ratsbeschluß mit Verweisung und Konfiskation ihrer Güter.[129] Doch machte man mit Einzelnen eine Ausnahme und duldete sie unter gewissen Bedingungen auf Wohlverhalten hin. Der Nimbus des Geheimnisvollen, der sie umgab, übte aber auf das Volk, das allgemein dafür hielt, die Wiedertäufer befänden sich im Besitze von Geheimmitteln und seien imstande, allerlei Krankheiten zu heilen, einen besondern Reiz aus. Ein solcher Wiedertäufer war zum Beispiel Hans Bitterlin, der zu Häfelfingen wohnte. Er erregte die Unzufriedenheit der Pfarrherren in besonderm Maße. Sie nannten ihn einen halsstarrigen Kopf, weil er guter Belehrung unzugänglich sei, sich entgegen gegebenem Versprechen nicht ruhig in seinem Hause aufhalte, sondern „unter dem Schein eines Arztes im Lande umher schleiche, die Krankheiten und Leibsgebresten versegne, unter solchem Vorgeben das Volk anlocke, zugleich aber das Gift der Täuferei ausgieße und die Leute an Leib und Seele verderbe.“ Wenn man in dem einen Amte auf ihn fahndete, entwich er in ein anderes.[130] Ein anderer Täufer hielt sich im Dorfe Frick auf, kam aber bei Nacht „unter dem Schein des Arzneyens“ gewöhnlich über die Grenze nach Rotenfluh.[131] Besonders ungehalten war aber der Pfarrer Otto von Wintersingen auf

„den weber, so schulmeister gewesen und ärger sei denn ein Wiedertäufer." Nicht nur „habe er österlicher Zeit den Kilchgang und die Communion unterlassen, sondern er unterwinde sich auch artznegens und wahrsagens, weise die Leute auf Ungehorsame der obrigkeitlichen Mandaten, verachte die Predigt göttlichs worts und maße sich an, nach Art der Täufer in Winkeln zu geistlen", d. h. wohl Konventikel abzuhalten.[182] Außer diesem Ex-Schulmeister gab es noch andere dunkle Ehrenmänner, die schon mehr Ähnlichkeit mit Marktschreiern und Scharlatanen hatten. Hieher gehören z. B. ein zu Zeiningen sich aufhaltender „Zauberer" und ein angeblicher Arzt, der seinem Vorgeben nach wegen Todschlags aus seiner Heimat im Tirolerlande hatte flüchten müssen. Beide fanden Zuspruch, weil sie sich auch mit Geheimkuren befaßten.[183]

Aus dem Gesagten geht hervor, wie übel es auf der Landschaft um ärztlichen Beistand bestellt gewesen ist. Kann man es wohl den Kranken und ihren Angehörigen verdenken, wenn sie ihre Augen überall hinrichteten, wo sie Hilfe zu finden hofften? Äußerte sich doch einmal ein Obervogt selber an einer Gemeindeversammlung: „Wenn Einem ein Finger weh thue, so luege er, wo ihme geholfen werde; denn dann heiße es: helff, was helffen mag."[184]

Es war aber nicht etwa bloß das unwissende Volk allein, das seine Zuflucht zum ersten besten Heilkünstler nahm, sondern auch Pfarrherren konnten in die äußerste Verlegenheit und in den Fall kommen, recht anrüchige Persönlichkeiten zu konsultieren. Dies passierte einmal dem Pfarrer Heinrich Suntgauer von Bennwyl, dessen Frau an einer langwierigen Krankheit schwer darniederlag. Er wandte sich deshalb an den oben erwähnten Arzt zu Zeiningen, „der von männiglichen für einen Teufelsbeschwörer gehalten wurde", ward aber deshalb im Kreise seiner Amtsbrüder hart angefochten. Doch gelang es ihm, „sich dermaßen zu verantworten, daß gemeine Herren Brüder dessen

wohlzufrieden gewesen sind."[135] Bei diesem Anlasse möge es mir gestattet sein, einen Fall aus dem achtzehnten Jahrhundert anzuführen, um darzutun, in welches Dilemma kranke Landprediger selbst damals noch geraten konnten. Einzelne sahen sich vor die Alternative gestellt, entweder ohne ärztlichen Beistand in ihrer Gemeinde auszuharren und die Genesung abzuwarten, oder die Gemeinde eine Zeitlang zu verlassen, um sich in der Stadt der Behandlung eines Arztes zu unterziehen. Dies beweist folgender Fall.

Am Schlusse einer in der Stadt abgehaltenen allgemeinen Synode der Landprediger im Juni 1707 sah sich der vorsitzende Antistes veranlaßt, „den Herren Fratribus" die Ermahnung auf den Heimweg mitzugeben: „Wann sie von Gott mit Krankheit angegriffen werden, sollen sie sich nicht gleich nacher Basel begeben und ihre Gemeinden verlassen, wie von etwelchen bißhero beschehen, sondern sie sollen zu Hauß medicinieren, Gott vertrauen und ihres geistlichen Postens nach der Vermahnung Christi warten, damit ihre Zuhörer und anvertraute Schäflein nicht versaumt und verloren werden. Sei auch nicht zu zweiflen, wann sie also bey ihrer anvertrauten Gemeind beharren, der gütige Gott werde alßdann zu ihrer Genesung umb so mehrers seinen himmlischen Segen und gnädiges Gedeyen verleihen." Anlaß zu dieser Ermahnung hatte der Pfarrer J. J. Übelin von Tenniken gegeben, der zu Basel ärztliche Hilfe aufgesucht und in der Hoffnung baldiger Genesung unterlassen hatte, für einen Vikar zu sorgen. Aber die Genesung zog sich in die Länge. Deshalb wurde es in der Synode gerügt, „daß seit mehr als einem halben Jahre zu Tenniken weder Bahn-Session noch Kinderlehr gehalten, viel weniger Kranke besucht worden seien, und gehe es bey dieser Gemeind her, daß Gott erbarmen möchte."[136]

An die Erwähnung der Ärzte mag sich an dieser Stelle eine kurze Mitteilung über die nützliche Berufsklasse der Heb-

ammen anschließen, die in der menschlichen Gesellschaft eine so wichtige, stille und oft nicht genugsam gewürdigte, anspruchslose Tätigkeit ausüben. Im sechzehnten und am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts herrschte auf der Landschaft noch ein empfindlicher Mangel an diesen Nothelferinnen, weshalb die Wöchnerinnen sich meistens nicht die nötige Schonung und Pflege gönnen konnten.[186a] Wir führen bloß an, daß es im Jahre 1603 in dem ansehnlichen Dorfe Gelterkinden noch keine ständige Hebamme gab. Zwei Frauen leisteten freiwillig und in uneigennütziger Weise ihre guten Dienste abwechselnd zu Gelterkinden und im benachbarten Ormalingen. Im oben genannten Jahre handelte es sich nun um die feste Anstellung einer solchen Frau und um die Aussetzung der „ordinari besoldung" für sie. Die anzustellende sollte eine Naturalkompetenz, bestehend in fünf Sack Korn, erhalten, was einem Betrage von nicht ganz fünfzehn Franken unseres Geldes entspricht.[187]

In Ermangelung von ärztlicher Hilfe wandte sich aber das Landvolk bei Erkrankungen wohl auch an die *Heiligen* in katholischen Ortschaften. Es heißt darüber im Jahre 1593: „Einige Unterthanen suchen an papistischen Orten bey den Helligen Rat und Hilff; sie lauffen, ihre Zuefäll und Krankheiten *versegnen* zu lassen."[188] Indem der Pfarrer Johannes *Molitor* oder *Müller* von Riehen acht Jahre später darüber klagt, daß sich in seiner Gemeinde viele befänden, „so zu den Zauberern hin und wider ziehen, Leuth und Vieh versegnen zu lassen, und sich auch selber versegnens unterstünden", führt er als ein Beispiel folgenden Fall an: „Ein krankes Weib habe in Begleitung ihres Mannes eine Wallfahrt zu einem sonderbaren Heiligen ins Sundgau getan. Auf Befehl der Meßpriester sei sie in der dortigen Kirche vor dem Altar niedergekniet und habe gebetet. „Inmittels hab der Pfaff ihr das Haar abgehauen und den Wehetagen hiemit abgesegnet." Der Pfarrer setzt hinzu:



Gegen diesen Aberglauben wolle sein Abmahnen, Verwarnen und Zusprechen „gar nützit verfahen noch helfen.“[139]

Wer aber nicht imstande war, selber eine Wallfahrt zu einem Heiligen auszuführen, brauchte sich darum keine Sorge zu machen. Es gab müssige Leute genug, die sich gerne bereit finden ließen, für Verwandte, Freunde, Nachbarn oder Bekannte eine Fahrt zu tun, manchmal aus Mitleiden oder Gefälligkeit und ohne Entgelt, meistens aber um klingenden Lohn.[140] Man meinte, die Wirksamkeit der Wallfahrt und der Fürbitte dadurch zu erhöhen, wenn man ein Kleidungsstück oder sonst einen dem Erkrankten gehörenden Gegenstand mitbringe. Die Weiber aus Gelterkinden, die einmal zu Gunsten einer kranken Genossin eine Wallfahrt ins Klösterlein zu Münchwilen bei Laufenburg ausführten, nahmen das Hemd mit, das die Kranke beim Ausbruch ihrer Krankheit getragen hatte. Ein Mann aus Buus, der sich mit einem Beil verwundet hatte, gab denen, die für ihn nach Schupfart bei Rheinfelden wallfahrteten, das Korpus delikti mit.[141]

Wie aber, wenn man nicht wußte, an welchen unter den vielen Heiligen man sich zu wenden habe? Auch für solche Fälle gab es Rat. Da zog zum Beispiel „des Trommenschlagers Weib von Diepflingen“ im Lande herum und gab denen, die sich um guten Rat an sie wandten, vor, sie könne durch geheime Kunst den Namen jedes beliebigen heiligen Nothelfers in Erfahrung bringen. Dabei spekulierte sie schlau auf die Leichtgläubigkeit dummer Leute. Zur Ausführung ihres Hokuspokus brauchte sie weiter nichts als eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Da hinein legte sie einen Luzerner Schilling; denn sie behauptete, nur eine Münze mit katholischem Gepräge zu ihrem Vorhaben brauchen zu können. Dann murmelte sie geschwind die Namen von vielen Heiligen vor sich her und wußte es so einzurichten, daß das Geldstück auf einmal wie von selbst aus der Schüssel sprang. Der Heilige, bei dessen Namen dies geschah, der war der richtige; der konnte helfen.

Das Weib scheint mit dieser einfachen Kunst nicht nur bares Geld, sondern auch andre Dinge verdient zu haben. Einer ihrer Kunden schenkte ihr sogar einmal ein Schweinchen. Als ihr Treiben ruchbar wurde, mußte sie vor dem versammelten Farnsburger Kapitel Rede stehen. Sie wußte sich aber so zungenfertig zu verantworten, daß sie mit einem Zuspruch entlassen wurde. In Anbetracht, daß sie „im Papsttum erzogen" worden sei, durfte sie abtreten und mußte nur das Versprechen ablegen, sich fortan aller weitern Irrtümer und „Apostützlereien" müssigen zu wollen. Die Landleute aber, die ihre Hilfe in Anspruch genommen hatten, wurden mit der kirchlichen Strafe des Bannes belegt und mußten eine Zeitlang „der Sacramenten stille stehen."[142]

Es wäre aber, um dies schließlich noch beizufügen, ein Irrtum, wenn man aus dem oben Erzählten den Schluß ziehen wollte, die abergläubische Sitte des Versegnens, Wallfahrens und dergleichen sei auf der ganzen Landschaft verbreitet gewesen. Es gab einige wenige Ortschaften, wie Langenbruck, Münchenstein und Benken, die sich davon frei hielten.[143]

VI. Vom Gotteslästern.

Neben dem Versegnen und anderm Aberglauben machte geistlichen und weltlichen Behörden die zu Stadt und Land im Schwange gehende Gewohnheit des Gotteslästerns, wie der ehemalige Ausdruck lautete, viel zu schaffen. Unter diesem allgemeinen Namen faßte das Reformationszeitalter sowohl Irrlehre, Religionsspötterei, krassen Unglauben und dergleichen, als auch den im täglichen Verkehr üblichen Mißbrauch des Namens Gottes, also das Fluchen und Schwören, zusammen. Indem wir von jener ersten Kategorie der Irrlehren u. s. w. hier absehen, wollen wir bei der zweiten, dem Fluchen und Schwören, etwas länger verweilen.

Die Reformationsordnung macht in demjenigen Abschnitte, der „von den Lästerern Gottes, des Glaubens und der Sakramente"



handelt, zwischen Schwüren, die „mit verdachtem Gemüt", also mit Absicht und Vorbedacht, „aus lauter Mutwillen", ausgestoßen werden, und solchen, die der plötzlichen Aufwallung des Augenblicks entspringen, oder die sich jemand angewöhnt hat, ohne sich dabei eines Mißbrauchs des Namens Gottes bewußt zu sein, einen gar subtilen Unterschied. Die vorbedachten Flüche und Schwüre werden als der Ausfluß eines grundverderbten, gottentfremdeten Herzens angesehen und darum mit schwerer Strafe, die sogar an Leib und Leben gehen kann, bedroht. Auf gedankenlose „Hausschwüre" dagegen, wie sie einmal kurzweg genannt worden sind,[144] wird nur eine Geldbuße gesetzt; bloß wer es gar zu ungebührlich treibt, hat sich auf eine empfindlichere Strafe gefaßt zu machen. Später wurde aber die schwer einzuhaltende Unterscheidung von absichtlichen und gedankenlosen Flüchen fallen gelassen und auf sämtliche „bösen" Schwüre ohne Ausnahme eine Strafe gesetzt.[145] Unter diesen „bösen" Schwüren sind namentlich diejenigen Flüche gemeint, die vor Gericht, zunächst wahrscheinlich von der unterliegenden Partei, ausgestoßen zu werden pflegten. In einem Mandat von 1541 heißt es: „Wer in gerichtshendlen, in kundschafft sagen", also als Zeuge, „klagen und antworten Gottes namen mit leichtfertigen Worten lestert, soll für jeden schwur, als offt er den gethon hette, ein schlechten friden, das ist xiij Schilling iiij Heller, on alle gnad verbesseren."[146]

Allein die Häufigkeit der Verbote ist auch in diesem Falle wieder ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig es gelingen wollte, dem Gebote Nachachtung zu verschaffen. Der Pfarrer Jakob Ritter oder Ryter von Liestal, dessen fleißiger Hand wir die Abschrift zahlreicher obrigkeitlicher Erlasse verdanken, setzt einem „Edictum vom 26. August 1555" seufzend hinzu: „Man habe eben immerfort zu wehren und es helfe oft wenig."[147] Wir werden uns daher kaum darüber verwundern, wenn in einer „Ordnung und Erkanntnuß, die Abstellung von Lastern



betreffend“, vom Jahre 1588 die hohe Obrigkeit selber aus der Rolle fällt und mit den Worten anhebt, „das verflucht Schwören sei bei Mann und Weib, jungen und alten Personen gar gemein geworden.“[148]

Die Landprediger werden denn auch nicht müde, darüber zu klagen, „Gotteslästerung sei so gemein, daß man dessen nicht mehr achte“; „nicht allein die Alten, sondern sogar junge Kinder schwüren und lästerten Gott.“ Es wäre deshalb sehr zu wünschen, „daß Manns- und Wybspersonen des Schwörens sich abthüegen und der Jugend kein bös anleytung gäben.“[149]

Aus diesen Äußerungen, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, könnte wohl der Schluß gezogen werden, die Gewohnheit des Fluchens und Schwörens sei in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen und allgemein verbreitet gewesen. Aus einzelnen Bemerkungen geht aber hervor, daß dies denn doch nicht in dem Maße der Fall gewesen sei, wie man vermuten möchte. Wenn z. B. der Pfarrer von Wintersingen anführt, der Küfer von Buus habe „uff den Sonntag Lætare mit andern schwerlich gefluchт“, so wird doch damit nur ein vereinzelter Fall genannt, aus dem keine Folgerungen für die allgemeine Verbreitung des gerügten Fehlers gezogen werden darf. Es gab denn doch noch Ortschaften, wo es um das „Gotteslästern“ nicht so schlimm stand. Es werden Gemeinden genannt, wo „das gotteslästerliche Fluchen und Schwören, da man zu jedem Wort den Namen Gottes gebrauche, erst anhebe oder einzureißen drohe.“ In andern werden „die fremden Diensten“, d. h. das Gesinde, dafür verantwortlich gemacht, daß durch sie, und zwar erst seit einiger Zeit, nicht nur das Spielen, sondern auch der Gebrauch „üppiger Worte“ und die Gewohnheit des Fluchens aufgebracht werde. Es wird ferner lobend hervorgehoben, daß in mancher Gemeinde das Fluchen und Schwören nicht so heftig im Schwange gehe, wie in andern. Einzelne Pfarrer können sogar

eine entschiedene Besserung darin bei ihren Pfarrkindern konstatieren.[150]

Selbst wenn angenommen werden dürfte, daß die in den obrigkeitlichen Mandaten gegen den Mißbrauch des Namens Gottes angedrohten Strafen wirklich in Vollzug gesetzt worden seien, wofür uns aber keine Anhaltspunkte zu Gebote stehen, so scheint jedenfalls mit der Ausführung selten rechter Ernst gemacht worden zu sein. Jener Pfarrer, der an der Kirchenvisitation von 1601 sagt, daß außer andern Vergehungen namentlich das Schwören nicht abgeschafft werde,[151] steht durchaus nicht vereinzelt da. Aus dem Unmute über die durch die weltliche Macht geübte Langmut und Nachsicht ging das an der Kirchenvisitation von 1582 geäußerte Begehren hervor, die Obrigkeit möchte sich doch nach Mitteln umsehen, „wie das grausame Gotteslestern abzustellen sei."[152] Ob freilich die in Vorschlag gebrachten beiden Maßregeln, „das Tragen des Lastersteins", oder „das Küssen des Erdbodens, wie im Bernbiet der Bruch", die geeigneten Hilfsmittel gewesen wären, mag füglich bezweifelt werden.

Bei der Lauheit und dem Mangel an Energie, die die weltlichen Behörden der Durchführung der obrigkeitlichen Sittenmandate im allgemeinen entgegenbrachten, entfaltete die Geistlichkeit einen um so größern Eifer, als sie ohnedies die Ahndung des Gotteslästerns als eine ihr ganz besonders zugehörige Aufgabe in Anspruch nahm. Die Landprediger unterließen denn auch nichts, um wenigstens von Zeit zu Zeit den weltlichen Arm zu energischem Eingreifen zu veranlassen. Nachdem schon im Jahre 1601 zu Liestal an einem Gotteslästerer „ein Exempel statuiert" worden war, allerdings, wie der dortige Pfarrer bedauernd beifügt, ohne nachhaltigen Erfolg,[153] und nachdem darauf sich im Amte Homburg „ein sonderbar Exempel des erschrockenlichen Gottslästerens begeben, so allbereits dem Herrn Landvogt vermeldet", der aber, wie es scheint, nicht einschritt,[154]



griff Pfarrer Freuler von Sissach unmittelbar darauf einen schweren Fall, der sich in seiner Gemeinde zugetragen, mit Eifer auf, um einmal den Leuten ernstlich vor Augen zu stellen, wessen sich ein Übertreter göttlicher und menschlicher Gebote von der Strafjustiz zu versehen habe. Da der Fall für die Ahndung eines derartigen Deliktes bezeichnend und ein solches Beispiel vom Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Autorität noch nicht geschildert worden ist, so mag es gestattet sein, etwas ausführlicher dabei zu verweilen.

Heinrich Weiß, ein junger Mensch aus Thürnen, Gemeinde Sissach, hatte in trunkenem Zustande nicht nur arge Lästerworte ausgestoßen, sondern auch die Hand gegen seinen alten Vater aufgehoben und diesen geschlagen. Deshalb eines zwiefachen Verbrechens angeklagt, wurde er nach Basel abgeführt und ins Gefängnis gelegt. Man machte ihm den Prozeß, und das Gericht verurteilte ihn zum Tode durch Henkershand. Auf inständige Fürbitte seiner Angehörigen und Freunde wurde er zwar begnadigt, aber zeitlebens mit einer entehrenden Strafe belegt. Er mußte nicht blos das Versprechen ablegen, die Wirtschaften und überhaupt alle öffentlichen, geselligen Zusammenkünfte zu meiden, sondern hatte fortan auf Schritt und Tritt den sogenannten Lastersteckcn mit sich herumzutragen. Es war dies ein weißer, mit zahlreichen aufgebrannten Baselstäben (dem Basler Wappen) versehener Stock, der an diesen weithin sichtbaren Zeichen leicht kenntlich war. Zu dieser bürgerlichen Ehrenstrafe kam noch eine kirchliche hinzu. Der Übeltäter wurde Sonntag den 15. Dezember 1605 in der Kirche zu Sissach der ganzen Gemeinde öffentlich vorgestellt. Nach Anhörung einer eindringlichen Strafpredigt mußte er zuerst seinen Vater und sodann die versammelte Gemeinde fußfällig um Verzeihung bitten und erhielt zum Schluß aus der Hand des Obervogtes den ominösen Lasterstecken, abermals mit einem ernstlichen Zuspruche.[155]

Wohl haben in diesem Falle Staat und Kirche gemeinsam

einen vollen Gebrauch von ihrer Autorität gemacht und Strafe auf Strafe gehäuft, um ein, offenbar in unzurechnungsfähigem Zustande begangenes Vergehen zu sühnen. Ob aber der Zweck der Strafe, die doch auf den Übertreter des Gesetzes bessernd einwirken soll und einen nachhaltigen Eindruck hervorbringen will, durch das oben beschriebene Verfahren erreicht worden sei, ist zum mindesten fraglich. Die öffentliche Demütigung des Strafbaren in der Kirche und die darauffolgenden bürgerlichen Ehrenstrafen auf Lebenszeit haben in dem Verurteilten sicherlich ein bitteres Gefühl hinterlassen. Das Publikum aber wird der seinen Augen dargebotenen kirchlichen Schaustellung mehr Neugierde als einen tiefergehenden Anteil geschenkt haben. Wir vernehmen nichts davon, daß nachher die Klagen über das Gotteslästern aufgehört hätten oder seltener geworden seien. Nach wie vor fuhren die Prediger fort, dagegen zu lamentieren, und versuchten allerlei Mittel, um das Volk immer wieder von neuem von der Verwerflichkeit des Mißbrauches des Namens Gottes zu überzeugen. Um einen rechten Eindruck hervorzurufen, brachte ein Landprediger „diejenigen flüch, so gebraucht wurden, formaliter (d. i. wortgetreu) auf die Kanzel“,[156] ohne zu bedenken, daß er dadurch vielen Zuhörern ein großes Ärgernis gab und die Weihe des Ortes ebenso sehr wie die Würde des Amtes verletzte. Ein anderer hielt „über die greuliche und entsetzliche Sünde des vergeblichen und leichtsinnigen Fluchens und Schwörens“ eine Predigt und gab sie nachher im Drucke heraus.[157] Er wird sich aber wohl schwerlich eines Erfolges zu rühmen gehabt haben. Denn die Predigt ist entsetzlich lang geraten. Sie füllt achtundfünfzig enggedruckte Quartseiten und enthält einen weitschweifigen Schatz von gelehrten Citaten in lateinischer und griechischer Sprache. Unzweifelhaft gehört sie in die Klasse derjenigen Kanzelreden, von denen ein obrigkeitliches Mandat einmal sagt, beim Anhören nehme die Gemeinde mehr Anlaß, „auß der Kirchen zu gedenken, denn dem Gottesdienst nachzusinnen.“[158]



VII. Von fahrenden Leuten.

Die Bettler und Landstreicher, „die abgotterey und aberglauben mit walfahrten und versegnen pflanzen", sind bereits im Abschnitte vom Aberglauben erwähnt worden; nun soll von den Landfahrern überhaupt noch etwas einläßlicher die Rede sein.

Die Landfahrer gehören zu den charakteristischen Erscheinungen des Volkslebens im ausgehenden Mittelalter und noch weit darüber hinaus während des sechzehnten Jahrhunderts und noch tief ins siebzehnte hinein, in welchem der dreißigjährige Krieg dem Vagantentum neue Nahrung bot. Ohne das Auftreten der fahrenden Leute würde eines der lebendigsten und farbenreichsten Blätter im Bilderbuche der deutschen Vergangenheit fehlen.

Zu den Landfahrern im bessern Sinne zählen wir zunächst die Schar der einheimischen und fremden Krämer und Hausierer, die, ein hochbepacktes Warenbündel auf dem Rücken, oder, wenn die Mittel es erlaubten, mit einem beladenen Saumtier am Zügel, bei Sonnenschein und Regenwetter unverdrossen von Ort zu Ort wanderten und den noch tief in den Windeln liegenden, spärlichen Verkehr landauf, landab auf rauhen, schlecht unterhaltenen Verbindungswegen vermittelten. Als Händler mit allerlei Waren befriedigten sie die wirklichen, manchmal auch nur die eingebildeten Bedürfnisse des kaufenden Volkes. Im Besitze von Neuigkeiten aller Art sorgten sie für die Stillung der Neugier ihrer Kunden und ersetzten diesen die noch unbekannte Zeitung. In der Regel traten sie als willkommene und gerne gesehene Gäste in die Häuser und erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit bei dem Landvolke.

Weit weniger gut waren die Landprediger auf sie zu sprechen. Die Hausierer hatten nämlich am liebsten da feil, wo viel Volk beisammen war; darum stellten sie ihren Kram gerne am Sonntag nahe bei der Kirche zur Schau aus, wo-



durch manch einer und manch eine sich von dem gesetzlich gebotenen Besuche der Predigt oder der Kinderlehre abhalten ließen. Die Krämer waren es auch, die Spielkarten unter die Leute brachten, Glückshäfen und Lotterien aufrichteten und Junge und Alte zum verpönten Spiele verleiteten. Wenn aber die Pfarrer schon das Auftreten der einheimischen Krämer mit argwöhnischen Blicken verfolgten, so erregte das Treiben fremder Hausierer ihr Mißtrauen in noch höherm Grade. Es gab solche, die das Volk Grischoneyer nannte. Diesen Namen leitet das schweizerische Idiotikon von den Dörfern Gressonay ab, die jenseit der Alpen an den Südabhängen der Monterosakette im piemontesischen Lystale gelegen sind.[159] Die Grischoneyer brachten Südfrüchte, Spezereien und andere bei uns unbekannte Produkte eines wärmern Himmelsstriches ins Land. Das Urteil der Pfarrer über sie lautet nicht günstig. „Sie sind dem gemeinen Mann beschwerlich“, heißt es von ihnen; denn „sie übernemmen die Leut, überreden und betrügen sie mit Waren, worauf sich das Volk nicht versteht, und stoßen ihnen dieselben zu hohem Preise auf.“ Dadurch gehe viel Geld, das besser den heimatlichen Armen zugewendet würde, aus dem Lande.[160]

Solchen Äußerungen des Unmutes gegenüber, die sich auf das im Ganzen doch anständige und bescheidene Auftreten einzelner harmloser Krämer beziehen, nehmen sich die nur allzubegründeten Klagen über das aller Ordnung Hohn sprechende Gebahren des massenhaft auftretenden, arbeitsscheuen, frechen Gesindels, der herumlungernden Strolche und der unabtreiblichen Professionsbettler ganz anders aus. Es ist nicht unsre Absicht, hier auf dieses schon zur Genüge beschriebene Vaganten- und Bettlerwesen näher einzutreten, sondern wir begnügen uns damit, an der Hand unserer Quellen einige ergänzende Mitteilungen darüber zu machen. Wir schicken bloß voraus, daß zu Basel, wie sonst an andern Orten auch, die Obrigkeit der Vagantenplage machtlos gegenüber stand, und daß das einzige Mittel, sich ihrer zu er-

wehren, sich darauf beschränkte, einander gegenseitig das überlästige Volk der landesfremden Bettler und Strolche so schnell wie möglich zuzuschieben.

Schon aus dem frühesten der uns über eine Kirchenvisitation aufbehaltenen Berichte, aus demjenigen des Jahres 1572, vernehmen wir übereinstimmende Klagen über die vielen „starken", d. h. arbeitstüchtigen aber arbeitsscheuen, Bettler, die eine Plage des Landmanns seien.[161] Zehn Jahre darauf wird die Befürchtung laut, die eigenen, einheimischen, unterstützungsbedürftigen Leute möchten durch die massenhaft eindringenden fremden Armen verkürzt werden.[162] Allein die Unterscheidung zwischen den notleidenden Landeskindern und den sich herzudrängenden fremden Hungerleidern ließ sich mit der Aussicht auf einigen Erfolg nicht durchführen. Widrige Umstände verschiedener Art, namentlich eine empfindliche Teuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse und kriegerische, unruhevolle Zeiten, trafen zusammen, um gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Not in ungewöhnlicher Weise zu steigern. Das wie eine Insel mitten zwischen fremden Gebieten eingebettete kleine Gemeinwesen Basel war eine Zufluchtsstätte für Einheimische und Fremde, Freunde und Feinde. Die von Mauern und Gräben umschlossene Stadt bot zwar einige Sicherheit; desto wehrloser aber war die offene Landschaft. Aus allen Teilen derselben ertönten laute Klagen über das freche Auftreten zuchtloser Banden fahrenden Gesindels. Die verwilderten, bewaffnet auftretenden fremden Gesellen nisteten sich in die Dörfer ein, suchten nach einem gewissen Plane die einzelnen Häuser heim und ließen sich im Bewußtsein ihrer Stärke nicht abweisen. Ihre Überlast machte sich besonders in denjenigen Gemeinden bemerklich, die an das österreichische Fricktal grenzten. Der Pfarrer Konrad Lützelmann von Buus beschwert sich bitter „über die Bettler, so uß den nechstgelegenen Dörfern des Hauses Östrich kommen, sich biß in vier oder fünf tag da aufhalten und sich abends und morgens mit seiner, des



Pfarrers, großen und in die lenge unleidenlichen beschwerdt vor dem Pfarrhaus finden lassen." „Und werden dagegen", setzt er unmutig hinzu, „unsere Armen an Österreichischen orten leer abgewiesen." Alle diese fremden Bettler traten durchaus nicht etwa als demütig Bittende auf. Hochfahrend und im Gefühl ihrer Übermacht kamen „Landstreicher, so sich für Kriegsknecht ußgeben", daher, „tratzten" das Landvolk und fielen den Leuten mit Stehlen zur Last.[163]

Als freche Diebe waren aber die Zigeuner allen andern überlegen. Bald als Bettler, bald als Wahrsager auftretend, wußten sie überall irgend etwas zu ergattern. Namentlich die Grenzdörfer Läufelfingen und Zeglingen wurden von ihnen heimgesucht. „Dohin kommen die Züginer oft", sagt der Pfarrer Jakob Möschlin von Kilchberg. Die Landleute ließen sich von ihnen die Zukunft deuten und trugen ihnen, um sie bei gutem Willen zu erhalten, Manches zu. Wenn sie dann aber inne wurden, daß das hergelaufene Gesindel mit Lug und Trug umging, kamen sie zum Pfarrer und fragten ihn um Rat. Bisweilen schien ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich. Die Zeglinger gingen eines Tages mit Hellebarden auf die Zigeuner los, und diese zogen ebenfalls vom Leder. Doch scheint der Handel mit bloßen Droh- und Schimpfreden erledigt worden zu sein.[164] Unter dem Vorgeben, ihre Kinder durch die Taufe in den Schoß der christlichen Kirche aufnehmen lassen zu wollen, gewannen die schlauen Zigeuner das Herz manches leichtgläubigen, gutmütigen Landpredigers und wußten ein Patengeschenk zu erschwindeln.[165]

Aber nicht nur in den von der Stadt entlegenen Gegenden des obern Baselbietes machten sich die Zigeuner bemerklich; selbst in der Nähe von Basel verübten sie Gewalttaten. Überfiel doch im Jahre 1584 eine Zigeunerbande unversehens das Dorf Pratteln, plünderte etliche Häuser aus, bemächtigte sich des auf den Feldern weidenden Viehes und machte sich mit

der Beute aus dem Staube. Aber die Jungmannschaft des Dorfes jagte rasch entschlossen den Räubern nach, holte sie bei Öschgen im Fricktale ein und nahm ihnen den Raub ab.[166] Bei so allgemeiner Unsicherheit war es eine berechtigte Vorsichtsmaßregel, daß das Landvolk Tag und Nacht auf der Hut war, Wachen ausstellte und die Feldarbeiten nur mit den Waffen an der Seite verrichtete.[167]

Die oben erwähnte Hardtwaldung diente von Alters her dem landfahrenden Volke zum beliebten Zufluchtsorte. In den Jahren 1527 und 1553 ließ der Rat von Basel an die des Weges ziehenden Fuhrleute und Säumer die Warnung ergehen, sie möchten doch ihre Pferde nicht frei im Walde grasen lassen, aus Furcht, von dem streifenden Gesindel überfallen und beraubt zu werden. Zur bessern Bewachung der Straße ließ der Rat im Jahre 1602 den Wald zu beiden Seiten der Länge nach je zehn Fuß breit aushauen.[168]

Zu den Scharen der Landfahrer männlichen Geschlechts kam als weitere Überlast eine Menge von zuchtlosen Weibern, von deren widerwärtigem Auftreten bereits im Abschnitte von den Hochzeiten gesprochen worden ist. Hier nur noch einige Ergänzungen.

Die Obrigkeit suchte sich der Landfahrerinnen (Metzen oder Luontzen)[169] nach Kräften zu erwehren; sie gänzlich ferne zu halten, gelang ihr aber nicht. Das Einzige, was sie zu tun vermochte, bestand in der möglichsten Beschränkung des Aufenthaltes dieser Personen. Die Köche in der Stadt mußten schwören, keine fremde Tochter, die sich um Geld minnen lasse, länger als eine Nacht zu herbergen, sondern sie dann fürbaß zu weisen, wohin sie gehöre.[169a] Auf der Landschaft waren die Wirte laut den Liestaler Akten gehalten, alle gemeinen Metzen fortzuweisen. Wenn sie aber dennoch solchen Weibern über Nacht Aufnahme zu gewähren in den Fall kämen, „sollten sie dieselbigen dermaßen verwahren, daß nichts Ungeschicktes gehandelt werde.“ Allein das Verbot konnte oder wollte auf



der Landschaft nicht aufrecht erhalten werden. Die fahrenden Weiber suchten mit Vorliebe die an den Straßen über den obern und den untern Hauenstein gelegenen Dörfer heim und machten sich teils an die Fuhrleute, teils an die Reisenden.[170] Sie hatten aber auch ihre regelmäßigen Lagerplätze in der Hardt. Als solche werden genannt: „die kalte Kammer“ im Muttenzer Bann und „der neue Brunnen“ in der Gemarkung Pratteln.[171] Es gab auch Wirte, die sich nicht an das obrigkeitliche Verbot betreffend das Beherbergen von gemeinen Weibern kehrten, um so weniger, als einzelne Obervögte in dieser Hinsicht sehr laxen Grundsätzen huldigten. Als z. B. der Pfarrer von Muttenz die dortigen Wirte ermahnte, „die Luonzen wegzuweisen“, erhielt er zur Antwort, „warum er sich doch soviele Mühe mache; der Herr Obervogt sage hiezu nützit.“[172]

Unter den zahlreichen Mandaten, die in den Notjahren des zu Ende gehenden sechzehnten Jahrhunderts durch den Rat zum Besten der Landschaft erlassen worden sind, führen wir zum Schlusse noch dasjenige an, das eine freiwillige Armensteuer ins Leben rief. Es heißt darin: „Damit die fremden, unpresthaften und starken Bettler und Landstreicher und andere unnütze, unwerkbare“, d. h. arbeitsscheue, „verderbliche Leute den wirklich kranken und elenden Armen das Brot nicht vor dem Munde abschneiden, sollen die Unterthanen, je nach eines jeden Vermögen und wie der allmächtige Gott den einzelnen ermahnt, alle Sonntage ein Geldlein zusammenlegen.“ Aus dem Ertrage wurde zum Besten des einheimischen und des fremden armen Volkes „Brot und Anderes“ gekauft und verteilt. Wenn ein hilfsbedürftiger Bettler vor dem Imbiß an einer Tür anklopfte, so erhielt er eine Naturalgabe; wer um Nachtessenszeit „zuruckte“, wurde nach einer Kehrordnung bis zum folgenden Morgen beherbergt.[173] Leider fehlen weitere Angaben über den Erfolg und die Dauer dieser humanen und wohltätigen Einrichtung.

VIII. Von den Kirchweihen.

Bei der Erwähnung von Landstreichern, Spielern und Spitzbuben kommen bisweilen auch die Ausdrücke Kilbehenßlin und Kilbebettler vor.[174] Die Verbindung mit Kilbe deutet darauf hin, bei welchen Anlässen sich die Landfahrer besonders zahlreich einzufinden pflegten. Es waren dies die Kirchweihfeste, die freilich ihren ursprünglichen Charakter als Erinnerung an die Einweihung eines Gotteshauses schon längst eingebüßt hatten und zu einer sehr weltlichen „Kilbe" herabgesunken waren.

Unter dem Namen Kilbe verstand man aber im sechzehnten Jahrhundert zu Basel noch etwas Anderes. Denn auch ganz gutbürgerliche Aufzüge, namentlich aber die Ausmärsche bewaffneter Mannschaften in Friedenszeiten, um miteidgenössischen Ständen einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, erhielten jenen Namen. Eine Kilbe war zum Beispiel der Besuch, den sechzig auserlesene, wohlausgerüstete und bewehrte Baslerbürger im Jahre 1517 ihren Miteidgenossen von Luzern und in den drei Waldstätten abstatteten, und den die Mannschaften dieser vier Orte im Jahre 1521 zurückgaben. Eine Kilbe waren ferner jene beiden fröhlichen Ausmärsche, die in den Jahren 1530 und 1540 von Basel nach Liestal und umgekehrt zur Ausführung kamen. Die Chronisten wissen nicht genug zu rühmen, wie dabei Alles in schönster Eintracht und ohne irgend einen Mißton verlaufen sei.[175]

Wenige Wochen nach dem zweiten der nach Liestal unternommenen Ausmärsche fand sich aber der Rat zu Basel im August 1540 ganz plötzlich zu einem Verbot der „Kilbynen" veranlaßt. Dieses Verbot ist offenbar auch in die an demselben Tage redigierten Liestaler Akten übergegangen, welche sowohl den Tag der Kilbe selbst, als auch den der „Nachkilbe" zu feiern untersagen. Die Veranlassung zu diesem Verbote gaben die



üppigen und unordentlichen Tänze.[176] Von den friedlichen Ausmärschen der frühern Tage ist nicht mehr, sondern bloß noch von den „Kilbinen der Papisten" die Rede.[177]

Bevor wir uns aber diesen zuwenden, haben wir zu erwähnen, daß in der Stadt Basel sowie in einigen benachbarten Dörfern der Landschaft auch nach der Reformation noch Kirchweihen begangen worden sind. Eine solche wurde im städtischen Spital zu Weihnachten, an der Fastnacht und zu Ostern abgehalten. Es heißt, bei diesen Anlässen sei „nicht übel geprasset" und ein Mißbrauch mit Austeilung einer „kostbaren Gallert" getrieben worden. Dies habe den Rat bewogen, die Kirchweih im Spital aufzuheben und an ihre Stelle eine jährlich einmalige Spende von Fastnachtküchlein treten zu lassen.[178]

In den beiden Dörfern Muttenz und Pratteln ist noch am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Kirchweih gefeiert worden. Es heißt, die Muttenzer Kirchweih sei mit vieler Lustbarkeit begangen worden und es seien aus Anlaß derselben manchmal Händel und blutige Streitigkeiten entstanden.[179] Auch von einer Kilbe zu Augst ist die Rede, die zum Ärger des Pfarrers von Pratteln nicht nur aus den nächstliegenden Dörfern, sondern auch von Liestal und von Basel aus zahlreich besucht worden sei. Die Wirtin zu Augst berief sich auf eine vom Obervogt auf Münchenstein erworbene, besondere Erlaubnis, „Kilby und dabei Trommen", also mit Tanz „zuhalten."[180]

Gegen die Beteiligung der reformierten Bevölkerung an den Kirchweihfesten in katholischen Ortschaften waren die Basler Geistlichen schon aus konfessionellen Gründen eingenommen. Wir werden kaum irre gehen, wenn wir die zahlreichen Verbote des Kirchweihbesuches hauptsächlich ihrem Einflusse zuschreiben. Der Rat ging aber noch weiter. Ganz abgesehen von den Kirchweihen verbot er Bürgern und Untertanen sogar die Spaziergänge in die Nachbardörfer. Diese rigorose Maßregel wurde wie gewöhnlich, wenn es sich um die Einführung neuer

Verbote handelte, durch den Hinweis auf die Not der Zeit begründet. „Damit", heißt es in den obrigkeitlichen Kundgebungen, „zu diesen schlimmen Zeiten alles vermieden werde, so zu Lastern und anderer Leichtfertigkeit Reizung und Anlaß geben möchte", so durfte „niemand, Weib oder Mann, Feiertag noch Werktag, auf keine Kirchweihe, die man Kilby heißt, noch auch sonst nicht um Zehrens und Prassens willen aus der Stadt in die umliegenden Dörfer, nach Hüningen, Binningen, Wyl, Riehen, oder in andere Dörfer, noch auf dem Land aus einem Dorf in das andere gehen", sondern „mußte daheim bleiben, wo einem jeden unverboten sei, auf seinem Zunft- oder Gesellschaftshause, oder bei sich zu Hause mit den Seinigen und mit Bekannten züchtiglich und mäßiglich zu essen und zu trinken."[181]

Ob das Verbot des Besuches der Nachbardörfer überhaupt aufrecht erhalten werden konnte, entzieht sich unsrer Kenntnis. Es wird das Schicksal der übrigen derartigen Verbote geteilt haben, bald in Vergessenheit geraten oder überhaupt nicht befolgt worden zu sein. Jedenfalls ist dies das Schicksal der Kirchweihverbote überhaupt gewesen; denn trotz Verbot „lief Jung und alt den Kilbenen nach."[182] Die Kirchenordnung von 1595 gestattete zwar dem Landvolke wiederum den Besuch von Kirchweihen unter der Bedingung, daß man sich mit dem Sonntag begnüge und nicht auch noch den Montag dazunehme. Allein trotzdem wurde das Gebot beständig übertreten, und die Klagen über das Kilbelaufen nach Wisen, Hauenstein, Wegenstetten, Magden und Olsberg nahmen kein Ende. Noch viel mehr Bedenken erweckte es aber, daß die Leute des solothurnischen Dörfchens Holderbank nach Langenbruck kamen, um hier ihre Kirchweih abzuhalten, wozu scheints im Holderbanker Wirtshaus kein Platz war. Das Waldenburg-Homburger Kapitel beschäftigte sich mit der Sache und beriet, was in solchem Falle zu tun sei. Nach gewalteter Beratung kamen die geistlichen



Herren zu dem Schlusse, man könne zwar denen von Holderbank nicht wehren, um ihr Geld zu Langenbruck zu zechen. „Wann sie sich aber nit halten, wie es sich gebührt, sollen sie nach unserer Gn. Herren Mandat gestraft werden.“[183]

IX. Von den Wirtschaften.

In den vorangehenden Mitteilungen ist der Wirte so häufig Erwähnung getan worden, daß es wohl gerechtfertigt erscheinen mag, einige Angaben über die Wirtschaften im allgemeinen hier anzuschließen, ohne indessen auf das Wirtschaftswesen früherer Zeit überhaupt näher einzutreten. Unsere Angaben wollen sich lediglich auf die Stadt und Landschaft Basel beschränken.

Unter den Sittenmandaten der vergangenen Zeiten nehmen diejenigen, die vom Trinken handeln, einen verhältnismäßig sehr großen Platz ein. Unsre Basler Reformationsordnung widmet dem „Zutrinken“ einen besondern Abschnitt. Es wird darin vor der Unmäßigkeit eindringlich gewarnt und auf die Übertretung der Gebote der Mäßigkeit je nach Umständen eine Geld- oder eine Gefängnisstrafe gesetzt. Mit der Aufsicht über diesen Teil der Ordnung wurden die Unzüchter betraut, ein schon im dreizehnten Jahrhundert vorkommendes Kollegium von drei angesehenen Männern, das zur Bestrafung aller jener Frevel niedergesetzt worden war, die aus Mutwillen, Ausgelassenheit, Roheit und andern Zuchtlosigkeiten entsprangen.[184] Die Unzüchter hatten sich davon zu überzeugen, daß in den Wirtschaften, Zunfthäusern u. s. w. alles ordnungsgemäß zuging. Sie mußten darüber wachen, daß die Wirtshäuser zur rechten Zeit geschlossen wurden, nämlich Sommers- und Winterszeit „sobald man das Glöcklein im Münster verläutet, das ist so es zehen geschlagen hatte“, also nach gewöhnlicher Zeit um neun Uhr. Da war Polizeistunde. Dann mußten „die Gäste und



Gesellen heim oder an ihre Ruhe gewiesen" werden. Der Wirt durfte „bei Pön eines unablässlich zu bezahlenden Pfundes Geld" keinem Gaste mehr Wein geben.[185] Nicht nur die Wirte und die „Stubenknechte", d. h. die Abwarte, die in den Zunfthäusern wohnten und Küche und Keller besorgten, sondern sogar die obrigkeitlichen „Stadtknechte" waren bei ihrem Eide verpflichtet, den Unzüchterherren diejenigen Gäste zu verzeigen, die sie „zutrinken" oder einander „bringen" gesehen hatten.[186]

In der Stadt bereitete die Kontrolle über die Beobachtung dieser Vorschriften wenig Schwierigkeit. Der Aufsichtskreis war beschränkt, das Verfahren einheitlich und die angesehene bürgerliche Stellung sicherte den Unzüchterherren von vornherein die nötige Autorität.

Ungleich schwieriger gestaltete sich die Sache auf der Landschaft, wo die lokalen Verhältnisse ein einheitliches Verfahren nicht zuließen. Man mußte die Beaufsichtigung der Dorfwirtschaften den einzelnen Untervögten überlassen, wofür einzig und allein der Umstand sprach, daß in der Regel in einem Dorfe nicht mehr als ein einziges Wirtshaus zu finden war. Aber die Einheit der Beaufsichtigung mußte preisgegeben werden: so viele Wirtshäuser, so viele Aufseher. Daher kam es, daß die Aufsicht über die in den Wirtschaften vorfallenden Ordnungswidrigkeiten in der Regel bei den Untervögten nicht in den besten Händen war. Parteilichkeit, Bequemlichkeit, Mangel an Pflichttreue, Menschenfurcht und andere Ursachen wirkten zusammen, um die gute Absicht des Gesetzes ziemlich illusorisch zu machen. Dies war vollends da der Fall, wo der Untervogt zugleich eine Wirtschaft betrieb, somit sein eigener Vorgesetzter war. Eine einzige charakteristische Äußerung über dieses Verhältnis mag als Beispiel für alle derartigen Fälle dienen. Sie heißt: „Weil der Vogt (zu Rotenfluh) ein Wirt, ist er hinlässig, weil er hingehen läßt, was er dem H. Obervogt vermelden sollte. Was aber zur Fürderung seines eigenen Nutzes dienet, versaumt er

nichts."[187] Schon die Liestaler Akten und dann die Kirchenordnung von 1595 erklären darum die Führung einer Wirtschaft für unvereinbar mit dem Amte eines Vogtes.

Um so wünschenswerter wäre es unter solchen Umständen gewesen, wenn wenigstens die Obervögte ihr Möglichstes zur Handhabung der Ordnung getan und den Untervögten gehörig auf die Finger gesehen hätten. Allein selbst bei den Obervögten war keine rechte Unterstützung zu finden. Wenn auch bei einzelnen von ihnen ein guter Wille vorhanden war, so wurde ihre Tätigkeit durch den häufigen Wechsel in der Besetzung der Vogteien öfter unterbrochen. Andern Obervögten fehlte es entschieden am nötigen Pflichtgefühl. Sie waren träge und bequem und ließen den Dingen unbekümmert ihren Lauf. Sie faßten ihre Aufgabe nicht von einem höhern, allgemeinen Standpunkte aus auf, sondern stellten ihre eigene Bequemlichkeit in den Vordergrund und ließen sich in ihrer Ruhe nicht gerne stören. Manche hofften wohl auch, durch Nachsicht sich populär zu machen. Einige Beispiele mögen als Belege angeführt werden.

Von einem Schultheißen zu Liestal ging die Rede, „er wolle alles mit dem Fuchsschwanz strafen",[188] das heißt, er sei viel zu gelinde und nachsichtig. Andere Obervögte meinten, man könne nicht alles auf einmal besorgen, schoben die Verzeigungen auf die lange Bank, warteten mit der Untersuchung auf gelegene Zeit und verloren die Sache dann ganz aus dem Gedächtnisse. Daher die vielen Klagen darüber, daß die Übertretungen nicht, wie vorgeschrieben, allmonatlich oder doch wenigstens allvierteljährlich, zur Untersuchung gelangten, sondern wenn's hoch komme jährlich einmal, wobei dann das Meiste vergessen werde.[189] Ein Obervogt verlangte geradezu, daß man ihm nichts zur Anzeige bringe, wenn der Verzeigte nicht überwiesen und geständig sei. „Doruff verlassen sich böse Leut und können ihre Büberei und Sünden, dieweil kein andere inqui-



sition geschieht, mit Läugnen hindurchdrucken und also ungestraft bleiben.[190]

Da ist es denn nicht zum verwundern, daß solche Zustände von schlimmem Einfluß namentlich auf den Wirtshausbesuch waren. Zechgelage, die nächtelang dauerten, drohten zur Gewohnheit zu werden. Der Pfarrer Molitor von Riehen z. B. klagt lebhaft darüber, daß außer dem verderblichen Spielen „das hochschädliche Laster des übermäßigen Zutrinkens bei Jungen und Alten öffentlich in Wirts- und andern Häusern, aber auch sonsten in Winkeln, sehr zugenommen und daß sich sein sowohl freund- als ernstliches Vermahnen als fruchtlos dagegen erwiesen habe.[191] Andere Pfarrer ereifern sich über das böse Beispiel, das durch die Vorgesetzten selber gegeben werde. „Die, so andern ein gut exempel sollten vortragen", heißt es, „Büllerey und ander unordentlich wesen abzuschaffen, treiben selber dergleichen, zechen oftmalen ganze Nächt durchuß.[192] Es wird ferner nicht allein über Ausschreitungen geklagt, die in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, sondern namentlich auch in denjenigen Nächten vorfielen, die auf Gerichtssitzungen folgten. Da vernehmen wir, „daß insonderheit an Samstagen in den Wirtshäusern bis gegen Tag große Unbescheidenheit mit Zechen, Fluchen, Gotteslästern, Schlagen und Raufen getrieben werde." An andern Orten heißt es, „vorab am Zinstag, wann Gericht gehalten wird, zeche man im Wirtshause die ganze Nacht hindurch und sei dann natürlich nicht aufgelegt, am darauffolgenden Morgen die Wochenpredigt zu besuchen.[193]

Im Zusammenhange mit dem überhand nehmenden Wirtshausbesuche stand eine früher ungewohnte Händelsucht und Rauflust. Dies geht aus einer Äußerung des Pfarrers Gugger von Läufelfingen hervor, der sich im Kreise seiner Amtsbrüder einmal „über den elenden Zustand und Wandel seiner Kilchgenossen" beklagt, „als die in ihren politischen Zusammenkünften", das heißt doch wohl soviel als in ihren Ge-

meindeversammlungen, „ihren Haß ausstießen und erzeigten mit Schlagen, Raufen und dergleichen Lärmen. Solches geschehe nicht allein von Manns=, sondern auch von Weibspersonen."[194]

Den Dorfwirtschaften erwuchs aber eine Konkurrenz durch eine Neuerung, die von der Obrigkeit selber in guter Absicht ins Leben gerufen und unterstützt wurde. In den unruhigen Zeiten des zu Ende gehenden sechzehnten Jahrhunderts sah sich der Rat häufig genötigt, zur Sicherung des Gebietes gegen die Übergriffe fremder Kriegsvölker Schutzmaßregeln zu treffen und die Bürger und Untertanen zur Grenzbewachung aufzubieten. In Verbindung damit stand das Bedürfnis, dem Landvolke wenigstens die einfachste militärische Ausbildung beizubringen und die Leute namentlich im Schießen zu üben. Zu dem Ende wurden in größern Ortschaften wie Liestal, Sissach, Gelterkinden, Waldenburg, Muttenz Schützenhäuser eingerichtet, wo nach der Scheibe geschossen wurde.[195] Dort versammelte sich am Sonntag Nachmittag die waffenfähige Dorfmannschaft, um der friedlichen Kriegsübung obzuliegen. Allein unter dem Deckmantel des Waffenhandwerks wurde nebenbei noch andern Vergnügungen, namentlich dem Trunk, dem Tanz und dem Spiel, gehuldigt.[196] Die Schützenhäuser übten deshalb eine große Anziehungskraft aus und waren von aktiven Teilnehmern und passiven Zuschauern sehr besucht. Dies brachte spekulative Wirte auf den Gedanken, Privatschießstände bei ihrem Wirtshause einzurichten und Schützenfeste auf eigene Faust abzuhalten. Der Rat sah sich deshalb im Jahre 1572 veranlaßt, ein Verbot der von Wirten eigenmächtig angestellten Schießübungen zu erlassen.[197] Trotzdem werden noch 23 Jahre später unter den Mißbräuchen, auf deren Beseitigung die Landprediger besonders bestanden, und die deshalb im Generalkonvent zur Sprache gebracht wurden, die von den Wirten veranstalteten Scheibenschießen genannt.[198]

Fragen wir schließlich nach den Getränken, die im sech=



zehnten Jahrhundert den Gästen von den Wirten gereicht wurden.

Von dem heutigen Tages so überaus verbreiteten Bier war damals, und bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein, noch nirgends die Rede. Das allgemeine Getränk war der Wein, der überall, wo Bodenbeschaffenheit, Lage und Klima es auch nur einigermaßen gestatteten, rings um die Stadt und in der Nähe der Dörfer selber gezogen und auch im Lande selbst konsumiert wurde.

Es gab aber schon damals Zecher, die da meinten, das einheimische Gewächs des Weinstocks schmecke zu fad, und die darum eines kräftigern Reizmittels glaubten bedürfen zu müssen. Diese hielten sich mit Vorliebe an den Branntwein. Wir lassen darüber den Pfarrer Freuler von Sissach sich aussprechen, dessen derber Sprache wir so manche Einzelheiten über verschiedene Ausschreitungen verdanken, die zu seiner Zeit üblich waren. Er teilt mit, „daß sich am Sonntag morgens vor dem Kilchgang Etliche voller Brandtenweins saufen, darnach während der Predigt schlafen oder sonst untüchtig seien, Gottes Wort zu hören." [199] Es trifft sich eigentümlich, daß ganz dieselbe Klage beinahe mit denselben Worten, freilich zu einer viel spätern Zeit, im Glarnerlande erhoben wird. Der reformierte Kirchenrat daselbst fand sich im Jahre 1731 veranlaßt, die dortige Obrigkeit zu ersuchen, „dem überflüssigen Brantweintrinken an den Sonntagen vor der Predigt, wodurch man zum Gottesdienst und erbaulicher Anhörung des göttlichen Wortes ganz untüchtig werde, durch ein landesväterliches Mandat nach Möglichkeit zu steuern." [200]

Wir erfahren ferner, die Wirte auf der Landschaft hätten ihren Gästen einen Schlaftrunk verabreicht.[201] Aus welchen Stoffen dieses Getränk hergestellt worden sei, wird nicht gesagt. Seine Wirkung muß aber eine eher schädliche als zuträgliche gewesen sein; denn es wurde den Wirten verboten, „einem



Unterthan einen Schlaftrunk zu geben, sonst werde man sie dermaßen strafen, daß sie wollten, sie hätten es bleiben lassen." Diese Drohung läßt tief blicken. Es mag aber unentschieden bleiben, ob die Qualität des verabreichten Trunkes oder dessen Quantität das Mißfallen der hohen Obrigkeit in höherem Grade erregt habe.

Außer den angeführten Getränken ist auch Most, also Obstwein, ausgewirtet und getrunken worden. Der basellandschaftliche Most scheint aber von sehr zweifelhafter Güte und jedenfalls nicht dazu angetan gewesen zu sein, im geselligen Kreise zur Belebung der Fröhlichkeit und zur Förderung eines gemütlichen Beisammenseins beizutragen. Denn zur Bereitung des Mostes verwandte man vor dreihundert Jahren noch nicht ausschließlich süßes, veredeltes Obst, sondern man mostete das viel wohlfeilere, herbe und wildwachsende. Der Pfarrer Otto von Wintersingen erzählt von seiner Dorfjugend: „Im Sommer macht das junge Volk am Sonntag wildes Obst ab, mosten dasselbe und kochen daraus Mostsuppen."[202] Noch im Jahre 1596 verbot der Rat zu Basel, wildes Obst auf dem Markte feil zu haben; denn dieses Gewächs sei gesundheitsschädlich und verdiene umso weniger, zu Markte gebracht zu werden, als gerade damals zahmes Obst im Überflusse gewachsen sei. — Allein auch dieses zweckmäßige Verbot scheint nicht beachtet worden zu sein, sonst hätte sich der Rat nicht veranlaßt gesehen, es acht Jahre später zu wiederholen.[203]

X. Von Neujahrs- und Fastnachtgebräuchen.

Der Neujahrstag ist zu Basel bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts bloß als ein gewöhnlicher Freudentag ungefähr wie die Fastnacht mit Lustbarkeiten verschiedener Art, zum Teil auch auf recht ausgelassene Weise, begangen worden. Da erst neulich die dabei vorgekommenen Gebräuche von sachkundiger Hand mit den an andern Orten der Schweiz

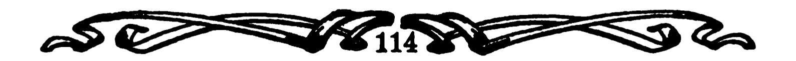


üblichen zusammengestellt und beschrieben worden sind,[204] so kann ich mich unter Hinweisung auf diese Arbeit damit begnügen, die wichtigsten Neujahrsgebräuche in der Stadt in Kürze anzuführen und durch einige, dem Kirchenarchiv entnommene, weitere Angaben zu vervollständigen.

Allgemeine Übung waren gruppenweise Umzüge unter Absingung von Liedern, um vor den Häusern allerlei Gaben, teils Lebensmittel, teils Geld, zusammen zu betteln. Zur Verstärkung der Bitte wurde mitunter an Türen oder Fensterläden angepocht. Außer diesen ungeordneten Umzügen fanden auch geordnete statt. Unter dem Vorausmarsch von Trommlern und Pfeifern machten die Genossen der Zünfte einander Besuche, tauschten gegenseitig Glückwünsche aus und beschenkten sich. Außer den Bürgern hielten die Handwerksgesellen Umzüge in ähnlicher Weise ab. Trotz den Versicherungen der freundschaftlichen Gefühle und zunftbrüderlichen Gesinnung scheinen die im Wein schlummernden, unruhigen Kobolde die Eintracht der Feiernden bisweilen gestört zu haben; sonst hätte sich der Rat wohl nicht veranlaßt gefunden, im Jahre 1602, und vielleicht auch noch zu spätern Zeiten, folgende Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Er schickte nämlich zur Verstärkung der gewöhnlichen Wache unter jedes Tor vier Mann, „damit“, wie es an der betreffenden Stelle heißt, „die durch die öffentlichen Mahlzeiten angefeuerten Köpfe beim Spazierengehen vor die Stadttore keine Händel verursachen möchten.“[205]

Auf der Landschaft fanden keine geordneten Umzüge statt; statt dessen herrschte allgemein die Sitte des Neujahrssingens. Pfarrer Freuler von Sissach äußert aber über die Art, wie dies geübt wurde, seine Unzufriedenheit. „Mit dem neuen Jahr singen“, sagt er, „wird jedermann unruhig gemacht. Da geht große Unordnung vor mit vielfältigem Gesang die ganze Nacht hindurch, womit niemand verschont wird. Wo man nichts geben will, demselben wird „Schmach und

8



Tratz" bewiesen. Was die Sänger also „ergeilet und ergützlet" haben, fressen sie am Neujahrstag und in der Nacht auf."[206] Bei solchen Gelagen kam es nicht selten zu Streitigkeiten und rohen Auftritten. Der Pfarrer Häl von Tenniken spricht von einem solchen Fall mit den Worten: „In der Neujahrsnacht haben etliche in einem Hause" (und wohl auch in derselben Stube), „wo eine achttägige Kindbetterin gewesen, gezecht, sind in Unfrieden geraten, haben geflucht und einander geschlagen, ohne daß der anwesende Gemeindebeamte abgewehrt hätte. Dadurch ist die Kindbetterin so „ergelstert" und erschreckt worden, daß das neugeborene Kind die Gichter bekommen und drei Tage nachher gestorben ist." [207]

Vom Jahre 1592 an wurde in der Stadt der Neujahrstag durch Abhaltung einer Morgen- und einer Abendpredigt auch kirchlich gefeiert und damit die Neuerung verbunden, am Schluß der Abendpredigt die Anzahl der in der ganzen Stadt im Laufe des verflossenen Jahres Getauften und Verstorbenen von der Kanzel herunter zu verkünden. Im Münster wurde der Anfang gemacht;[208] die andern Gemeinden folgten bald nach. Die Abhaltung von Neuhjarspredigten fand auch auf der Landschaft Eingang. Dies geht aus einer Bemerkung des Pfarrers Möschlin von Kilchberg hervor, laut welcher die am Neujahrsmorgen nach durchschwärmter Nacht heimkehrenden Zecher die zur Kirche gehenden Andächtigen verlachten und verspotteten.[209]

Der Umstand, daß sich unter denen, die am Neujahrstage umzogen, bisweilen auch Verkleidete befanden, veranlaßt uns schließlich noch von den Fastnachtsgebräuchen zu sprechen.

Eine allgemein verbreitete Sitte war das Bereiten von Fastnachtsfeuern. Bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurden sogar in der Stadt, zum Beispiel auf der Pfalz, mächtige Holzstöße aufgeschichtet und angezündet. Damit in Verbindung wurden Umzüge mit Begleitung von



Fackelträgern veranstaltet. Eine fernere, mit den Fastnachtsfeuern zusammenhängende Übung war das „Schlagen uff der Schyben", indem brennende Holzscheiben möglichst weit in die Nacht hinaus geschleudert wurden. Nicht allein aus feuerpolizeilichen Rücksichten, sondern mehr noch wegen der Schlägereien, die bei jenen Fackelzügen vorfielen, wurden im Jahre 1484 sowohl die Umzüge mit Fackeln, als die Fastnachtsfeuer samt dem Scheibenschlagen in der Stadt „auf ewige Zeiten" verboten.[210]

Trotzdem wird um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wiederum von blutigen Schlägereien berichtet, die durch Knaben verübt wurden, die zur Fastnachtszeit Umzüge mit brennenden Fackeln veranstalteten. Der Schauplatz der Händel war einer der Türme in der Nähe des Steinentores und der Tumult so groß, daß der Rat die bewaffneten Stadtknechte aussenden mußte, um Ruhe und Ordnung zu schaffen.[211]

Zur Fastnacht gehörten die am Aschermittwoch stattfindenden Umzüge der Bürger von Zunft zu Zunft, die heute noch, wenn auch in beschränkterm Maße, abgehalten werden. Zur Zeit der Reformation nahmen an diesen Umzügen auch Verkleidete teil. Der Rat war sich wohl bewußt, daß eigentlich die aus den Zeiten vor der Reformation stammende Sitte solcher Festivitäten den Grundsätzen der reformierten Lehre nicht entspreche, und erließ deshalb am 1. März 1546 folgendes Mandat: „Dieweil man aus Gottes Wort die vierzigtägigen Fasten abgestellt, so soll man auch künftigs keine Fastnacht noch Aschermittwoch mehr haben." Demzufolge wurden sowohl die auf diesen Tag fallenden Zunftmahlzeiten, als auch „die Faßnacht Butzen",[212] d. h. die Verkleidungen, sowie das Pfeifen und Trommeln untersagt.[213] Allein auch dieses Verbot konnte nicht lange aufrecht erhalten werden. Zwar stellte ein erneuertes Mandat vom 24. Februar 1555 „die abgöttischen, heidnischen Faßnachtfeuer und andere Leicht-

fertigkeiten, wie das unzüchtige Butzenwerk, Dempfen und Zerren" abermals unter Bußandrohung ab,[214] mit welchem negativen Erfolge geht aus dem Mandat vom 10. Februar 1599 hervor, dessen charakteristischer Wortlaut auszugsweise folgender ist: „Weil sich je länger je mehr in der Christenheit allerlei schwere, zuvor unerhörte Sachen, Widerwärtigkeiten, Jammer und Elend ereignen," so wäre es nötig, allen Mutwillen und alle Freudenspiele einzustellen. „Und weil besonders zur Fastnachtszeit viel ungerühmter Sachen und Mutwilligkeiten heidnischer Art und Weise, was christlicher Ordnung zuwider, fürgangen", d. h. vorgehen, „und geübt werden, so soll sich jedermann des übermäßigen Pankettierens, Zechens, Prassens, des nächtlichen Hin- und Wiederlaufens auf den Gassen, des Küechlinholens und darum Singens, des Umziehens mit Trommen und Pfeifen, des Verkleidens und Verbutzens, der Mummereien, des Brämens, Sudlens und Molens am Aschermittwoch und aller andern dergleichen Fastnachtspiele und -sachen enthalten und gänzlichen müssig stehen."[215] Da uns aber weitere Angaben über die städtischen Fastnachtsgebräuche nicht zu Gebote stehen, so gehen wir zu den bezüglichen Mitteilungen aus der Landschaft über.

Es ist auffallend, daß diese verhältnismäßig spät, nämlich nicht vor dem Jahre 1599, vorkommen; ebenso auffallend ist, daß sie sich nur auf die folgenden wenigen Dörfer Sissach mit den Nebengemeinden Böckten und Zunzgen, ferner Tenniken und Diegten, sodann Gelterkinden und Rotenfluh, endlich Wintersingen und Buus beschränken. Unter diesen neun Dörfern nimmt in Bezug auf die Häufigkeit der Angaben über das Vorkommen der Fastnacht Sissach den ersten Rang ein. Daß in andern landschaftlichen Dörfern die Fastnacht gar nicht oder nicht so eifrig begangen zu werden pflegte, scheint aus einer Bemerkung des Pfarrers Seer von Arisdorf hervorzugehen, der einmal berichtet, „die Gelterkinder



hätten“ aus Anlaß einer kurz vorher abgehaltenen Hochzeit „zu Arisdorf Aschermittwoch“, mit andern Worten Fastnacht, „gehalten“.[216] Die Begehung des Aschermittwochs scheint also zu Arisdorf unbekannt oder nicht üblich gewesen zu sein.

In den oben genannten neun Dörfern begann die Fastnacht am sogenannten Hirsmontag. „Montags hat man den Hirs gesammlet und Mummereien geübt“, berichtet Pfarrer Lützelmann von Rotenfluh.[217] In der Nacht vorher wurden auf weithin sichtbaren Höhen mächtige Fastnachtsfeuer entzündet. Mit Trommeln und Pfeifen zog Jung und Alt unter Fackelbegleitung dort hin. Die Schützen nahmen ihre Musketen mit und sorgten dafür, daß es tüchtig knallte. „Die ganze Nacht hindurch sei auf der Fluh mit Büchsen geschossen worden“, sagt der in seiner Nachtruhe gestörte Pfarrer von Sissach. Um das Feuer herum schrie, jauchzte, lärmte und tanzte das Volk, so daß der Jubel in weiter Ferne gehört wurde. Ein besonderes Vergnügen bestand darin, mit Stroh und andern leicht brennbaren Stoffen umwickelte Räder angezündet und brennend den Berg hinunter rollen zu lassen.[218] Offenbar entsprach dieser Brauch dem oben genannten „Schlagen uff der Schyben“.

Aber auch Verkleidungen und Mummereien gehörten zur ländlichen Fastnacht. Bursche „in pumpten Kleidern“, d. h. in Pumphosen, zogen am Hirsmontag im Dorfe herum. Besonders erwähnt wird „ein vermummter Schönbart, den sie den Gutzgyr heißen.“[219] Die den Zug begleitenden jungen Gesellen sammelten Gaben, die nachher verschmaust wurden. „Gutzgyr wird herumgeführt, allein daß sie Anlaß zum Schlemmen haben“, heißt es.[220] Daher bedeutet „sie halten das (oder den) Gutzgyr“ so viel als sie halten Fastnacht.[221]

Daß aber berichtet wird: „In der Weihnachts-Nacht kommen Knechte und Mägde in Winkeln zusammen, treiben großen Mutwillen mit Fressen, führen den Gutzgyr herum



und erdenken allerhand Sachen, daß sie Anlaß haben, andern das Ihrige abzufressen",[220] ist ein Beweis dafür, daß die Umzüge mit Verkleidungen sich nicht auf die Fastnachtszeit beschränkt haben, sondern schon lange vorher, um Neujahr, ja sogar um die Weihnachtszeit, vorgekommen sind.

Das Volk aber betrachtete, wie in andern Fällen so auch hier, die Prediger ganz allgemein als die Urheber der Fastnachtsverbote. Diese Meinung gewann dadurch größere Wahrscheinlichkeit, daß in der Stadt ebenfalls die Ansicht herrschte, das oben erwähnte Verbot vom Jahre 1599 sei „auf Vorstellung der Prädicanten" zustande gekommen.[221] Diese Vermutung trug wesentlich dazu bei, die Untertanen gegen die obrigkeitlichen Mandate überhaupt und insbesondere gegen die wider die Fastnacht gerichteten von vornherein einzunehmen. Wo man nicht geradezu ungehorsam war, stellte man sich erstaunt: „Die Leute hätten geglaubt," heißt es an einer Stelle, „das Mandat gelte bloß für das laufende Jahr;" „derhalben gleich folgenden Jahrs die Mandaten bei ihnen nicht mehr gehalten werden.[222] Die von Tenniken vermeinten, „das ausgegangene Mandat betreffe nur Fremde".[223] Wie es aber überhaupt um die Befolgung der obrigkeitlichen Verordnungen bestellt war, mögen zum Schlusse folgende Beispiele zeigen. Im Farnsburger Kapitel vom 24. September 1601 klagte nicht nur der Pfarrer von Wintersingen im allgemeinen über „große Verachtung der Obrigkeit mit ringschetzung derselben Mandaten", sondern der Pfarrer von Kilchberg behauptete geradezu, „von seinen Gemeindeangehörigen werde überhaupt kein Mandat der Obrigkeit gehalten und sei auch nie keines gehalten worden." Um dieser allgemeinen Mißachtung zu begegnen, stellten die Dekane den Antrag: „In Anbetracht, daß die obrigkeitlichen Mandata ring geschetzt und sonderlich die gedruckte Ordnung trotz jährlich zweimaligen Verlesens doch nicht gehalten und von den Unteramtleuten nicht gehandhabt werden, dadurch der Oberkheit Reputation



bey den Underthanen in Verachtung kommt und der Ungehorsam überhand nimmt, so sollen die Obervögte angegangen werden, über Mittel nachzudenken, wie dem zu begegnen."[220] Es darf aber angenommen werden, daß dieser Antrag, auch wenn er ausgeführt worden wäre, zur Besserung der Zustände kaum wesentlich beigetragen hätte. — Doch genug davon.

* * *

In ähnlicher Weise wie die sittenpolizeilichen Vorschriften in den Kirchenakten beleuchtet werden, sind diese eine Fundgrube für die verschiedenen Gebiete rein kirchlicher Natur, indem sie reichlich Gelegenheit bieten, Heimat- und Volkskunde mit Studien über die Entwicklung unsrer Basler Kirche zu verbinden und Beiträge zur Geschichte des reformierten Gottesdienstes zu liefern, wie dies neulich Dekan Gottfried Heer für die Glarner Kirche mit so großem Geschick getan hat. An Stoff dazu fehlt es zu Basel wahrlich nicht: Predigt, Kinderlehre, Konfirmation, Sonntagsheiligung, Taufe und Begräbnis, die Form des Gottesdienstes, der Kirchenzwang, die der Basler Kirche eigentümliche Einrichtung des Bannes, die Vorschriften für die Prediger überhaupt und im Einzelnen, die kirchliche Einteilung der Landschaft, die Abhaltung von Kapitelsversammlungen, Synoden und Kirchenvisitationen, das alles sind Gegenstände genug, um des Interessanten und Belehrenden die Fülle zu bieten. Ich selber habe mich mit Vergnügen an der Bearbeitung einzelner dieser Themata versucht; allein ich bin schon zu alt, um meine Untersuchungen fortzusetzen oder gar zu einem Abschluß zu bringen. Umso angelegentlicher möchte ich die jüngere Generation ermuntern, die Arbeit an die Hand zu nehmen und die Kirchenakten eingehend zu studieren, in der sichern Überzeugung, daß keiner die darauf verwandte Mühe bereuen werde. Darum rufe ich zum Schlusse dem künftigen



Bearbeiter, der sich die Mühe nicht will verdrießen lassen, in den noch ungehobenen Schätzen unseres Kirchenarchivs Umschau zu halten und durch die oft spröde und herbe Schale zum lebensvollen und lebenswarmen Inhalt hindurchzudringen, ein fröhliches vivat sequens und ein herzliches Glückauf zu.

Anmerkungen zum vorhergehenden Artikel.

[1] Ref. Ordn. Art. 15, „Vom ehelichen Stande."

[2] Ochs, VI. 366.

[3] Boos, 312; Fechter 172 f.

[4] Während des sechzehnten Jahrhunderts vollzog in der Stadt nicht der Pfarrer, sondern der Diakon die Trauung. Ref. O. Abschn. 7. Hgb., 247.

[5] Hochzeitspredigten werden auf der Landschaft früher erwähnt als in der Stadt, nämlich aus Anlaß der im Jahre 1601 dort abgehaltenen Kirchenvisitation. A. E. II. 47, 53.

[6] „Zum Gejegt," mhd. gejegede, soviel als „zur Jagd". Das Haus dieses Namens trug das Bild einer Jagd. Es stand an der obern Freiestraße (Nummer 1059, später 90). Jetzt durch Neubauten ersetzt.

[7] Die Angabe, daß das „schärhauß" von Felix Platters Schwiegervater Daniel Jeckelmann am Rüdengäßchen, Ecke Freiestraße, gestanden habe, verdanke ich einer Mitteilung von Herrn Dr. K. Stehlin an der Hand des Historischen Grundbuches.

[8] Die Stelle lautet (Fechter, S. 176; ebenso Boos): „Das sammate parret, doruf ein beerlin börtlin mit blumen, das man mir vor der

hochzeiteren haus auffatzt." „Perlen Borten war ehemals in Basel ein mit Perlen und Edelsteinen versetzter Kopfschmuck der Jungfrauen beim hochzeitlichen Kirchgang," meldet Spreng in seinem Idiot. Basil. Ich verdanke diesen Nachweis Herrn Sek.-Lehrer Ad. Seiler.

[9] „Ein libfarben schuben." Nach Schmeller, Idiot. II. 354, ist die Schube oder Schaube nicht eine Schürze, wie Fechter, a. a. O., meint, sondern ein „Tschope", eine Weiberjacke oder Kittel. (Ad. Seiler.)

[10] Mandat vom 6. Februar 1576 (Erneuerung früherer Vorschriften). B. B. O. 76[1]. No. 13.

[11] Über das Wort Ürti s. schweiz. Idiot. I, 488. Es bedeutet die dem Wirte für Speise und Trank zu entrichtende Zeche.

[12] Mandat vom 17. Mai 1553 bei Ochs, VI., 372.

[13] Brckn. Fortf. Buch II, 65.

[14] Ebendaselbst, S. 45.

[15] Boos, 318; Fechter, 176.

[16] Das „gsang von löflen," ein Gedicht, ist am Ende der Biographie Platters von Boos, S. 346 ff., abgedruckt.

[17] Mandat vom 6. Februar 1576 (siehe oben, Anm. 10), No. 13 und 14.

[18] Liest. Act. K. A. R. I. No. 12 und 13, Abschn. 4.

[19] Die Farnsburger Akten im Kirchenarchiv tragen die Signatur D. 11. Der Kürze wegen werden im folgenden die Stellen aus den genannten Akten nur mit F. A. citiert werden. Die in unserer Anmerkung angeführten Stellen stehen F. A. v. 2. Oktober 1595 (Arisdorf), 21. April 1597 (Diegten), 27. Oktober 1597 (Sissach). Siehe auch F. A. vom 26. März 1600, wo berichtet wird, bei einer zu Arisdorf abgehaltenen Hochzeit sei durch eine Weibsperson vier Tage lang große Schande getrieben worden.

[20] Ochs, VI, 377, wo für den Ausdruck „Gfreß" eine sehr gesuchte und künstliche Erklärung gebraucht wird.

[21] Brckn. Fortf., Buch III, 10.

[22] Übrige Vorschriften betr. Hochzeiten s. Mandat v. 24. Februar 1588 und 10. März 1599, B. B. O. 56, No. 13 und No. 6.

[23] F. A. vom 11. Oktober 1604.

[24] Brüderordnung der Landschaft vom Jahre 1562, Ochs, VI, 460. Eine Kopie der im Jahre 1576 revidierten Brüderordnung befindet sich B. B. O. 62[1], No. 2.

[25] F. A. vom 11. Oktober 1599.

[26] Waldenburg-Homburg Kap. vom 3. April 1606. Die Unsitte des „Voressens" oder der „Morgensuppe", die den Hochzeitsgästen vor dem Kirchgang aufgetischt wurde, bestand als uraltes Herkommen auch in Deutschland. Dr. E. Otto, „Kirchenzucht und Polizei im alten Isenburger Lande." Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 320, S. 26 und 27.

[27] F. A. vom 26. März 1601. Siehe ferner K. A. R. I, No. 1 (Buus, Visit. von 1572). A. E. II. 2 unter den im Jahre 1595 aufgezählten Mißbräuchen, und sonst.

[28] F. A. vom 21. Februar 1605 (Sissach, Wintersingen).

[29] Scheible, Kloster, VI, 420.

[30] Siehe z. B. die Frage des Pfarrers von Arisdorf, „ob Eine, so sich verfehlt, solle oder möge im Kranz zur Kirche gehen." F. A. vom 17. Oktober 1605.

[31] Die Stelle lautet: „Ein Bürger, so eine Fremde heirathet, kann derselben kein Bürgerrecht geben, sondern muß solches von der Obrigkeit erhalten, und solchen Falls sollen die E. Zünfte nachsehen, worin das Bürgerrecht bestehe." Brckn. Fortf., Buch I, 21. Siehe auch über die Heiraten Leibeigener oder Fremder, Ochs, VI, 373 und 374.

[32] Ungenossame bedeutet das für die Verehelichung mit einem oder einer ungenôzsen, d. h. mit einer zu den Hörigen eines andern Herrn zählenden Person, zu entrichtende Strafgeld. (A. Seiler.)

[33] Ochs, VI, 60 und 373.

[34] Ebendaselbst, 374.

[35] F. A. vom 27. Oktober 1597.

[36] Ebendaselbst.

[37] Waldenburg-Homburg Kap. vom 22. März 1610.

[38] F. A. vom 24. September 1601 (Kilchberg).

[39] Scheible, Kloster, VI, 412.

[40] Mandat vom 28. Mai 1528, bei Ochs, V, 572.

[41] Ochs, VI, 377.

[42] Buxt., Heft III, 59.

[43] K. A. R. I. 9 (Oltingen). F. A. vom 27. Oktober 1597 (Sissach). Daß die ländlichen Reigentänze überhaupt „nicht besonders ehrbar und züchtig" gewesen seien, bestätigt Otto a. a. O., S. 30.

[44] F. A. vom 7. März 1594 (Tenniken); 27. Oktober 1597 unter Gelterkinden; 24. September 1601 unter Sissach.

[45] „Das fremde Dienstvolk zieht am Sonntag gleich nach dem Essen zum Tanz. Wenn er (Pfarrer) es verbiete, fürchten die Meister-



leute, man möchte ihnen das Gesinde vertreiben." A. E., II, 36 (Kilchberg).

[46] Z. B. F. A. vom 26. März 1600.

[47] Brckn. Merkw. St. IV, 328.

[48] Ebendaselbst, St. I, 39; St. II, 154.

[49] K. A. R. I, 4.

[50] Brckn. Merkw. III, 229.

[51] F. A. vom 18. März 1602 (Rotenfluh).

[52] Waldenburg-Homburg Kap. vom 2. September 1603 (Rümlingen).

[53] F. A. vom 31. März 1603, 17. Oktober 1605.

[54] F. A. vom 24. Oktober 1606 (Rotenfluh).

[55] Brckn. Merkw. St. XXII, S. 2545.

[56] A. E. II, 35 (Kilchberg). F. A. vom 2. September 1602 unter Oltingen.

[57] Unrat oder Unroth, eigentlich schlechter Rat, bedeutet hier soviel als Unheil, Nachteil. (Seiler.)

[58] F. A. vom 2. September 1602 unter Buus; vom 8. März 1604; Waldenburg-Homburg Kap. öfter namentlich 28. Februar 1605 (Rümlingen). A. E. II, 29 (Sissach), 35 (Gelterkinden).

[59] F. A. vom 24. März (Conventus Decanorum) und vom 31. März 1603 (Kapitelsversammlung).

[60] Ochs, VI, 376.

[61] B. B. O. 56 No. 9; O. 76[1] No. 13. Ochs, a. a. O.

[62] Heute Rheinsprung No. 5.

[63] Boos, S. 319; Fechter, S. 176.

[64] In den Jahren 1584 und 1588. B. B. O. 56, No. 10, 12und 13.

[65] Brckn. Fortſ. Buch III, 19.

[66] F. A. vom 7. März 1594.

[67] Ebendaselbst, 29. März 1593 (Diegten).

[68] A. E. II, 2.

[69] B. B. O. 56, No. 6.

[70] F. A. vom 11. Oktober 1599 unter Sissach; vom 26. März 1600 unter Tenniken.

[71] „Die Mandata gelten nichts. Sie haltens für ein Pfaffenwerk," F. A. vom 29. März 1593 unter Tenniken. „Niemand frage danach, ob die obrigkeitlichen Mandate gehalten werden," ebendaselbst, vom 4. November 1596 unter Sissach und Tenniken. „Die Statuta, genannt Liestaler Acta, seien nicht durch U. Gn. Herren gegeben." Ebendaselbst,

vom 21. April 1597 unter Diegten. „Buren vermeinen, Er, Pfarrer, sei ein Ursach des Tanzverbots.“ Ebendaselbst, vom 26. März 1600 unter Rotenfluh; ferner vom 2. September 1602 unter Diegten.

[72] F. A. vom 10. April 1600.

[73] „Die Jungen haben in Dörfern ihre Spielleut, in Winkeln und öffentlich Tänz an Sonntagen zuhalten,“ F. A. vom 10. April 1600.

[74] F. A. vom 29. März 1593.

[75] Ochs, VI, 376, B. B. O. 76[1] No. 13.

[76] A. E. II, 36 (Kilchberg).

[77] Boos, 318 und 319; Fechter, 176.

[78] F. A. vom 4. November 1596.

[79] F. A. vom 31. März 1603.

[80] Waldenburg-Homburg Kap. vom 22. März 1604.

[81] Ebendaselbst, vom 8. September 1608.

[82] F. A. vom 17. Oktober 1605 unter Rotenfluh.

[83] F. A. vom 31. März 1603 (Sissach).

[84] Dr. Ed. Otto, a. a. O. S. 31.

[85] Ochs, V, 572.

[86] Ref. O., Abschn. 23, „Von Übertretung der Feiertage.“

[87] B. B. O. 56, No. 4; O. 76[1], No. 6. Ochs, VI, 375.

[88] B. B. O. 56, No. 12.

[89] Brckn. Fortſ., Buch IV, 121.

[90] Wennlen. Das Büreau des Schweizer. Idiotikons, dem wir hiemit folgende Erklärung bestens verdanken, kennt nur diese Stelle der Kirchenordnung von 1595 bei Ochs (VI, 376) und hat dafür keine weitern Anhaltspunkte. Es vermutet Zugehörigkeit zu Wanne und vergleicht die Verwendung der Brente im Spiel (Idiot. V, 757, 1 f. B „Flaches Gefäß beim Würfelspiel zum Auffangen der geworfenen Würfel.“ „In der Brenten spielen.“) Die Wanne kann in der Tat auf dem Dorfe gar wohl zum Würfelspiel verwendet worden sein. Der Ausdruck das Wennlen muß in diesem Falle als nähere Bestimmung zu „Würflen,“ mit diesem synonym, nicht als Ausdruck einer weitern Spielart, genommen werden. (Seiler.) Wir stützen uns für den Ausdruck Wennlen auf die Stelle der Liestaler Akten von 1540, woraus das Wort in die Kirchenordnung von 1595 übergegangen ist.



[91] Brckn. Merkw. Buch I, 39 und 40.

[92] B. B. O. 37[1], No. 5, vom Jahr 1535. „Wie sich mine Herren die verordneten über die articel, so die priester in empteren anbracht, entschlossen und welche mine Herren die Rät usgemacht haben."

[93] F. A. vom 26. März 1601.

[94] F. A. vom 22. März 1604 (Wintersingen). Wer einem andern Läuse in den Pelz setzt, macht sich vergebliche Mühe; denn „man darf nit lüs in den belz setzen, sie wachsen selbs darin," siehe Grimm, Wörterbuch, VI, 352. Siehe auch G. Wustmann, „Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, 1894. S. 296, No. 740.

[95] F. A. vom 18. März 1602.

[96] Waldenburg-Homburg Kap. vom 11. Oktober 1599, 26. März 1601, 2. September 1603, 28. Februar 1605, 3. April 1606.

[97] Ebendaselbst, 2. September 1603, 28. Februar 1605, 8. September 1608.

[98] An vielen Stellen der F. A. und der Waldenburg-Homburg Kap.

[99] Brckn. Fortf., Buch I, 12.

[100] F. A. vom 26. März 1600, 26. März 1601, 22. März 1604 unter Gelterkinden, Arisdorf und Wintersingen.

[101] Waldenburg-Homburg Kap. vom 2. September 1603.

[102] F. A. vom 4. November 1596 unter Oltingen und Rotenfluh.

[103] F. A. vom 31. März 1603 unter Rotenfluh.

[104] Waldenburg-Homburg Kap. vom 2. September 1603.

[105] A. E. II, 40.

[106] F. A. vom 11. Oktober 1604.

[107] A. E. II, 63 unter Riehen.

[108] F. A. vom 4. November 1596 unter Oltingen.

[109] Ebendaselbst vom 22. März 1599 unter Wintersingen.

[110] F. A. vom 2. Oktober 1595 (Langenbruck); 4. November 1596 (Rotenfluh); 27. Oktober 1597 (Rotenfluh); 11. Oktober 1604 (Oltingen); 17. Oktober 1605 (Kilchberg). Waldenburg-Homburg Kap. vom 22. März 1600 (Waldenburg).

[111] Über die Spinn- oder Keltstuben siehe Idiotikon III, 242 bis 244. Chilt (Chält) ist soviel als das Wachbleiben zur späten Nachtzeit bei Arbeit, Scherz und Spiel; also auch Abendgesellschaft, nächtlicher Besuch von Jungburschen und Mädchen. (Seiler.)



[111a] Ein Knopf ist nach Idiot. III, 750, 12 b, ein „roher ungeschliffener Mensch.“ In diesem Sinne heißt es bei Usteri im „Herr Heiri,“ Seite 37, Vers 425: „Dä cha mer passe, dä Chnopf, dä Esel;“ in der Anmerkung steht bei dem Worte Chnopf die Erklärung „Grobian.“ In dem Diktum des Pfarrers von Rotenfluh hat aber das Wort Knopf wohl nicht diese Bedeutung, sondern ist eher in geringschätzigem und verächtlichem Sinne gebraucht als ein unerwachsener Junge oder Knirps.

[112] K. A. R. I, No. 4 vom Jahr 1582. Ferner F. A. vom 11. Oktober 1604 (Rotenfluh). Endlich F. A. vom 29. März 1593 (Kilchberg) und 11. Oktober 1604 (Diegten).

[113] Waldenburg-Homburg Kap. vom 26. März 1601, 28. Februar 1605 und 22. März 1610.

[114] F. A. vom 29. März 1593 (Wintersingen); vom 11. Oktober 1604 (Diegten).

[115] A. E. II, 2 (1595).

[116] F. A. vom 7. März 1594.

[117] K. A. R. I, No. 1 (Amt Homburg; Visit. von 1572). F. A. vom 10. April 1600. (Conv. Decanor.). Waldenburg-Homburg Kap. vom 28. Februar 1605 und 3. April 1606. Brckn. Merkw., St. XII, 1351 und 1396, erwähnt den Aberglauben nicht.

[118] F. A. vom 21. April 1597 (Gelterkinden), ferner vom 22. März 1599 und 2. September 1602 und K. A. R. I, No. 1 (Buus; Visit. von 1572).

[119] „Der heilige wegbrunnen“: K. A. R. I, No. 1 (Buus). „Hellewag“ oder „Hellenwag“: F. A. vom 22. März 1599, 26. März und 24. September 1601 (Sissach).

[120] Melchior Hornlocher, des Rats und Deputat, hatte sich unter den Visitatoren an der vom 19. bis 24. Mai 1601 auf der Landschaft vorgenommenen Kirchenvisitation befunden. Sein Name steht auf der beim Bau des Gymnasiums (1588) angebrachten Gedenktafel. (Th. Burckhardt-Biedermann, Geschichte des Gymnasiums zu Basel, 1889, S. 61. Brckn. Fortf., Buch I, 29 und 30). Siehe ferner über ihn (M. Lutz) Baslerisches Bürgerbuch (1819) S. 164.

[121] Kapitelbuch Liestal, K. A. D. 17, S. 23.

[122] Ryt. Collect. II, 16. K. A. D. 6.

[123] Ebendaselbst. Ochs, VI, 358 gibt nur einen verstümmelten Auszug.

[124] Visitation von 1572, K. A. R. I, No. 1 (Buus, Kilchberg).

[125] F. A. vom 29. März 1593 (Schluß).



[126] Waldenburg-Homburg Kap. vom 6. März 1600.

[127] F. A. vom 6. Oktober 1603.

[128] F. A. vom 26. März 1600 (Schluß).

[129] Ochs, VI, 381 f.

[130] K. A. R. I, No. 9, Jahr 1590 (Sissach). F. A. vom 7. März 1594 und 2. Oktober 1595 (Rümlingen). Ebendaselbst, vom 21. April 1597 (Gelterkinden). A. E. II, 15 (Rümlingen). Waldenburg-Homburg Kap. vom 11. Oktober 1599 (Rümlingen).

[131] F. A. vom 4. Oktober 1600 (Rotenfluh).

[132] Ebendaselbst, 24. September 1601 (Wintersingen).

[133] Der zu Zeiningen (heute im Bezirk Rheinfelden, Aargau, gelegen) wohnhafte Heilkünstler wird gewöhnlich unter dem Titel „Zauberer" angeführt; z. B. F. A. vom 2. September 1602 (Arisdorf). Die hier von ihm berichtete Kur hat Ähnlichkeit mit einer andern, die von Ochs, VI, 41 (letzter Abschnitt) erwähnt wird. Der sogenannte Arzt aus Tirol wird in den F. A. vom 21. Februar 1605 mit der zu Kilchberg zum erstenmal auftretenden „Plag der Frantzosen" in Verbindung gebracht.

[134] F. A. vom 7. März 1594.

[135] Waldenburg-Homburg Kap. vom 28. Februar 1605.

[136] K. A. D. 8, No. 32 m, Seite 401 und 397.

[136 a] Wir entnehmen dies dem handschriftlichen Berichte, der oben, Seite 74, erwähnt worden ist, worin es heißt: „Zum V. daß großer mangel an Hebammen, ouch die wyber dum gestant infantes sich selbs nit verschonen." B. B. O. 37 [1] No. 5, vom Jahre 1535.

[137] Mangel an Hebammen: B. B. O. 37[1] No. 5 (Manuskript vom Jahre 1535). Erwähnung einer Hebamme zu Waldenburg, 1587: K. A. R. I, No. 5. Besoldung der Hebammen. F. A. vom 6. Oktober 1603 (Gelterkinden). Wir erhalten den Wert der fünf Sack Korn auf folgende Weise. Nach Ochs (VI. 515) kostete im Jahre 1600 das Vierntzel Korn (= zwei Sack) 3 Pfd. 15 Sch. Fünf Sack kosteten demnach 9 Pfd. 7 Sch. 6 Pf., das macht, abgesehen vom veränderten Geldwerte, nach unserm Gelde nicht ganz 15 Franken.

[138] K. A. R. I, No. 9 (1593, Diegten).

[139] A. E. II, 62 (1601).

[140] F. A. vom 29. März 1593 (Gelterkinden); A. E. II, 22 (1601, Liestal); Waldenburg-Homburg Kap. vom 8. September 1608. Ferner: F. A. vom 21. April 1597 und 24. September 1601 (Gelterkinden, Wintersingen); 17. Oktober 1605 (Sissach).



[141] F. A. vom 29. März 1593 (Gelterkinden, Buus).

[142] Ausführlich erzählt: F. A. vom 22. März 1604. Das Wort Apostützlerey, Aberglauben, gehört nach Idiotikon I, 363, zum neulateinischen Wort apostizus, italienisch aposticcio, „falsch." Davon wurde zunächst Apostütz(l)er, abergläubischer Mensch, und davon Apostütz(l)ery, Aberglaube, gebildet. (Seiler.)

[143] A. E. II, 46, 55, 57 (1601).

[144] Bei Ryt. Collect. II (D. 6).

[145] „Ordnung und Erkanntnuß, die Abstellung von Lastern betreffend," vom 10. Januar 1588, in B. B. O. 37 [1], No. 9.

[146] Ryt. Coll. II. — Ochs, VI, 368, gibt eine Erklärung des Ausdrucks „schlechter Frieden."

[147] Ryt. Collect. a. a. O.

[148] In der oben angeführten „Ordnung und Erkanntnuß" vom 10. Januar 1588, B. B. O. 37 [1], No. 9.

[149] K. A. R. I, No. 4 (von 1582); ebendaselbst, No. 8 (von 1590, Oltingen, Diegten, Tenniken, Liestal); ebendaselbst, No. 9 (von 1593, Arisdorf). F. A. vom 7. März 1594 (Liestal) und vom 24. September 1601 (Kilchberg).

[150] F. A. vom 22. März 1599, 26. März 1600, 21. März 1601 und 22. März 1604 (Diegten, Wintersingen). A. E. II, 31, 52, 55, 57 (von 1601, Wintersingen, Muttenz, Münchenstein, Benken).

[151] A. E. II, 31 (Wintersingen).

[152] K. A. R. I, No. 2 und 4 (1582).

[153] A. E. II, 21.

[154] Waldenburg-Homburg Kap. vom 28. Februar 1605 (Rümlingen.)

[155] Die ganze Handlung mit sämtlichen Ansprachen ist enthalten in den F. A. vom 15. Dezember 1605 unter dem Titel: „Formula actionis wie Heinrich Weiß von Dürnen wegen groben Gotteslesterung und thettlicher mißhandlung, ahn seinem leiblichen Vatter geübt, nach erlitner langwiriger Thurmstraff und ergangnem Urthel und verfellung leibs und guts, auch bewisner Gnad der Oberkheit wider mit der Christlichen gemeindt zu Sissach offentlich versüenet worden Sontags den 15. Decembris Anno 1605. Gestellt durch h. Johannem Jakobum Fröwlerum, der Zeit Dienern der kirchen zu Sissach, und verrichtet mit beystand und zuthun des Ehrenvesten und wysen herrn Hannß Herren, der Zeit Landtvogt der Graveschafft Farnspurg." Mskpt. Ferner enthalten im Kapitelbuch Liestal, K. A. D. 17, S. 333—343.

[156] A. E. II, 297 (1619).

[157] Basel bei J. C. von Mechel, 1717. B. B. O. 62[2], No. 31.

[158] Mandat vom 18. Christmonat 1619 in den „Mandaten und Ordnungen der Stadt Basel," Staatsarchiv, Bd. VIII, § 3, b. 2.

[159] Schweiz. Idiotikon, II, 815.

[160] F. A. vom 4. November 1596 (Oltingen) und 21. April 1597 (Wintersingen).

[161] K. A. R. I, No. 1 (Buus).

[162] K. A. R. I, No. 2. Wortlaut des Beschlusses: „Ein Nachbedenken zu haben der Armen halben mit dem Almosen, und wie die Landstreicher zu verbannen."

[163] F. A. vom 28. September 1592 (Buus). K. A. R. I, No. 8 (1590; Sissach, Pratteln). F. A. vom 26. März 1601 (Sissach, Wintersingen).

[164] K. A. R. I, No. 9 (1593). F. A. vom 4. November 1596 (Kilchberg).

[165] F. A. vom 23. März 1598.

[166] Brckn. Merkw., St. III, 253.

[167] Brckn. Fortf., Buch III, 19.

[168] Brckn. Merkw., St. III, 254.

[169] Den Namen Luonz leitet das Schweiz. Idiotikon, III, 1347, von luenzen, faul, unanständig und nachlässig herumliegen, herumschlendern, vagieren, ab mit besonderer Beziehung auf gemeine Dirnen. (Seiler.)

[169a] Ochs, V, 145.

[170] Ryt. Coll. II, spricht unterm 2. August 1533, 12. August 1540 und 17. November 1543 von „gemeinen Weibern und Metzen, so hin und wieder in den Wirtshäusern oder auf den Straßen warten, um mit den Fuhrleuten oder Andern sündliche Werke zu treiben."

[171] F. A. vom 2. Oktober 1595 (Pratteln). A. E. II, 9 (1595, Pratteln) und 54 (1601, Muttenz). K. A. R. I, No. 8 (1590, Rümlingen, Pratteln, Muttenz), No. 9 (1593, Liestal, Frenkendorf, Lausen, Pratteln), No. 13 (1594, Lausen). F. A. vom 24. September 1601 (Gelterkinden).

[172] K. A. R. I, 8 (Pratteln).

[173] Mandate vom 6. Juni 1590, 17. April 1602 und 5. Februar 1603. B. B. O. 76[1], No. 17, 21, 22. Brckn. Fortf., II, 38. Ochs, VI, 809.

[174] K. A. R. I, 8 (Pratteln). F. A. vom 21. März 1601 (Sissach). Über das Wort Kilbe siehe Ad. Seiler, Basler Mundart. Seite 53.

[175] Wurstisen, Basler Chronik, Seite 528. Buxt., Heft I, Seite 39, Anmerkung 1 und Seite 84; Heft II, Seite 59. O. VI, 30.

[176] Mandat vom 12. August 1540 bei Ochs, VI, 376.

[177] Mandat vom 13. Mai 1561 bei Ochs, VI, 377.

[178] Brckn. Fortf., Buch I, 27.

[179] Brckn. Merkw., St. I, 39. Über die Kirchweihen zu Muttenz und Pratteln siehe A. E. II, 54.

[180] F. A. vom 27. Oktober 1595 (Arisdorf) und vom 24. März 1603.

[181] Mandate aus den Jahren 1584, 1586 und 1588, B. B. O. 56, No. 10, 12, 13.

[182] F. A. vom 28. September 1592 (Diegten).

[183] Waldenburg-Homburg Kap. vom 8. September 1608. Siehe ferner über den Besuch der Kilben: K. A. R. I, No. 1 (1572); F. A. vom 27. Oktober 1597 (Kilchberg, Arisdorf). Ebendaselbst wird unterm 24. Oktober 1603 ein besonderes „Mandat Kilbenen halben" erwähnt.

[184] Über das Kollegium der Unzüchter siehe J. Schnell „Das Civilrecht, die Gerichte und die Gesetzgebung im 14. Jahrhundert" in der Festschrift „Basel im 14. Jahrhundert," Seite 353. Ferner: Ochs, II, 358, 421; III, 168, 535; V, 753; VI, 81. Eine Abschrift der „Unzüchter Ordnung" vom 21. August 1585 findet sich im Sammelbande O. 56, No. 11 auf der B. B.

[185] Durch Mandat vom 27. Mai 1534 wurde während des Sommers, d. h. von Georgij bis Michaelis, die Polizeistunde auf 10, bezw. 9 Uhr festgesetzt. B. B. O. 76 [1], No. 6; O. VI, 378.

[186] Ref. O. Abschnitt 28 „Vom Zutrinken."

[187] F. A. vom 28. September 1592 (Rotenfluh).

[188] K. A. R. I, No. 4 (1582). „Mit dem Fuchsschwanz strafen" heißt: den Fuchsschwanz als Züchtigungsmittel benützen, was wegen der Weichheit des Fuchsschwanzes natürlich keine Strafe ist. G. Wustmann, „Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde." Leipzig, 1894, Seite 159, No. 395. Grimm, (Wörterbuch, IV, Abt. 1, Seite 352) nennt die Strafe mit dem Fuchsschwanz eine „zu gelinde und darum wirkungslose."

[189] F. A. vom 4. November 1596 und 27. Oktober 1597 (Diegten, Sissach); vom 26. März und 10. April 1600. A. E. II, 26 (1601, Diegten). F. A. vom 2. September 1602 (Diegten).

[190] F. A. vom 21. April 1597 (Sissach).

[191] A. E. II, 63 (1601). Siehe auch F. A. vom 22. März 1599



(Rotenfluh); 11. Oktober 1599 (Gelterkinden, Arisdorf); 26. März 1600 (Diegten).

[192] F. A. vom 8. März (Conv. Decanor.) und 11. Oktober 1604 (Diegten).

[193] F. A. vom 11. Oktober 1599 (Sissach, Rotenfluh). F. A. vom 24. Oktober 1606 (Diegten).

[194] Waldenburg-Homburg Kap. vom 28. Februar 1605.

[195] Über die Einrichtung von Schützenhäusern auf der Landschaft überhaupt siehe Buxt., Heft II, 63. Über die Errichtung des Schützenhauses zu Muttenz siehe Brckn. Merkw., St. I, 45.

[196] F. A. vom 17. Oktober 1605 (Rotenfluh); 27. Oktober 1597 (Gelterkinden); 24. September 1601 (ebendaselbst).

[197] K. A. B. I, No. 1.

[198] A. E. II, 2.

[199] F. A. vom 11. Oktober 1599.

[200] Gottfried Heer „Der evangelische Gottesdienst in der glarnerischen Kirche," Zürich 1904, Seite 29, Anmerkung.

[201] Ochs, VI, Seite 378, vom Jahre 1533.

[202] F. A. vom 6. Oktober 1603.

[203] Brckn. Fortf., Buch II, 61; Buch III, 39.

[204] E. Hoffmann-Krayer „Neujahrsfeier im alten Basel und Verwandtes." Schweiz. Archiv für Volkskunde, Band VII, Zürich 1903.

[205] Brckn. Fortf., Buch III, 18.

[206] F. A. vom 26. März und 24. September 1601 (Sissach). Siehe auch F. A. vom 22. März 1599 (Buus).

[207] F. A. vom 26. März 1600 (Tenniken).

[208] Brckn. Fortf., Buch II, 43. Eine Zusammenstellung der Anzahl der Getauften und Gestorbenen während der Jahre 1597 bis 1619 steht bei Ochs, VI, 526.

[209] F. A. vom 22. März 1599.

[210] Ochs, V, 181.

[211] Buxt., Heft II, S. 100.

[212] Fastnachtsbutzen. Butze ist eine Schreckgestalt. Siehe Idiot. IV, 2003 und 2007. Zu Basel sind heute noch die Wörter „Butzimummel," eine vermummte Gestalt, und „Förchtibutz" gebräuchlich.

[213] Ochs, VI, 374.

[214] Ebendaselbst, Seite 375. Dempfen und zerren ist nach



dem Büreau des Idiotikons ein häufig gebrauchter, verstärkender Ausdruck für schlemmen. (Seiler.)

[215] B. B. O. 56, No. 19.

[216] F. A. vom 26. März 1600.

[217] F. A. vom 19. März 1607. Siehe auch F. A. vom 21. Februar 1605 (Sissach).

[218] F. A. vom 22. März 1599 (Rotenfluh); 26. März 1601 (Sissach, Tenniken); 21. Februar 1605 und 3. März 1606 (Sissach); 19. März 1607 (Rotenfluh).

[219] F. A. vom 22. März 1599 (Sissach); 26. März 1600 (Wintersingen); 26. März 1601 (Tenniken). Eine Erklärung des Wortes Gutzgyr ist in Beilage 48 der Basler Nachrichten vom 17. und 18. Februar unter dem Titel „Die Fastnacht im schweizerischen Volksmunde," unterzeichnet E. K., versucht worden. Über den Ausdruck Gutzgyr siehe Idiot. II, 411: Hutz-, Ghutz-, Gutzgür, eine Fasnachtsmaske, von hutzen, hüpfen, aufspringen, und Gehür, Ungeheuer.

[220] F. A. vom 26. März 1601 (Sissach). F. A. vom 24. September 1601 und vom 8. März 1604.

[221] Brckn. Fortf., Buch II, Seite 67.

[222] F. A. vom 10. April 1600 (Conv. Decanor.)

[223] F. A. vom 26. März 1601 (Tenniken).

Seite 93, Zeile 13 von unten lies: Folgerung statt Folgerungen.





Die Freie Straße zu Basel.

Von Albert Burckhardt-Finsler.

Sie war doch recht anmutig und gar lustig, die alte Freie Straße, wie wir sie noch aus unsern Bubenzeiten zu Ende der Fünfziger und zu Anfang der Sechziger Jahre in Erinnerung haben. Allerdings sehr hervorragende Bauten und besonders schöne Fassaden, wie sie heute eine neben der andern stehen, gab es damals noch nicht, sondern die Architektur war eine äußerst bescheidene. Einige gotische Einzelheiten an den Zunfthäusern zu Schuhmachern und zu Hausgenossen oder am Paravicinischen Eisenmagazin zum Falkenkeller, spätgotische, zum Teil erst aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Fassaden mit drei- und vierteiligen Fenstern, ein paar gute Rokokobauten einfachster Art, die den Wohlstand des achtzehnten Jahrhunderts bekundeten, und endlich die monumentale Fassade des Postgebäudes, eine Schöpfung Johann Jakob Stehlins, das war alles, was etwa der Straße einen besonderen architektonischen Charakter verleihen konnte; denn die meist sehr langweiligen Bauten und Umbauten aus den letzten Jahrzehnten des achzehnten und aus den früheren Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts konnten ebenso wenig Anspruch auf künstlerische Beachtung erheben, als die späteren Erzeugnisse architektonischer Tätigkeit, welche durch die 1853—1855 durchge-

führte Korrektion der untern Freien Straße veranlaßt worden waren. Und dennoch, es war eine heimelige Straße, schmal nach unsern heutigen Begriffen, auch etwas krumm und mit den berühmten Rheinkieseln da und dort recht holperig gepflastert; dazu besaß sie aber einen Reiz, welcher einer modernen Straße durchaus abgeht, die Bewohner kannten sich gegenseitig, man war noch Nachbar und legte ein lebhaftes Interesse an den Tag für die Tugenden und mehr noch für die Schwachheiten, für die Vermögensverhältnisse und die Lebensweise seiner Nebenmenschen. Wie vieles wäre da zu erzählen von geschwätzigen alten Frauen, welche an Sommerabenden, das „Blättlein" in den Händen, unter der offenen Ladentüre standen, und, mit großer Brille auf gut geformter Nase bewaffnet, die Tagesneuigkeiten studierten und zugleich die Vorübergehenden einer scharfen Censur unterzogen, während die kühlen Abendlüftlein ihre hobelspahnartigen Locken, die vor den Ohren künstlich gedreht waren, sanft bewegten. An Steblinsbrunnen aber, zu Füßen der schlauen Delila, standen Zuber und Bütten, in welche vermittelst hölzerner Känel das frische Brunnwasser von den Röhren geleitet wurde; währschafte und redefertige Waschfrauen trieben da ihr geläufiges Wesen und wehe dem Gassenbuben, der es wagte, ihre Beschäftigung durch eine unpassende Bemerkung zu stören. Fast vor allen Häusern, vornehmlich vor denjenigen der Handwerker, wurde das Brennholz, das der Bauer von Hochwald oder Gempen herbeigeführt hatte, abgeladen, durch den städtischen Holzmesser mit dem Klaftermaß gemessen und durch die Holzhauer zersägt und gespalten, ohne daß dadurch der Verkehr wesentlich gestört worden wäre, wurde doch damals noch nicht so viel gefahren; nur wenn der Omnibus aus dem „Wilden Mann" unter höllischem Gerassel seine Heimat verließ, oder wenn schwerfällige Landkutschen benachbarter Fabrikanten in dem eben erwähnten Gasthofe ihre Unterkunft suchten, fanden etwa kleine Kollisionen statt, allein niemand dachte daran, deshalb etwa



die bequeme Straßenallmend nicht mehr zu seinen Privatzwecken zu benützen. Zur alltäglichen Straßenstaffage gehörte in erster Linie der Schellenwagen, ein Bacillenherd vorzüglichster Art, hygienisch betrachtet ein wahres Ungetüm, und dennoch gab es recht alte Leute an der Freien Straße, wie jener Spezereihändler neben dem Schaltenbrand, der wegen seiner kaufmännischen Genauigkeit so oft der Kinder Spott geworden ist, dann die beiden ehrwürdigen Frauen an der untern Freien Straße, welche den dortigen Engpaß auf so energische Weise beherrscht haben, oder der alte geschichtskundige Herr Fiskal, der für Kinder und Mädchen jeweilen ein lustiges Späßchen im Vorrat hatte.

Die Bevölkerung der Straße war noch eine recht gemischte. Der Falken und der Pflug galten für vornehme Häuser, während sonst der Mittelstand, Handwerker und Geschäftsleute, dominierte.

Wie ganz anders ist infolge der Verbreiterung und des Umbaus die Straße in den letzten zwanzig Jahren geworden. Das Postgebäude mußte um das Doppelte vergrößert werden, was einer Reihe alter Häuser das Leben gekostet hat. Die Verbreiterung der Rüdengasse erforderte die Entfernung der alten Goldnen Apotheke, die Zunfthäuser zu Brodbecken, zu Schuhmachern und zum Goldnen Stern sind verschwunden. Die Rebleute und die Hausgenossen haben neue Gebäude aufführen lassen, große Geschäftshäuser sind allenthalben entstanden, so daß sich die wenigen noch vorhandenen schmalen Häuser aus alter Zeit recht sonderbar dazwischen ausnehmen und ihr endgiltiges Verschwinden nur eine Frage der Zeit sein dürfte. Noch eine Anzahl Jahre, und Basel besitzt in seiner Freien Straße eine Hauptstraße, welche den Anforderungen einer Stadt von 120000 Einwohnern entspricht, und welche sich auch in künstlerischer Hinsicht wohl darf sehen lassen, ein ehrenvolles Zeugnis für das architektonische Können des modernen Basels,



wobei die Künstler nach Kräften sich bemüht haben, im Anschluß an traditionelle Formen und Linien ein reich belebtes, individuell gestaltetes Städtebild zu erhalten.

Unter diesen Umständen wird es sich wohl geziemen, an diesem Wendepunkte städtischer Entwicklung auch die Geschichte der Straße etwas näher ins Auge zu fassen und eine Darstellung der früheren Verhältnisse, wenigstens bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts zu versuchen.

Bei diesem Unterfangen müssen wir uns die ältesten Zeiten unserer Stadt vergegenwärtigen, da diese noch allein aus dem von den Römern angelegten Kastell auf dem Münsterplatz oder wie man früher sagte „auf Burg“ bestanden hat. Es war dies eine rechteckige Befestigung, deren Tore an der Rittergasse beim Hause zum Delphin, am obern Ende des Münsterberges und des Schlüsselberges, sowie an der Augustinergasse da, wo jetzt die Martinsgasse einmündet, zu suchen sind. Der heutige Stapfelberg mag ein künstlich angelegter, nördlicher Burggraben gewesen sein, dem entsprechend auf der südlichen Schmalseite ein ebensolcher hinter dem Domhof und der ehemaligen Oberstt-helferwohnung bis zum Rhein sich hinzog. Schon sehr frühe — ein genaueres Datum wage ich nicht anzugeben — wurde auch der Hügel von St. Martin mit seiner gegen den Birsig abfallenden steilen Halde hinzugefügt. Damit dürften wir die älteste Stadt, wie sie etwa bis ins elfte Jahrhundert bestanden hat, umschrieben haben. Umfaßte dieses Weichbild auch schon die Freie Straße oder doch einen Teil derselben? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns vorerst darüber klar werden, was der Name Freie Straße bedeutet. Ist es die Straße, an welcher die freien Leute wohnen, oder ist es des Reiches freie Straße, d. h. ein Stück jenes Straßenzuges, welchen das Mittelalter von den Römern übernommen hatte und auf welchem ein freier ungestörter Verkehr unter dem Schutze des Königs stattfinden sollte. Die letztere Erklärung möchten wir



entschieden für die richtige halten, wie denn auch in lateinischen Urkunden von 1241 und 1262, welche die Freie Straße zuerst erwähnen, die Ausdrücke libera strata und vicus liber gebraucht werden. Es war also die Rheinstraße, wie sie schon auf der römischen Reichspostkarte der sogenannten Peutinger'schen Tafel eingetragen ist, mit welcher wir es hier zu tun haben. Sie zog sich von Augst, wo die Hauenstein- und die Bözbergstraße sich vereinigt hatten, bei Pratteln und Muttenz vorbei und überschritt ungefähr bei St. Jakob die Birs, folgte dann der heutigen St. Jakobstraße und der Aeschenvorstadt und mündete schließlich in den Mittelpunkt der Stadt Basel, den Kornmarkt, ein. Von hier stieg die Straße der jetzigen Hutgasse, dem Spalenberg und der Spalenvorstadt entsprechend, auf das Nordwestplateau, um dann parallel, aber in beträchtlicher Entfernung vom Rheinstrome, das Sundgau hinunter sich zu ziehen, wo das heutige Kembs, einst Cambete genannt, eine wichtige Station darstellte, weil von hier die Abzweigung nach Westen, d. h. die Straße über die Sundgauer Hügel nach dem Illtal und durch die Trouée de Belfort nach Besançon sich bewerkstelligte.

Auf einer allerdings nicht sehr ausgedehnten Strecke zog sich also die Römerstraße oder, wie sie im Mittelalter genannt wurde, die offene freie Königsstraße durch das Weichbild der Stadt. Es liegt auf der Hand, daß sie an dieser Stelle ihren Namen einbüßte und Bezeichnungen erhielt, welche mit dem Leben und Treiben der Stadt und ihrer Bewohner in Zusammenhang standen. So hieß derjenige Teil der jetzigen Freien Straße, welcher zwischen der Rüdengasse und dem Markte liegt, Unter Becherern, weil hier die Verfertiger von Bechern wohnten; es war dies ein Handwerk, welches in einer Zeit, da Glasgefäße noch kostbare Seltenheiten waren, in hoher Blüte stand. Diese Becher wurden aus Holz gedreht oder aus Zinn gegossen. Wir müssen also annehmen, daß einst in



ältester Zeit ein Stadtabschluß mit Tor sich da befunden habe, wo der Schlüsselberg und die Rüdengasse in die Freie Straße einlaufen. Diese Befestigung hat sich wohl über den Birsig bis zum grünen Pfahl erstreckt, wo sie nach rechts umbog, um das obere Ende der Hutgasse, welche noch 1258 den Namen Marktgasse, vicus fori, trägt, zu erreichen. Von hier zog sie sich die Stadtmauer längs der jetzigen Schneidergasse am Fuß des Abhangs gegen die Petersgasse hin, wo dem grünen Pfahl der schwarze Pfahl entsprach, und endigte am Rhein bei dem uralten Eckturm in der Nähe der Birsigmündung, dem spätern Salzturm, dessen Fundamente erst jüngst beim Bau der Kantonalbank beseitigt worden sind.

Vor dieser soeben skizzierten Umgürtung des ältesten Basels siedelten sich nun sehr bald weitere Einwohner an, sodaß gliedweise im Laufe der Zeit einzelne Quartiere durch Erweiterung der Befestigungen zugefügt werden konnten. Diesen Prozeß muß man sich als einen allmählich sich vollziehenden vorstellen, wobei es unmöglich ist, die einzelnen Akte desselben mit sichern Jahreszahlen zu belegen. Speziell für unsere Frage, für die fortschreitende Stadterweiterung an der Freien Straße, möchte ich annehmen, daß wahrscheinlich im elften Jahrhundert derjenige Teil der heutigen Straße, welche zwischen Rüden- und Pfluggasse liegt, in die Befestigung einbezogen wurde, so daß ein Stadtabschluß da anzunehmen wäre, wo jetzt das Fahnengäßlein einmündet. Dort befand sich auch, urkundlich nachgewiesen, ein fester Turm, der Lallosturm. Noch erinnert der Name des Hauses zum Kupferturm (Freie Straße 41) an eine frühere Befestigung dieser Stelle. Auch spricht der Umstand, daß hier die Grenze zwischen der St. Alban- und der Martinsgemeinde gelegen hat, für eine einstige, durch einen Abschluß charakterisierte Scheidelinie. Daß auch die hier anzunehmende Mauer über den Birsig etwa bis zum Gerberberg sich erstreckt und dann hier umbiegend sich längs dem heutigen Gerber-



gäßlein bis auf den Rümelinplatz gezogen hat, um daselbst die vorhin erwähnte Mauer der früheren Befestigung zu erreichen, scheint mir, wenn auch nicht urkundlich belegbar, so doch sehr wahrscheinlich zu sein. Als Zeit aber dieser Stadterweiterung paßt am besten die Regierungszeit des Bischofs Burchard von Hasenburg, des Gründers des Klosters St. Alban, von dem ausdrücklich gesagt wird, er habe die Stadt mit Mauern gegen nächtliche Angriffe der Feinde geschützt. Burchard von Hasenburg hat von 1072—1107 regiert.

Das zwölfte Jahrhundert war für Basel eine Epoche gedeihlichen Aufschwunges. An der Spitze des Bistums standen tüchtige Männer wie Rudolf von Homburg, Adalbero, Ortlieb und Ludwig von Froburg, denen auch die Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen manche Gnade erwiesen haben. Kein Wunder daher, wenn auch die Stadt in diesem Zeitraum an Ansehen und Ausdehnung zugenommen hat. Von großer Wichtigkeit war die 1118 erfolgte Gründung der Kirche St. Leonhard, welche 1135 in ein Augustiner-Chorherrenstift umgewandelt wurde. Auch die St. Peterskirche ist wohl im Laufe des zwölften Jahrhunderts erbaut worden. Wir gehen kaum irre, wenn wir für diese Zeit auch eine Stadterweiterung annehmen, indem die Freie Straße bis zur Einmündung der jetzigen Streitgasse in die Befestigungen einbezogen wurde. Dort oben beim Haus zum Schaltenbrand hätten wir ein Stadttor anzunehmen, von welchem sich die Mauer gegen den Birsig durch die heutige Streitgasse senkte, den Fluß überschritt und wieder bis zum obern Ende des Gerbergäßleins hinanstieg, dort erinnert jetzt noch der Name des Hauses zum roten Turm (Gerbergäßlein 42) an die ehemalige Eckbefestigung, von welcher aus dann die Stadtmauer an den Gerberberg hinunterlief. Außerhalb dieser Stadtbefestigung lag allerdings St. Leonhard, das aber mit den am Fuße des Berges gelegenen Häusern ein Ganzes für sich bildet und jedenfalls auch einer schützenden Umfriedigung nicht entbehrte.

Vor diesem Komplexe und vor der soeben erwähnten Stadtmauer lag nun noch ein weites Gebiet, das als Allmend zu verschiedenen Zwecken diente. Dabei müssen wir uns auch vergegenwärtigen, daß in jener Zeit der Birsig hauptsächlich wegen der Flösserei eine große Bedeutung besaß. Freilich konnte dieses Geschäft nur dann mit Erfolg betrieben werden, wenn der Fluß ordentlich gestaut oder geschwellt werden konnte. Dies geschah nun vor der Stadtmauer durch künstlich angelegte Schwellen, weshalb die ganze Gegend den Namen „an den Schwellen" erhielt. Das war das Gebiet, auf welchem 1226 das Franziskanerkloster und etwas später, d. h. zwischen 1260 und 1265 der neue Spital gegründet worden war. Alle diese Ansiedlungen, zu denen auch das Ritterhaus des Deutschordens und die Erbauung des Chorherrnstiftes von St. Peter gehörten, machten eine umfassende Stadterweiterung nötig; so entstanden jene Mauern und Tore in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, welche als Umgürtung der innern Stadt und Abschluß gegen die Vorstädte bis ins neunzehnte Jahrhundert bestanden haben. Der letzte dieser Türme, der St. Albanschwibbogen, wurde bekanntlich erst 1878 abgetragen. Man hat früher meistens angenommen, daß diese Circumvallation schon das Werk des Bischofs Burchard von Hasenburg gewesen sei; allein bei genauerer Prüfung erweist sich dies als unmöglich, und wir dürfen viel eher an einen Mann wie Bischof Heinrich von Thun (1215—1231), den Erbauer der Rheinbrücke, denken, wenn wir die Errichtung dieser systematisch vom deutschen Haus bis zum Seidenhofe durchgeführten Befestigung einer bestimmten Persönlichkeit zuschreiben wollen.

Kehren wir nach diesem Exkurs über die Stadterweiterung zu unsrer Freien Straße zurück, so sehen wir, daß diese mit dem Stadtabschluß des zwölften Jahrhunderts ebenfalls ihren Abschluß gefunden hat; denn die oberhalb gelegenen, heutzutage ebenfalls mit dem Namen Freie Straße bezeichneten Teile



hießen in früheren Jahrhunderten „am Bäumlein“, „an oder auf den Schwellen“ und „im Gebreite“. Wenn also in dem folgenden von der Freien Straße die Rede sein wird, so beschränkt sich die Behandlung auf die wirkliche alte Freie Straße, wozu wir allerdings auch noch das dem Markte nächstgelegene Stück „unter Becherern“, welcher Name sich schon frühe verliert, rechnen möchten.

Für die älteste Zeit sind die Urkunden, welche über die Geschichte der Straße und der einzelnen Häuser Aufschluß geben, nicht sehr zahlreich; aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hingegen ist noch ein sehr reichhaltiges Material vorhanden — es handelt sich hauptsächlich um Kauf- und Zinsbriefe und um Erlasse der Baupolizei, des sogenannten Fünfergerichts —, so daß die Geschichte fast jedes einzelnen Hauses rekonstruiert werden kann. Es liegt auf der Hand, daß hier eine derartige Detailbeschreibung, welche ein ganzes Buch ausfüllen würde und zudem sehr langweilig und eintönig wäre, vollkommen ausgeschlossen ist, wir müssen uns mit einigen Beispielen begnügen, während im übrigen der Darstellung ein mehr allgemeiner Charakter gewahrt werden soll.

Die erste urkundliche Erwähnung eines Hauses an der Freien Straße geschieht im Jahre 1241, es ist ein Lehenbrief, wonach Abt Heinrich von St. Urban dem Basler Weibel namens Konrad das Haus zum Scheftlauch an der Freien Straße gegen eine einmalige Zahlung von 14 Mark Silbers und einer jährlichen um Lichtmeß zu entrichtenden Abgabe von ein Pfund Wachs überläßt. Wo das Haus zum Scheftlauch gestanden hat, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls kann es kein sehr großes Gebäude gewesen sein. In dem gleichen Jahre wird an der untern Freien Straße ein Haus erwähnt, welches dem Rüdiger Brotmeister gehörte und auf der Stelle erbaut war, wo einst der weiße Turm gestanden hatte. Aus diesem Hause zum weißen Turm ist im Laufe der Zeit der rote Turm ge-



worden, welcher Name bekanntlich trotz mehrfacher Umbauten und Veränderungen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Noch werden im dreizehnten Jahrhundert mehrere an der Freien Straße gelegenen Häuser erwähnt, so 1280 das Haus zum obern Elefanten, welches Jakob Futterer vom Domstift gegen einen Zins von 25 Sch. 4 Pfg. zu Erblehen trug. Ein Basler Schilling hatte damals ungefähr den Wert eines Franken; wenn also jener Jakob Futterer einen Zins von 25 1/2 Franken bezahlte, so entsprach dies einem Kapitalwert von 637 1/2 Franken für eine Liegenschaft, welche heutzutage etwa 60—80000 Franken gelten würde. Nun ist ja nicht gesagt, daß nicht auch noch einige weitere Zinse auf dem Hause lasteten, obwohl in dem Erbleihebriefe nichts davon gesagt ist, außer daß 3 Sch. jeweilen als Erschatz oder Handänderung festgestellt werden. Auch handelt es sich um eine kleine, kaum fünf Meter breite Liegenschaft, wie solche in der alten Stadt und auch an der Freien Straße die Regel bildeten, und jedenfalls war das betreffende Haus eine sehr bescheidene aus Holz oder Fachwerk errichtete Wohnung; allein alles das zugegeben und in Rechnung gestellt, so erhellt doch aus den angegebenen Ziffern, einesteils was für eine ungeheure Steigerung im Laufe der Jahrhunderte die städtischen Liegenschaften erlitten haben und andernteils, wie ganz gewaltig das Geld mit der Zeit an Wert abgenommen; diese beiden Faktoren zusammengenommen erklären es allein, daß heute der Wert des obern Elefanten, welcher nun mit seinem Nachbarn, dem untern oder großen Elephanten, zusammengebaut worden ist, gegenüber 1280 auf das hundertfache steigen konnte.

Von weitern Häusern an der Freien Straße wird im dreizehnten Jahrhundert noch erwähnt das Haus Mond, welches 1276 durch Heinrich von Eschbach dem Kloster Klingental geschenkt und von diesem wieder zu Erbrecht empfangen wurde. Neben dem Hause zum Mond lag dasjenige zum Stern, welche beide dann später vereinigt wurden und als Zunfthaus zum



goldenen Stern eine gewisse Bedeutung besaßen, heutzutage ist auch dieses verschwunden, um der Tapetenhandlung Wirz Platz zu machen.

Im Jahre 1297 berichtet ferner eine Urkunde, daß die Äbtissin Agnes von Olsberg einem Henrich von Stetten ein Haus leiht, „daz da lit ze Basil an der Frienstrasze niden an Johans huse von Argwel.“ Früher wohnte daselbst Niklaus der Bäcker und nach ihm ein Heinrich Löschebrand. Das Haus der Herren von Arguel aber ist da zu suchen, wo später die Brodbeckenzunft sich befand, so daß also die hier erwähnte Besitzung ungefähr der Behausung des Herrn Ganſſer entspricht.

Etwas mehr als im dreizehnten erfahren wir im vierzehnten Jahrhundert über die Freie Straße. Wird uns doch zu dem Jahre 1308 eine hier sich abspielende Geschichte berichtet, welche auch auf die Bauart der Häuser einiges Licht wirft. Es war im Mai des Jahres 1308, als sich zu Basel die Nachricht von der Ermordung König Albrechts verbreitete. Der damalige Basler Bischof Otto von Grandson war ein erbitterter Feind des Königs gewesen und frohlockte daher über die ihm so erwünschte Kunde, welche ihm wahrscheinlich nicht ganz unerwartet kam. Er sammelte seine Anhänger, ergriff das Stadtpanner und führte die Menge nach den Höfen der Anhänger des getöteten Königs. Der Mönchshof zu St. Peter wurde vom Volke gestürmt, geplündert und fünfzig Weinfässer zerschlagen. Da wollten einige Edelleute ihren Freunden zu Hilfe kommen, allein sie gelangten nur bis zu der Freien Straße, als ihnen das aufgeregte Volk begegnete und sie zur Flucht zwang. Einige Ritter flüchteten in das Haus zum roten Löwen, jetzt Freie Straße 31, und suchten vor ihren Gegnern über die Dächer zu entkommen. Schon schienen sie verloren zu sein, als sie auf dem Dache vom Stäblins Haus, jetzt Freie Straße 27, wegen des Schlüsselberges nicht mehr weiter konnten; da in der Todesangst wagten sie einen kühnen Sprung über



die Gasse und langten glücklich auf dem Dache des Hauses zum Schlüssel an. Sie waren gerettet, denn ihre Feinde zeigten keine Lust, in ähnlicher Weise das Leben aufs Spiel zu setzen; darüber verstrich eine kleine aber wertvolle Spanne Zeit, die es den Rittern ermöglichte, nach dem Münsterplatz zu entkommen. Jedenfalls handelte es sich damals um Fachwerkbauten, deren obere Stockwerke überragend angelegt waren, so daß ein solches Wagnis mit Erfolg ausgeführt werden konnte.

Um die Mitte des Jahrhunderts waren es zwei Ereignisse, welche auch für die Freie Straße ihre große Bedeutung besaßen. Während die kommerzielle und politische Entwicklung Basels damals eine sehr erfreuliche war, brach mit dem Auftreten des schwarzen Todes auch für Basel eine Katastrophe herein, welche die schlimmsten Folgen haben konnte. Groß waren die Verluste an Menschenleben, sollen doch an der ganzen Freien Straße und Eisengasse nur drei Ehepaare verschont geblieben sein. Besonders zu bedauern war aber auch, daß an das Auftreten des schwarzen Todes sich die Judenverfolgung anschloß, wodurch der Handel Basels wenigstens vorübergehend eine schwere Beeinträchtigung erlitt. Derselbe Chronist, der uns jene Geschichte von dem kühnen Sprung überliefert hat, weiß auch von der Art zu erzählen, wie die Judenverfolgung zu Basel durchgeführt wurde. Der Rat wollte die Unglücklichen retten und hatte auch mehrere Edelleute wegen Vergewaltigung der Juden verbannt, da im Jahre 1349 stürmten die Zünfte mit den Pannern auf das Rathaus, begehrten die Rückkehr der Ausgewiesenen und die Vertreibung der Juden. Und der Rat, eingeschüchtert durch das Toben der Menge, gab nach und sprach das Verbannungsurteil aus. Bald folgten noch schrecklichere Geschichten, indem das Volk auch noch die Verbrennung der Juden durchsetzte, was in schrecklicher Weise am 16. Januar auf einer Rheininsel in Scene gesetzt wurde. Mit den Gläu-

digern wurden natürlich auch die Schuldscheine vernichtet. Allein bald kam neues Verderben über die Stadt, indem am Lukastag 1356 Basel durch das große Erdbeben heimgesucht wurde. Wie für die ganze Stadt, so war natürlich auch für die Freie Straße dieses Ereignis von der größten Wichtigkeit, so daß ein genaueres Eingehen auf dasselbe gerechtfertigt sein dürfte, besonders da vielfach über Umfang und Folgen des Erdbebens unrichtige Anschauungen sich ausgebildet haben. Ein Straßburger Chronist, der als gleichzeitig angesehen werden kann, hat folgenden Bericht in sein Geschichtswerk eingetragen: „Do man zalt 1356 jor, an sant lukas dag umbe die vesperzit kam ein erdbidem der gar merkelich waz. Noch do vor nacht kam etwie maniger, die mindre worent. Um die dirte wachtglocke kam ein gar ungefuger, der warf gar viel zierkemmin und wüpfele abe de hüseren und ziborien und knopfe abe dem münstere.

Diese erdbidem wurfent obewendig Basele wol 60 burge darnider und Basel die stat fiel auch dernider, die kirchen und die hüser, die ringmuren und die türn. Derzu gieng ein füerer an mit dem verwallende und brante etwie manigen dag, daz nieman in der stat mochte blieben und musten die lüte in den garten und zu dem felde ligen under gezelten, und litten die wile großen gebresten und hunger wand in ire spise undt ir gut vervallen und verbrant waz. Do verdarb ouch vil lutes und vihes von brande und von vervallende." (Closener Straßburger Chroniken I, 136).

In ähnlicher Weise erzählen auch die übrigen Chronisten über das Erdbeben, und, wie es zu gehen pflegt, die Leute waren bald nicht mehr zufrieden mit dem wirklich vorhandenen Unglück, ihre Einbildungskraft steigerte das Elend ins Ungemessene, und je weiter der Berichterstatter örtlich und zeitlich von dem Ereignis entfernt ist, desto grauenhafter wird seine Darstellung. Freilich dürfen wir uns die durch das Erdbeben ver-



ursachte Verwüstung und die hauptsächlich durch den Ausbruch der Feuersbrunst angerichtete Zerstörung auch nicht zu geringfügig vorstellen, sonst würde nicht das nach dem Unglückstage angelegte Ratsbuch, das sogenannte Rote Buch, folgendermaßen beginnen: „Man sol wissen, dasz diese Stadt durch das Erdbeben zerstört und zerbrochen wurde, und es blieb keine Kirche, kein Thurm und kein steinernes Haus weder in der Stadt noch in den Vorstädten ganz, sie wurden arg beschädigt. Auch wurde an vielen Stellen der Stadtgraben verschüttet. Das Erdbeben begann nach St. Gallentag am Tage St. Lukas des Evangelisten im 1356sten Jahre nach Christi Geburt und es währte das ganze Jahr bis zu Ende und trat bald stärker, bald weniger stark auf. Und an dem Dienstag, da es begann, brach in der Nacht Feuer aus, welches wohl acht Tage andauerte, und wegen des Erdbebens vermochte noch getraute sich niemand zu löschen. Und es verbrann die Stadt innerhalb der Ringmauer fast vollständig und auch in der Vorstadt zu St. Alban verbrannten mehrere Häuser."

Wie mag es da an der Freien Straße ausgesehen haben? Jedenfalls hat das Feuer viel größern Schaden angerichtet als die Erschütterung des Bodens. Wir haben früher schon erwähnt, daß die Häuser aus Holz oder Fachwerk errichtet waren, selbst das Rathaus, welches mit seinen Schriften und Urkunden ein Raub der Flammen geworden ist, war kein Steinbau. Wohl gab es auch einzelne steinerne Häuser in der Stadt, allein das wird in den Urkunden stets besonders hervorgehoben. Als nun der Boden zu wanken anfing, hielten die Fachwerkhäuser, indem sie sich einigermaßen der Bewegung anzuschließen vermochten, noch einigen Stand, während die steinernen Gebäude, wenigstens in ihren obern Teilen, einstürzten. Als aber das Feuer ausbrach, bot ihm natürlich das viele Holz eine reichliche Nahrung, so daß die durch das Erdbeben verschrobenen und verschobenen Wohnungen sehr bald in sich zusammenfallen



mußten. So mag es auch an der Freien Straße gegangen sein, wenn wir uns auch dieselbe nicht als einen großen Glut- und Trümmerhaufen vorstellen dürfen. Daß dies nicht der Fall gewesen sein kann, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Rat am 24. Juni 1357 eine Bestimmung treffen konnte, wonach aller Marktverkehr wieder an der alten gewohnten Stätte in der Stadt vor sich gehen sollte, und man alle Buden auf dem Petersplatz und in den Vorstädten bis Mitte August abbrechen mußte. Es muß also in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit der Wiederaufbau der innern Stadt durchgeführt worden sein. Wohl mag es sich in manchen Fällen nur um einen provisorischen Bau gehandelt haben, an dessen Stelle dann erst später ein stattliches Haus erstanden ist. Jedenfalls wurde durch das Erdbeben die Baulust zu Basel in hohem Grade angeregt und es wurde auch durch eine Reihe polizeilicher Vorschriften dafür gesorgt, daß der Wiederaufbau in viel rationellerer Weise betrieben wurde. Dazu diente vor allem auch die 1360 erfolgte Einrichtung des Baugerichts. Es sollen, so lautet der Beschluß von Bürgermeister und Rat, die Räte jährlich fünf ehrbare Männer, einen Ritter und vier Bürger über das Bauen in Basel wählen, und daß denselben fünfen jedermann gehorsam sein solle wegen aller Uneinigkeiten und Streitigkeiten, welche in Folge Bauens zwischen jemandem in der Stadt, in den Vorstädten und innerhalb der Grenzkreuze entstehen könnten. Und alles, was sie einhellig erkennen und beschließen in Betreff solcher Streitigkeiten, das soll man beständig halten und ausführen. Dagegen sollen auch die Fünfe, die alljährlich erwählt werden, einen Eid zu den Heiligen schwören, wegen aller dieser Sachen und Anstände, derowegen man an sie gelangt des Bauens halber, zu erkennen und zu sprechen niemandem zu lieb noch zu leid, noch gegen Miet und Mietwert, so gut sie es verstehen, worauf jedermann ein Recht hat ohne alle Gefährde.



Es kann kaum in Zweifel gezogen werden, daß diese Baubehörde ein großes Verdienst sich erworben hat bei dem Wiederaufbau der Stadt; und wenn im fünfzehnten Jahrhundert Aeneas Silvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., eine auch in baulicher Beziehung so ehrenvolle Beschreibung unserer Stadt entwirft, so hängt dies jedenfalls zum guten Teil zusammen mit der ersprießlichen Tätigkeit dieser „fünf über der Stadt Bau."

Aus einer Reihe von erhaltenen Nachrichten geht auch deutlich hervor, daß sich die Stadt Basel, im Gegensatz zu dem verarmten Adel auf den Schlössern, finanziell sehr rasch von den Folgen des Erdbebens erholt hat. Das Gedeihen derselben schien unverwüstlich zu sein; denn trotz den zum Teil unglücklichen Kämpfen mit dem Grafen von Freiburg, trotz der Bekriegung der Stadt durch den Herzog Leopold von Österreich, nahm die Bevölkerungszahl doch so sehr zu, daß zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts eine neue Befestigung erbaut werden mußte, welche dann bis 1860 der Schutz und Schirm der Stadt geblieben ist.

Auch in Bezug auf die Freie Straße brachte das Erdbeben eine wichtige Veränderung. Sie bestand nicht nur darin, daß jetzt die neuen Häuser aus Stein erbaut wurden, daß feuergefährliche hölzerne Vorbauten nicht mehr gestattet waren, und daß wohl in Folge davon die Sitte, vorspringende Erker anzubringen, in Basel überhaupt nicht mehr sehr lebhaft gepflegt wurde; auch die soziale Bedeutung der Straße wuchs zusehends. Bis zum Erdbeben hatte sie dort noch vielfach den Charakter einer Vorstadt getragen, wenigstens der oberhalb der Rüdengasse gelegene Teil; jetzt da sich immer mehr Leute außerhalb der Tore ansiedelten, da die heutige Äschenvorstadt sich weiter ausdehnte und in der innern Stadt die an ein Wohnhaus gestellten Anforderungen stets wuchsen, zogen auch mehr angesehene Leute an die Freie Straße, Handwerker und



Kaufleute, welche bisher am Markt und den diesem zunächst liegenden Gassen sich zusammengedrängt hatten; und während hier bis dahin kein einziges Zunfthaus zu finden gewesen war, siedelte eine ganze Anzahl dieser Korporationen allmählig an die Freie Straße, welche nun so recht der Mittelpunkt des Verkehrs und des Geschäftslebens wurde, so daß nun auch die Chronisten ein mehreres von derselben zu berichten wissen. Dieser Übergang vollzog sich natürlich nur allmählig und fand erst im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts seinen Abschluß.

In erster Linie war für die untere Freie Straße von großer Wichtigkeit, daß in den Jahren 1376—1378 das Kaufhaus nach dem Areal zwischen Rindermarkt und Freie Straße, also dahin verlegt wurde, wo die heutige Post sich befindet. Dieses Kaufhaus, das an die Stelle eines ältern Gebäudes in der untern Stadt getreten ist, wurde der eigentliche Brennpunkt des Basler Handels. Hier amtierten die vom Rate bestellten Kaufhausherren, der Kaufhausschreiber, welcher alle ankommenden Waren aufzuschreiben hatte, der Wagmeister bei der großen Fronwage und die Unterkäufer, welche den Vertrieb der angelangten Waren in der Stadt gegen Courtage besorgten. So fand ein ungemein lebhafter Verkehr und Handel stets im Kaufhause statt, welcher natürlich auch den benachbarten Straßen zu gute gekommen ist. Es siedelten sich immer mehr Kaufleute und Krämer in der Nähe des Kaufhauses an, besonders da auch der Stadtwechsel, d. i. die städtische Bank in einen Teil desselben an die untere Freie Straße verlegt wurde. Waren es auf dem rechten Birsigufer die Zünfte zu Safran und zu Schmieden, welche wegen des Gewürz- und wegen des Eisenhandels die Nähe des Kaufhauses aufsuchten, so waren es an der Freien Straße die Kaufleute, die hieher ihre Zunft verlegten. Ihr ursprüngliches Zunfthaus hatte wahrscheinlich einst auf dem Kornmarkt gestanden. In den Jahren 1404—1408 gelangte das Haus zum Schlüssel aus den Händen des Meisters und Ratsherrn Klaus Murer



in den Besitz der Zunft, welche 1445 durch Ablösung der alten auf dem Hause ruhenden Lasten zu dessen vollen Eigentum gelangte. Im Laufe des Jahrhunderts stieg das Ansehen der Zunft, so daß man sich bald auch mit einem Umbau des Zunfthauses beschäftigte. Das alte Haus enthielt zwei Läden, sog. Gaden, welche während des Konzils sehr vorteilhaft hatten vermietet werden können, indem für jedes Gemach 24 fl. gelöst wurden. Auf diese Weise verzinste sich das Haus, für welches die Zunft 325 fl. bezahlt hatte, nur was die Läden anlangt, zu 16 %. Freilich sank nach Schluß des Konzils der Mietzins sehr rasch, so daß nun zu einem Umbau geschritten wurde, der auch der Straße zur Zierde gereichen sollte. Im Jahre 1485 wurde die Reparatur beschlossen, zu deren Bestreitung von sämtlichen Zunftgenossen eine besondere Steuer erhoben wurde. Als Baumeister ist Roman Fäsch, der als Architekt am Basler und am Thanner Münster eine Berühmtheit erlangt hat, tätig gewesen und noch sprechen der Bogenfries mit dem Wappen an der Fassade sowie die Detail im Innern des Hauses für seine glückliche Hand. Das Erdgeschoß des Hauses öffnete sich nun in drei Bogen, von denen der mittlere als Eingang diente, während die beiden seitlichen als Kaufläden verwendet wurden. Im untern Laden haben lange Zeit angesehene Buchdrucker ihr Wesen getrieben, so Hans Wurster, — 1491 Michel Furter, — 1497 Niklaus Keßler und schließlich 1517 kein geringerer als Adam Petri. Erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde das Haus zum zweiten und dritten Mal umgebaut. Die gothische Fassade mußte einem Barockbau weichen und die alte Wendeltreppe einer hölzernen Stiege nach französischer Manier, damit die hochmögenden Herren Ratsherren, Meister und Sechs sich in würdigerem Zug am Schwörtag, Neujahr und Aschermittwoch vom Zunftsaal nach der Straße hinunter bewegen konnten. Diese neue Treppenanlage bedingte auch den Bau eines Seitenflügels am Schlüsselberg und ferner wurde das Hinterhaus mit zwei Stockwerken versehen.



Wohl um dieselbe Zeit wie die Kaufleute haben sich auch die Hausgenossen an der Freien Straße angesiedelt, indem sie das Haus zum grauen Bären erwarben, welches im vierzehnten Jahrhundert mehrfach genannt wird. Auch sie haben einen stattlichen gotischen Neubau erstellt, dessen Erdgeschoß im achtzehnten Jahrhundert ähnlich demjenigen des Schlüssels umgestaltet wurde.

Wenige Jahre nach diesen beiden genannten Zünften ließen sich auch die Bäcker oder wie man hierzulande zu sagen pflegt die Brodbecken an der Freien Straße nieder. Sie kauften am 14. Oktober 1413 von den Gebrüdern Klaus und Burkhard Zibol für 245 Gulden „daz huse hofstat und gesesz gelegen ze Basel in der stat an der freien strasz zwüschen den hüsern ze Schwanow und her Visians huse“, wo, wie früher schon bemerkt wurde, das Haus „derer von Arguel“ gestanden hatte. Übrigens bestand das Areal der neuen Zunft aus der Vereinigung zweier älterer Hofstätten; nur auf diese Weise läßt sich die ansehnliche Breite derselben erklären. Zu größeren Umbauten reichten die Mittel der Zunft und ihrer Genossen nicht aus, so daß bis zum Jahre 1844 das Zunfthaus ein sehr bescheidenes Aussehen zeigte. Erst damals wurde durch Architekt Heimlicher diejenige Fassade erstellt, welche wohl als Zierde der Straße gelten konnte, bis dann die neueste Zeit auch hier Wandel geschaffen hat.

Genau werden wir auch unterrichtet über die Art und Weise, wie die Rebleutenzunft zustande gekommen ist, dank den Bemühungen ihres Meisters auf zunftgeschichtlichem Gebiete. Die Rebleute, eine zahlreiche aber nicht sehr begüterte Zunft, wurden 1382 durch Ratsbeschluß mit den sog. Grautüchern vereinigt. Tuchhandel und Tuchfabrikation wurden damals zu Basel mit Erfolg betrieben; allein dem Wesen der Sache entsprechend, war doch die Zahl der Fabrikanten eine beschränkte. Nun besaßen die Grautücher ihr Zunfthaus mit Verkaufslaube



an der ehemaligen Sporengasse. Allein infolge des starken Zuwachses durch die Rebleute genügte das alte Haus nicht mehr und so kaufte 1450 die Zunft das Haus zur Glocke, gelegen zwischen dem Haus zum blauen Mann und der Schuhmacher Trinkstube, zum Preise von 320 fl. Jedoch nur kurze Zeit erfreute sich die Zunft in Frieden ihres neuen Hauses; denn schon im Jahre 1453 kam es zur Trennung. Die vornehmern Grautücher schlossen sich als Großhändler der Schlüsselzunft an, das Zunftgut wurde geteilt, und für die Rebleute war der Besitz des neuen großen Zunfthauses eine schwere Last, da sie nur mit vieler Mühe die darauf liegenden Zinsen aufbringen konnten. Mit der Zeit besserten sich jedoch die Vermögensverhältnisse der Zunft, so daß im siebzehnten Jahrhundert an Stelle des alten baufälligen Hauses ein Neubau aufgeführt werden konnte; im Jahre 1671 fand die Einweihung statt unter Meister Johann Friedrich Wettstein, dem Sohne des Bürgermeisters. Über zweihundert Jahre hat der stattliche Bau mit seinem geräumigen Erker die obere Freie Straße beherrscht und derselben als hauptsächlichster Schmuck gedient, bis dann infolge der Korrektion der Straße auch dieses Gebäude einem großartigen modernen Zunfthause weichen mußte.

Daß auch die Schumacher, welche an der obern Gerbergasse mit Vorliebe ihr Handwerk betrieben, ihr Zunfthaus an der Freien Straße seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts besaßen, ist vorhin angedeutet worden. Im sechzehnten Jahrhundert wurde dasselbe umgebaut und erhielt jene Fassade, welche es dann mit einigen kleinern Abänderungen bis in die neueste Zeit gehabt hat.

Diese Zunfthäuser und das Kaufhaus waren jedenfalls die wichtigsten an der Freien Straße gelegenen Gebäude im fünfzehnten Jahrhundert, allein daneben und dazwischen befanden sich gewiß auch mehrere recht ansehnliche Privathäuser. Die Steuerlisten des fünfzehnten Jahrhunderts liefern uns den Be-



weis, daß eine ganze Anzahl sehr wohlhabender Bürger hauptsächlich an der untern Freie Straße „unter Becherern“ ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Was war damals reich in Basel, wie viel mußte man besitzen, um zu den Begüterten gezählt zu werden? Das größte Vermögen weist ein gewisser Peter Wolfer auf; er wohnte beim Gundolzbrunnen am Petersberg und versteuerte ein Vermögen von 18 000 Goldgulden, was nach jetzigem Werte etwa 126 000 Franken ausmacht, wobei natürlich die Verringerung des Geldwertes nicht mit eingerechnet ist. Als zweitbesten Steuerzahler erwähnt die Liste von 1454 die Frau Zibol; sie wohnte am Rheinsprung und versteuerte 12 600 fl. Dann kommen mehrere Edelleute wie Frau Gredanna von Eptingen mit 6650 fl., Ludman Meltinger 7900 fl., Zscheggenbürli mit 6400 fl., Hemann Offenburg am St. Petersberg 8700 fl., Frau Gred von Laufen 9100 fl. und andere mehr. Bescheidener lauten die Zahlen an der Freien Straße, wo Hans Irmy der ältere mit 5100 fl. obenansteht; er war der Ahnherr eines ausgezeichneten Geschlechts, das während zweier Jahrhunderte einen nachhaltigen Einfluß auf die Geschicke Basels ausgeübt hat. Auch sein Sohn Hans Irmy der jüngere wohnte an der untern Freien Straße; er war Meister und Ratsherr zu Safran und verteidigte im Mai 1474 den Landvogt Peter von Hagenbach zu Breisach, allerdings vergeblich. Als Kaufherren haben diese ältern Glieder der Familie Irmy eine ebenso große Bedeutung erlangt, wie ihre spätern Nachkommen als Hauptleute im Feld. Damals ist es gewesen, daß diese Basler Handelsherren ihre Geschäftsverbindungen weit über die Alpen unterhielten, so daß Leute wie Lorenzo Medici il Magnifico zu ihren Geschäftsfreunden gehörten. In der Nähe von Hans Irmy wohnte Heinrich Jungermann, ebenfalls ein vermöglicher Basler Handelsmann, welcher 3800 fl. besaß oder richtiger gesagt, versteuerte. Bekanntere Namen sind noch Heinrich Halbeysen mit 2900 fl.,



Junker Klaus Murer mit 3900 fl. u. a. m. Durchgängig bescheidener sind die Vermögensverhältnisse der Bewohner der mittleren und oberen Freien Straße, auch begegnen uns da weniger bekannte Namen. Erst im sechzehnten Jahrhundert wurden auch hier mehrere größere Häuser durch Verbindung von zwei bis drei kleineren Hofstätten gebaut und es siedelten sich auch hier eine Anzahl von Leuten an, welche als Kaufleute oder in öffentlichen Stellungen etwelche Bedeutung erlangt haben.

Bevor wir aber von dem sechzehnten Jahrhundert reden, mögen noch einige Ereignisse der früheren Zeit angeführt sein. Vor allem verdient hier Erwähnung der große Brand von 1417. Das Feuer war in einer Badstube auf dem Barfüsserplatz ausgebrochen, hatte sich durch die Streitgasse verbreitet und wütete nun auch in der Freien Straße, hauptsächlich auf der Bergseite bis zur Himmelzunft unterhalb des jetzigen Wildenmanns. Auch das um das Münster gelegene Quartier wurde hart mitgenommen, ebenso die Vorstadt und das Kloster zu St. Alban. So groß war das Unglück für die Stadt, daß Städte und Herren der Nachbarschaft in weitem Umkreise den Baslern ihre Teilnahme bezeugten. So erschienen zu diesem Behufe Botschaften aus Rheinfelden, Mülhausen, Aarau, Olten, Solothurn, Freiburg i/Br., Bern, Schwyz, Konstanz und von vielen andern Orten mehr, während Städte wie Straßburg, Ulm, Überlingen, Rotweil, Schaffhausen, Baden und Luzern ihren freundnachbarlichen Gefühlen auf schriftliche Weise Ausdruck verliehen. Am erfreulichsten aber war die Art und Weise, wie die Stadt Delsberg vorging, indem sie den Baslern einen hundertjährigen Wald bei Saugern schenkte, mit dessen Stämmen der Wiederaufbau der zerstörten Hänser wesentlich gefördert werden konnte „und erzöugtent uns große fruntschaft der wir billich angedenckig sin söllent.“

Ein freundlicheres Bild zeigt uns die Freie Straße im Jahre 1440, als am 24. Juni Papst Felix V., den das Konzil

auf den Stuhl Petri erhoben hatte, seinen Einritt in Basel hielt. Das war natürlich auch für die Stadt ein ungemein wichtiges Ereignis, und Basel, das von diesem Besuche mehr als einen Vorteil erwartete, wollte sich geziemend auf den Empfang vorbereiten. Sämtliche Hauptstraßen sollten sich des Anblickes des Konzilspapstes erfreuen dürfen, vor allen natürlich die Freie Straße. Der Rat aber erließ eine Ermahnung an die Bürger, daß sie sich früntlich und tugendlich mit Worten und Werken halten sollten, man werde den Papst mit großen Eeren empfangen, mit dem Heiligtum und mit aller Pfaffheit in der Prozession, und auch die Räte wollen sich beteiligen. Da solle denn jedermann vor seiner Thür die Straße sauber machen, Gras zetteln und die Gassen schmücken und mit Bäumen bestecken oder mit Tüchern behenken, so hübsch er es könne. Mit allen Glocken wurde geläutet und auf den Plätzen brannten Freudenfeuer Tag und Nacht. Den Bürgern aber wurde anbefohlen, einen Zuber Wassers in jedem Hause bereit zu halten, damit kein Unglück entstehe. Der Zug bewegte sich durch das Äschentor in die Vorstadt, durch das innere Äschentor gegen die Streitgasse, dann durch die Gerber-, Hut- und Schneidergasse, über den Fischmarkt nach der Eisengasse und schließlich die Freie Straße hinauf zum Bäumlein und bei St. Ulrich vorbei nach dem Münster.

Womöglich noch mehr Pracht wurde vier Wochen später anläßlich der Krönung des Papstes in den Gassen Basels entfaltet. Wiederum empfahl der Rat den Bürgern den Schmuck der Straßen „Got ze lobe und siner heiligkeit zu eren". Auch wurde den Bürgern gestattet, bei dieser Feier lange Schwerter zu tragen, und endlich erteilte der Rat der Judenschaft sicheres Geleit, „wand inen geseit ist, daz si by solicher kronunge unsres heiligen vatters des bobsts sin sollen. Darumb — so wendet sich der Rat an die Bürger — wellent inen weder laster noch leit nit tun, ob ir nit darumb gestroffet werden wellen."



Das waren festliche Zeiten für unsre Vaterstadt; allein gar bald brachen schlimme Tage über Basel herein, als der Kampf mit dem Adel ausbrach, die Armagnaken die Umgebung verwüsteten und die Stadt bedrohten. Im Innern herrschte kein gegenseitiges Vertrauen, indem die Handwerker das Patriziat beschuldigten, mit den Edelleuten im geheimen einverstanden zu sein. Auf den Zunfthäusern an der Freien Straße und an der Gerbergasse wurde jene Stimmung unter der Bürgerschaft gemacht, infolge welcher am 26. August 1444 der leider erfolglose Auszug erzwungen wurde, wodurch die Eidgenossen hätten sollen gerettet werden. Damals steckten die Zünfte ihre Panner aus und dumpfes Waffengeklirr erfüllte auch die Freie Straße, als Bürgermeister Hans Rot mit den kampfeslustigen Scharen dem Äschentor zueilte. Auch nach der Schlacht waren die Bürger noch nicht vollkommen über die Haltung der Herren in der Stadt beruhigt, so daß noch im Frühjahr 1445 Hemmann Offenburg sich beschwerte, auf der Brodbeckenstube an der Freien Straße habe man Übles über ihn geredet, er sei des Dauphins Kämmerling und sei ihm als Rat durch einen Eid verpflichtet. Erst allmählig legte sich die Erregung, und die Bürger beruhigten sich auf ihren Zunftstuben, als endlich nach langer Fehde der Friede mit Österreich und dem Adel beigelegt war.

Aus den spätern Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts werden uns nur wenige Einzelheiten berichtet, welche mit der Geschichte der Freien Straße in engerm Zusammenhange stehen; denn daß im Jahre 1474 die Zünfte zum Himmel und zum Schlüssel nebst einigen Nachbarn über den Bader auf der Kuttelbrücke, dem spätern Rüdengäßlein, sich beschwerten, weil er die Dohle beim Steblins-Brunnen aufgerissen und nicht wieder hergestellt hatte, kann ebenso wenig zu den wichtigen Straßengeschichten gezählt werden, als der zwischen den Zünften zu Rebleuten und zu Schuhmachern einerseits und den Bewohnern der Weiße Gasse andrerseits ausgebrochene Streit über den durch

den Abort der beiden Zünfte sehr stark verunreinigten Abzugsgraben. Nur eine Geschichte soll hier noch erwähnt sein, welche zum Teil an der Freien Straße spielt. Im Jahre 1465 lag Basel in schwerer Fehde mit Graf Oswald von Thierstein, der damals mit Solothurn verbündet war. Da nun in offenem Felde den Baslern nicht beizukommen war, wollte es der Graf durch Mordbrenner versuchen. In zwei Wirtshäusern zum Holder an der Eisengasse und zur Muschel neben dem Grünen Ring (Freie Straße 58) wurden gegen zweihundert Söldner einquartiert. Am Neujahrstag 1466, wenn die Bürger auf den Zünften schmausten, sollte an der untern Gerbergasse im Wirtshause zum Schnabel Feuer eingelegt und dann bei der durch den Brand entstehenden Unordnung das Äschentor eingenommen werden, und es sollte der Graf mit seinen Leuten die Stadt besetzen. Glücklicherweise wurde aber der Mordbrenner im Schnabel entdeckt und so großes Unheil verhütet. „Und hießz man die zweihundert Knechte hinweg ziehen ongeschadiget und thet man solichs den oberen Stetten, d. h. Bern und Solothurn zu eeren, dann man hat nit gern mit inen zu schaffen."

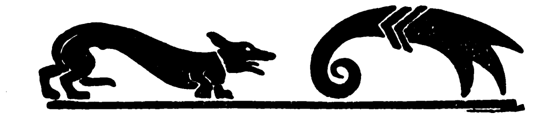
Freilich bald sehen wir Basel im Verein mit diesen obern Städten den Herzog von Burgund bekämpfen und schließlich erfolgt nach dem Schwabenkrieg die Aufnahme Basels in den Schweizerbund. Wie mag man damals am Heinrichstag 1501 an der Freien Straße den Eidgenossen zugejubelt haben, wie mag damals die Straße geschmückt gewesen sein und mit welcher Bewunderung und Befriedigung ihrerseits mögen die eidgenössischen Boten die stattlichen Zunfthäuser und die behäbigen Bürgerwohnungen betrachtet haben.

Damit schließen wir unsere Straßengeschichten ab. Wohl wäre aus dem sechzehnten und den spätern Jahrhunderten das eine und das andere zu berichten. Wie das Gasthaus zum Wilden Mann entstanden ist, wie reichere Familien auch an der mittlern Freien Straße sich niedergelassen haben, wie um 1570



das Kaufhaus umgebaut und erweitert wurde und wie endlich im achtzehnten Jahrhundert sich eine neue Baulust geltend gemacht hat, welcher Fassaden wie diejenige des Hauses zur Roten Fahne, des Hauses zum Stäblein (No. 27), zum roten Bock (No. 63) u. a. m. ihre Entstehung verdanken. Allein eine durchgreifende Veränderung erlitt die Straße erst in den Jahren 1853—1855, als der untere Teil derselben anläßlich des Postbaues verbreitert wurde, wobei man jedoch die Häuser auf der Bergseite nicht antastete. Immerhin war schon diese Korrektion ein Zeichen der nahenden neuen Zeit, auch wurden nun mehrere größere Verkaufsmagazine erstellt und komfortablere Wohnungen eingerichtet. In den sechziger Jahren folgte eine Reihe weiterer Umbauten; es entstanden Läden mit großen Devanturen und gewaltigen Scheiben, wie man es bisher in Basel nicht gewohnt war. Um 1880 wurde der alte Wilde Mann abgerissen. Bald darauf erfolgte die systematische Verbreiterung der Straße, welche nun bis auf einen kleinen Teil ihren Abschluß gefunden.

Basel hat sich damit ein ehrendes Denkmal gesetzt, es hat ohne seine Finanzen zu gefährden, seine alte ehrwürdige Hauptverkehrsader umgestaltet, und den Forderungen der neuen Zeit anbequemt. Möge durch dieselbe das Leben der Stadt auch in der Zukunft so frisch und gesund pulsieren, wie es in den vergangenen Jahrhunderten der Fall gewesen ist.





Erlebnisse von Remigius Merian zum Roten Haus

am 3. August 1833.

Von

Fritz Vischer.

Unter den mannigfachen Aufzeichnungen, welche — namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten — über die dreißiger Wirren im Kanton Basel erschienen sind, nehmen diejenigen, welche Remigius Merian-Respinger aus dem roten Haus verfaßt hat, einen besonderen Rang ein. Merian beschränkt sich zwar auf eine kurze Darstellung der Ereignisse des 3. August 1833; allein die anmutige Art der Erzählung, die feine Skizzierung der einzelnen Details — oft mit genrehaften Motiven verflochten — vermögen seinem Bericht bleibenden Wert zu verleihen. Er hat überdies den Vorzug, rein sachlich und frei von jeder tendenziösen Färbung die Ereignisse zu schildern; hielt sich doch Merian — ein geborener Städter, der auf der Landschaft wohnte — ängstlich von beiden Krieg führenden Parteien fern.

Merian zeigt sich namentlich über den Rückzug der Basler vorzüglich orientiert; die Straße von Basel nach Liestal, welche erst beim roten Hause die dem Rhein entlang führende große Hauptstraße von Basel nach Zürich verläßt, machte ihn zum Augenzeugen der unglücklichen Flucht der Basler.

Remigius Merian-Respinger (1792—1866) war der Sohn von Emanuel Walter Merian-Iselin, Gastwirt zum wilden Mann.



1813 trat er als Lieutenant ins 5. bayerische Chevauxlegers-Regiment ein und zog mit den Alliierten zweimal nach Frankreich. Nach dem Frieden von 1815, als sein Regiment Leiningen die Garnison beziehen sollte, nahm er jedoch seinen Abschied und kehrte in die Heimat zurück. 1816—1824 lebte er als Kaufmann; später übernahm er aber das bisher seinem Vater gehörige Rothaus, dessen landwirtschaftlicher Führung er bis 1857 vorstand. In den Jahren 1844 und 1845 machte er die Freischarenzüge mit, wurde aber gefangen genommen, in der Jesuitenkirche in Luzern interniert, bald darauf aber durch Fürbitte seiner Tochter, Frau Th. Hoffmann-Merian, wieder befreit.[1]

* * *

In Joh. Müllers Briefe von 1802 den 3. Oktober steht geschrieben: „Das Benehmen ist so gräulich und so unsinnig, daß es ohnmöglich für unabsichtlich gelten kann. Sollte es verordnet worden sein, um zu beweisen, wie weit es mit der Schweitz gekommen und daß keine, ihrer nominalen Unabhängigkeit auch noch so wiederstreittende Maaßregel zu stark ist, um die Ruhe herzustellen?"

Vierzehn Tage vor dem 3. August vernahm im Discours im Wirtshaus von einem Landschäftler, daß in den ersten Tagen des August Revolution im Canton ausbrechen werde; dieses äußerte auch gegen mehrere Verwandte. Acht Tage zuvor waren meine beyden ältern Brüder bey dem Vater, Herrn alt-Rathherr E. W. M.,[2] zum Besuch, beym Abendessen wurde politisiert, ich sprach wenig, dieses aber im Sinne ächt republicanischer Grundsätze; mein älterer Bruder sagte, es werde nicht mehr lange anstehen, so würde aus andern Pfeiffen pfiffen; ich schwieg, die Rechtfertigung der Zukunft überlassend.

Den 1. August hatte meine Frau Besuch dreyer Freundinnen, sie spazierten bis in die Lachmatt,[3] zurückgekommen, kam ihr Führer welcher Geschäfte halber in Frenkendorf ge-



wesen in großer Hast und brachte den Bericht von dem Einfall Abybergs in Küßnacht den dadurch erfolgten Aufruf der Regierung in Liestal an das Landvolk[4] und der stattfindenden Bewegung im Canton. Des Nachts um halb 10 Uhr kam ein Wächter von Muttenz mit der schriftlichen Anzeige des Hrn. Präsident, daß in dieser Nacht noch 16 Mann Einquartierung erhalten werde. Dem Wächter gab in Antworth dem Hrn. President zu sagen daß auf dem Rothaus alles ruhig und von keiner Seitte Gefahr muthmaße er mich meiner eigenen Bewachung überlassen wolle. Dessen ohngeachtet erschien die gemeldte Wache so beherbergen und bewirthen mußte. Ich war schon zu Bette und ließ mich nicht störren. Des Morgens nach 5 Uhr gieng hinab, redete mit dem Posten Chef Meßmer äußerte mein Befremden über die Einquartierung und gab zu verstehen, daß das gantze für eine Comedie betrachte, indem schon vor mehr wie 14 Tagen gewußt, daß es zu Anfang August Unruhen im Canton geben werde. Bewog ihn seine Abberufung mit der Mannschaft zu begehren, welche um 9 Uhr erfolgte.

Der zweite August gieng ruhig vorüber, vernahmen allerhand Gerede von Diepflingen ꝛc. Abends um 10 Uhr erhielt durch Hutmacher D . . . .[5] von Liestal und einer von Augst von Basel kommend, die erste Kunde daß die Basler in der Nacht ausrücken würden, ich wollte keinen Glauben beymessen und erklärte daß wann auf der Birs Brücke stünde und die Basler bis dorthin kommen sähe, nicht glauben würde daß sie in ihrer Blindheit weiter gehen würden.

/In dieser Nacht hatte einen sonderbaren Traum; ich träumte, der Giebel des hintern Haus sey eingestürtzt und erwachte darüber mit den Worthen recitierend „Will Gott das Haus nicht bauen, vergebens bauen wir dann, will Er die Stadt nicht schützen was soll der Wächter nützen:/

Den 3. August Morgens vor 6 Uhr war unten bald nachher hörte einige Stutzer-Schüsse von der Wartenberger



Steingrube und gleich darauf das Geschrey Verwundeter, ich begab mich in den obern Stock des Hauses um den Gang des Gefechtes zu beobachten; /stärkte mich im Gebett/ eine Schäße hielt, ich gieng hinunter, zu mir sagend, „der Weise erwartet ruhig was ihm senden werde die Vorsicht, Freud oder Schmerz." In dieser Schäße saß ein Zürcher oder Aargauer Offizier in Civilkleidung vorgebend, Abgesandter eines Vereins zur Beobachtung des Ganges der Vorfälle im Canton zu sein. Nachdem einige Zeit gesprochen über das Geschieß ꝛc. und ich ihm meine Unkenntniß über den gantzen Hergang bezeugte, sagte er mir daß ein Corps von 10000 Mann Schweitzer binnen höchstens 2 mahl 24 Stunden bey Baden versammlet sein werde. Mittlerweile fuhr eine dreyspännige Kutsche vorbey, Er sagte das Hr. alt-Schultheiß Fischer von Bern sich darin befinde,[6] ich äußerte meine Verwunderung daß diese Personnage in diesem Auggenblick von Liestal hätte abfahren können, worauf entgegnete, Er sey bey zwey Stunden aufgehalten worden seine Papiere aber in Ordnung befunden, kein Grund vorlag ihn länger zurück zu halten. Ich muß noch bis an die Birs in weniger als einer Stunde sehe ich sie wieder. Adieu. Circa 3/4 Stunden nachher kam die Schäße wieder zurück hielt an verlangte mich zu sprechen; gab mir alle Details vom Auszug der Basler wie stark sie über die Birs Brücke gezogen wie viel Piecen, die Aufstellung der Landwehr jähnseitz und die Demonstration gegen Mönchenstein und Reinach.[7] Befragte mich um meine Ansicht, — worauf erwiederte ich fürchte daß das Land momentan unterliegen werde. — Erstens weil das Landvolk uneins in mehrerer Hinsicht ungehalten auf die Regierung in Liestal sey, man hiemit nicht vorsehen könne, wie die Sache in einem so critischen Momente für eine Wendung nehmen könne. Zweitens glaube daß die Basler mit Vorsicht handeln und nicht die gleichen Fehler wie den 21. August 1831 begehen werden.[8] Drittens ich kein Vertrauen in die Militairischen Talente des H. v. B. setze, weil Er



bis dahin nichts gethan was die Geschicklichkeit eines Führers auszeichnet,[9] daß alles vom Patriotismus abhienge. Dieser Hr. äußerte sich über H. v. B. daß er meiner Meinung sey, er habe B. besucht, ihm verschiedene Vorschläge gethan dieser aber in nichts eingegangen und sich nur mit Anordnung secondairer Sachen beschäftiget. Leben sie wohl! Auf den Mittag muß in Baden sein. Wenige Minuten nachher brachte man den ersten Verwundeten N.[10] von Basel getragen durch vier Mann, von welchen der Americaner Holzach[11] allein mir bekannt war. Sogleich wurde er mit Zuckerwasser erfrischt, ich befahl warmes Wasser zu machen um Zucker anzubrühen um den Unglücklichen die noch nach kommen beyzustehen. Sogleich wurde dieser auf ein Berner Wägele gut in Stroh gelegt und nach Basel befördet; jedoch mit dem austrücklichen Befehl, nicht weiters als bis über die Birsbrücke; weil im gegenwärthigen Auggenblick meine Leuthe beysammen behalten müßte. Bald hernach kam Cavalerist Salathe mit einem lehren Wagen vom Muttenzer Kirchweg gefahren er fütterte die Pferde mit Brod erfrischte sich mit Wein und fuhren die Landstraße gegen Pratteln allwo die ersten Rauchwolken bemerkt worden. Trompeter Hentzgin kam circa eine halbe Stunde später halb betrunken, Er unterhielt sich mit der Kellnerin Sara Liechtenhan als alte Bekannte aus dem Waisenhaus, als herzu kam befragte er mich wo seine Escadron stehe, worauf erwiederte, dem Rauche nach zu urtheillen in der Gegend von Prattlen, rathete ihm allein nicht weiter zu gehen, erhielt aber in antworth, Er wolle zu seynen Leuthen, den Tod fürchte er nicht wohl aber die Gefangenschaft.

Alle Bewohner des Rothaus warren auf der Straße bey der Linde versammlet, um 10 Uhr bemerkte vom Harthübele kommend ein Trupp, da keine Bayonnette blinden sah, erkannte es für Scharfschützen, ungewiß zu welcher Parthie sie gehörten, gieng ihnen entgegen, es warren Basler 25 à 30 Mann unter Anführung des ehmahligen Obrist Lt. Ryhiner-Bischer[12] welchen



begrüßte. Er fragte mich ob keine Nachrichten vom Haupt Corps hätte, ich wieß auf den Brand in Prattlen und sagte diesem Zeichen nach müssen Sie in dieser Gegend stehen; Er war aber beglaubt daß Sie die Hülften Schanzen passiert hätten einer aus dem Trupp schrie es müssen heute noch viele Häußer brennen. Hierauf wandte mich sagend, dieses ist nicht der Weg zur Vereinigung, gieng vor ihnen her ohne ein Worth mehr zu sprechen, bis zur Linde, Sie zogen vorbey ohne daß einer Erfrischung begehrte. Das gantze Haus war noch geöffnet.

Gleich darauf kam Schwob von Prattlen mit Blut befleckten Beynkleidern, erzählte den Tod seines Bruders und noch drey andern Anhängern der Stadt, welche in und vor ihren Häußern durch die Garnisönler erschossen worden.[18] /die Nemesis/ daß neun Häußer abgebrannt die Basler sich beym Hochentain concentriert hätten und stille stünden, auch hätte alles feuern nachgelassen. Von diesem Auggenblicke an erkannte an der Langsamkeit Kraftlosigkeit und unsicherm Benehmen, daß den Baslern ihr Vorhaben fehlgeschlagen. Auch sagte zu den umstehenden die Basler müssen zurück, wir werden aber keinen Mann hier vorbeykommen sehen, denn Sie müssen die obere Straße behaupten ansonsten sind Sie verloren /: zu ihrem unglücke hatten Sie nicht dieselbe Ansicht:/ nun sandte einen Mann an die Grenzacher Fahrt um ein Schiff kommen zu lassen für sämmtliche Kinder über den Rhein zu schaffen, auch meine Frau Elltern und Schwieger wollte fortsenden, diese aber beharrten zu bleiben, die besitzende Baarschaft wie auch Silbergeschirr 2c. packte in zwey Kisten um den Kindern mitzugeben. Halb 12 Uhr aßen zu Mittag, der bissen wollte niemand schmecken, ich befahl sogleich den Caffé, während denselben tranken kam der Schiffmann sämmtliche auf dem Rothaus befindlichen wurden unter Geheul eingeschifft, vom Reihn zurückgekommen ließ alle Läden und Thüren gegen der Straße schließen, die Schwieger



Elltern Frau und Schwester batt ins Hinterhaus zu den Elltern gehen. Einzelne Flintenschüsse ließen sich nun in der Nähe hörren. Ein Basler in begleith eines Garnisönler kamen zu mir ersterer sagte Hr. Merian wir ersuchen Sie um Schäße und Pferdt um Hr. Obrist Burckhardt [14] in die Stadt zu führen, Er ist in der Hülften Schantze am Fuß verwundet worden und wird durch ein Detachement von 200 Mann escordiert. Mit bedrängtem Herzen mußte lächeln, erwiederte, ich kenne ihre Stärcke wenn Hr. Obrist durch 200 Mann escordiert wird so sind die andern nicht mehr ferne, Schäßen und Pferdt kan ihnen nicht geben, wann Sie sie nehmen wollen dort ist der Pferdt Stahl hier die Schäße. Wärrend diesem Gespräch warren bis zum Thor gekommen einige Kuglen zischten von der Höhe des Waldes über uns weg das Geschrey der Landleuthe im Walde nächherte immer mehr; der Baßler und der Garnisönler giengen weiter ohne ein Worth mehr zu sagen. Nun rufte den Knechten um den Eingang in Hof mit Wägen zu verrammln wie auch alle übrigen Zugänge, kaum hatten einen Wagen vorgeschoben, so flogen wieder einige Kugeln über uns weg, hier ist nicht gut zu sein schrieen die Knechte und im Auggenblick war keiner mehr zu sehen. Ich begab mich hinter das Haus und stand in der Gegend des Brunnens mehrere Kuglen schlugen durch beyde Dächer pfiffen durch die Bäume, zwey Mägde Sara Liechtenhan von Basel und Maria Dill von Pratteln saßen auf einer Bank bey der Stiege, fragten was ist das, Kuglen antwortete, Ziegelstücke plätterten vom Dach herunter, ein Garnisönler kam zum Brunnen und tranck, ich fragte, wie gehts, Er, babylonische Verwirrung Hr. Merian kein Commando keine Führung alles läuft in größter Unordnung durch einander. Nun kam Hr. Stähelin-Bonhorst [15] und noch einer aus den Reben in Hof ich stand immer in der Gegend des Brunnens, schrie ihnen zu und winkte mit der Hand, fort, fort, fort, hier ist kein aufenthalt, sie giengen durch den Hof über den vorge-



schobenen Wagen auf die Landstraße, Aidemajor Oswald-Hoffmann[16] kam, nach ihnen, ebenfalls aus den Reben und mehrere einzelne Soldaten folgten, ich schlug die Hände übern Kopf und sagte zu Oswald, um Gottes Willen was habt ihr angestellt, Er, ja wohl nun sitzen wir im Dreck, fort, fort, ich kann Sie nicht verstecken, hier ist keine Sicherheit, Er, ich weiß es wohl ist kein Schiff hier, nein, über dieser Rede war bis an Garten Weg gekommen durch welchen er gieng. Nun kam ein Trupp mehrerer Basler und Garnisönler ich winckte mit der Hand und sagte fort, fort, ein Basler setzte mir das Bayonnet auf die Brust und schrie, du kommst mir eben recht du Insurgenten Kaib, ich kreutzte die Arme und sagte ich bin unbewehrt stoß nieder wenn du einen Familien Vater morden willst. Mehrere Garnisönler schrien schieß ihn nieder, schieß ihn nieder, Oswald kehrte sich um und rief ihnen zu laßt ihn gehn, einen Garnisönler der vom Brunnen kam und schrie stoß ihn nieder, fragte Er, wie heißt Ihr, erhielt aber in Antworth, ja nun frägt man viel darnach, der Basler schwenkt das Gewehr gibt mir mit dem Lauf an den Hals einen Stoß und einen Schlag mit der flachen Hand an den Backen, ich blutete aus dem Munde ein Zahn war los. — Sie setzten ihren Weg fort; dieses war der Vorfall weniger Auggenblicke; ich gieng gegen das Haus, in diesem Momente bringen mehrere zwey blessierte Canoniere Berger von Gelderkinden und Breitenstein von Riggenbach.[17] Sie wurden einer auf die Bank der andere auf die Stiege gesetzt die sie geführt hatten verließen Sie allsobald, Sie wurden von den beyden Mägden sogleich gepflegt mit Zuckerwasser erfrischt, Berger sagte ach wie wohl thut das, der andere haben Sie nicht ein wenig Stroh uns darauf zu legen, ich wollte in die Scheuer in diesem Auggenblick schlug eine Kugel durch das Thor und gieng in die Wand, ich zog die Thüre wieder zu, mit den Worthen hier mag kein Stroh nehmen; nun schrie die Magd Marie, um Gotteswillen Hr. Merian



öffnen Sie das Wirtshaus[18] es wird ihnen sonst alles eingeschlagen, ich fand jedoch nicht für gut gleich ins Zimmer zu gehen sondern gieng zum Thor, riß die Deichsel des vorgeschobenen Wagens auf die Seitte und auggenblicklich drang ein Trupp von circa 30 Mann von der Landschafft in den Hof, ich gieng als rücklings vor ihnen, sagend Landleuthe es ist hier alles sauber kein einziger hat hier aufenthalt gefunden nur zwey Verwundete liegen hier im Hof sie sind Gefangene der Regierung von Liestal, sie können auch nicht mehr schaden, behandelt sie menschlich, über dieser Rede warren bis zu ihnen gekommen stellte mich vor Sie, nun ergriff mich einer beym Camisol und schrie auf die seitte Merian oder sie kriegen ein Schuß, ein anderer schrie das ist ein Geldterkinder sie fiellen über sie her rissen ihnen die Kleider vom Leibe und 5. 6. Schüsse streckten Sie zu Boden. Zwölf à 15 Schritte davon lag Soldat Greter[19] der vor Mattigkeit oder Trunkenheit liegen geblieben, einige Liestler nahmen sich seiner an, mit vieller Mühe wurde er gerettet. Wärrend dieses im Hof vorgieng, warren gegen die Straße alle Läden aufgerissen die Hausthüre und Fenster eingeschlagen und eingeschossen alle Zimmer Kuche &c. gepropft voll, alles schrie zu trincken her, man gab in alle Hand Gefäßen Milchhäfen, Becken &c. wie sie einem in die Hände fiellen. Zwey Prattler Niclaus und Martin Weiskopf, stellten sich als Wache vor den Keller um das eindringen in denselben zu verwehren. Hr. Reg: Rath Meyer[20] und Doctor med. Gutzwiller[21] langten an durch ihr Bestreben und die List des Landjäger Haas welcher rief wir haben eine Canone erobert, sie sind gefangen, verließen vielle das Haus. Nun konnte wieder ein wenig athmen, ich ersuchte Hr. Reg: Rath Meyer ins hinter Haus zu gehen allwo die Elltern Frau und Schwester befinden, ich mich hier nicht entfernen könne und nicht wisse ob nicht auch Landleuthe zur Aussuchung des Haußes hingegangen. Er entsprach — kam bald wieder zurück, sagte daß alles ruhig und keine Be-



waffneten sich alldort befinden. Er begehrte Papier und Schreibzeug und schrieb mir folgenden, Sauve Garde Brief,

Waffenbrüder, Mitbürger!

„Nachdem nebst Gott unsere Tapferkeit uns einen herr-
„lichen Sieg über unsere Feinde verliehen — so fordere ich
„Euch bey Eurer Ehre, bey Eurem Gefühl für Freyheit und
„Rechte auf — dem ruhigen Bürger sein Eigentum zu schonen.
„So lasset dieses Haus und Alles was dessen Besitzer angeht
„Euch heilig sein, Ihr werdet den Dank der Regierung und
„aller rechtlichen Männer erwerben. Patriotischer Gruß

Rothaus — Meyer

am Sieger Tage — Reg. Rath.

In der gleichen Zeit wurden zwey verwundete Landleuthe gebracht und durch Hrn. D. Gutzwiller besorgt, der eine war von Augst hatte einen Schuß in die Waden erhalten der andre von Prattlen hatte einen Kolbenstreich übern Kopf bekommen, Hr. Emil Frey[22] führte ihn später nach Prattlen, wo er den andern Tag starb. Die Wirtsstuben waren immer besetzt und bis zu diesem Auggenblick war nichts bezahlt worden, von nun an zahlten mehrere, besonders was bekannte warren, der größere Theil zahlte jedoch mit den Worthen, die Regierung von Liestal wirds berichtigen /: probablement à la foire de jamais :/

Hr. S... M...[23] kam wies mir ein Stück von einem Hemde mit den Buchstaben L. L.[24] bald darauf fuhr ein Wagen um die Todten bis zum Landjägerposten in der Hardt abzuführen; er kam mit 29 Cadavres alle nackend, sogleich befahl einem Knecht Stroh zu hollen um Sie zu bedecken, Sie wurden nach Muttenz geführt, die beiden Canonier und ein Garnisönler die beym Rothaus gefallen, warren schon nach Liestal abgeführt. Die Kinder hatte wieder von Grenzach kommen lassen. Das



Gewühl und Schießen wärte bis gegen 9 Uhr. Um 10 Uhr gieng zu Bette, zu meiner Frau sagte, wir haben einen gräßlichen Tag erlebt, Gott bewahre uns fürderhin von solchen; übrigens wenn alles durch gehe, so bin ich ruhig und habe mir keine Vorwürfe zu machen, indem gehandelt wie es meine Stellung erforderte und meiner Meinung nach, vielle vor unvermeidlichem Tode, durch mein Benehmen gerettet. Schlaf konnte ohngeachtet der großen Ermüdung wenig finden, Aidemajor Oswald, welchen man mir als unter den Todten befindend gesagt, gab mir viel zu thun, kaum konnte den Morgen erwarthen um Gewißheit zu erhalten, diese Angst war Gott sey Dank ungegründet. Sonntag d. 4ten Morgens vor 5 Uhr wurde geschellt u. geklopft, ich stand auf gieng ans Fenster, es war eine Patrouille von 5 Mann worunter einer in aargauischer Uniform, ich ließ öffnen und zu trinken geben, einer gieng an Brunnen die Hände zu waschen, wärrend diesem schlüpfte ein Mann (Tschudin von Liestal) hinter seinem Rücken ins Haus. Sara Lichtenhan kam und sagte Hr. Merian es ist ein Basler in Ihrem Hause versteckt. — Um Gotteswillen laßt euch nichts gegen die Patrouille mercken versteckt ihn so gut ihr könnt, ich komme gleich herunter. Unten sprach freundlich mit der Patrouille ihr Anführer war ein Muttenzer ließe ihnen zwey Maas Wein geben sagte es wärren noch zwey Mann in der Scheuer die aus Trunkenheit liegen geblieben, einer war ein Franzos, der andere ein frz. Bistümler, ich ersuchte Sie diese beyden mit nach Muttenz zu nehmen der eine hatte sein Gewehr verloren und verlangte es von mir ich wies ihn an die Regierung in Liestal. Der Basler wurde gepflegt, lieh ihm eine ganze Kleidung, ließ den Schiffmann kommen, bott ihm Geldt wenn er dessen bedürfe; glücklich kam er nach Basel. —

Um 9 Uhr gieng nach Pratteln die Brandstätte zu besichtigen, als nach diesem in Ochsen gieng ein Glas Wein zu trincken, war die Stuben voller Menschen, kaum angekommen



sagte einer, Sie haben viel Einquartierung auf dem Rothaus ich wollte es nicht glauben, gieng aber auggenblicklich nach Haus allwo 21 Mann von Aesch antraf, Sie wurden gehörrig über Mittag bewirthet, mit einer ½ Maas Wein und ¼ beym kommen und ¼ zum Essen, warren Sie nicht zufrieden, sandten eine Deputation zu mir und drohten daß wann ihnen nicht mehr Wein geben wollte, Sie ihn selber hollen würden. Ich zog oben erwähnten Sauve Garde Brief des Hr. Reg. Rath Meyer aus der Tasche, laß ihn vor, — erklärte als dann, daß der Keller offen stünde und Sie thun könnten was Sie wollten ich aber Hülfe von Muttenz und Pratteln begehren werde. Sie fanden nicht für gut es darauf ankommen zu lassen, sondern giengen fort. Den 5ten hatte eine gantze Compagnie Scharfschützen von der Landschaft im Quartier, die sich sehr freundschaftlich benahmen, als sie sahen daß von unserer Seitte geleistet wurde was in der möglichkeit war. Öfters hatte noch Einquartierung ab der Landschaft bis zum Einrücken des Eidgenössischen Militair.

In Basel und Liestal wurde über mich geschimpft, ich lachte zum Theil darüber und tröstete mich mit dem Verse aus Gellert

„War ists, Verläumdung dulden müssen
„Ist eine schwere Pflicht,
„Doch selig, wenn ein Gut Gewissen
„Zu unsrer Ehre spricht.

Ich war keiner Parthie ergeben aber desto leichter mißverstanden und verläumdet; welches bey den allerreinsten Absichten mir so oft begegnet ist. — Der Neid ist der Vater von Klatschereyen; jeder sucht dann eine Deutung und findet sie im Schlamm seines Hertzen.

Joh. v. Müllers Briefe von 1802 7ter Band Seite 41 u. 45.



Anmerkungen zum vorhergehenden Artikel.

[1] Wir verdanken die Mitteilungen über den Lebenslauf Merians einem uns von Fräulein Rosalie Hoffmann, der Enkelin des Verfassers dieser Notizen, bereitwillig zur Verfügung gestellten Nekrolog.

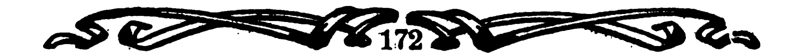
[2] Emanuel Walter Merian-Iselin (1753—1834), Gastwirt zum wilden Mann und alt-Ratsherr.

[3] Südlich vom roten Haus zwischen Muttenz und Pratteln befindlicher Bauernhof.

[4] Ein von dem Regierungsrate in Liestal am 1. August erlassener Aufruf an das Volk verkündete, „daß in dem Kanton Schwyz auf Anstiften der Sarnerfaktion der Bürgerkrieg ausgebrochen sei — — daß jener vaterländische Verrat mit den Plänen der stadtbaselischen Regierung im Zusammenhang stehe und daß auch wir auf ähnliche Weise bedroht sind." Auch im Volke verursachte die Nachricht vom Zuge Abybergs nach Küßnacht große Aufregung; es hieß auf der Landschaft allenthalben, nun sei das „Reaktionsprojekt" in Erfüllung gegangen. In einem am 1. August in Liestal gedruckten Blatte findet sich die Nachricht: „der Sarnerbund wird gesprengt." Der Regierungsrat von Liestal faßte sofort den Beschluß, alle militärischen Maßnahmen zu treffen. (Heusler, die Trennung des Kantons Basel, Bd. II, p. 413 und 414.)

[5] Gemeint ist Michael Dalang (1792—1869), Hutmacher in Liestal und ein berüchtigter Revolutionär; er erhielt während der Basler Wirren eine Verwundung. (Gefällige Mitteilung des Herrn Landschreiber Graber in Liestal.)

[6] Emanuel Friedrich von Fischer, Schultheiß der Stadt und Republik Bern (1786—1870), passierte am 3. August samt seiner Frau und seiner Schwester am frühen Morgen den Kanton Basel, um sich zur Kur nach Ems zu begeben. Die Reise ging über Basel und Frankfurt. Die Regierung von Bern jedoch beschuldigte ihn der Mitwissenschaft und Miturheberschaft am Auszuge der Stadtbasler und schrieb nach Frankfurt, damit er überwacht werde. Es gelang jedoch seinem Freunde, dem in diplomatischer Sendung zu Frankfurt weilenden Tillier, Fischer von diesem Verdachte wieder zu reinigen. (K. L. Friedrich von Fischer, Lebensnachrichten über Emanuel Friedrich von Fischer, p. 374—375).



[7] Das Hauptcorps sollte unter dem eidgenössischen Obersten Benedikt Vischer über die Birs gegen Liestal vorrücken und bestand aus der 350 Mann starken Standeskompagnie, dem ebenso starken Stadtkontingent, aus zwei Kompagnien Artillerie mit vier Sechspfünder Kanonen und zwei Siebenpfünder Haubitzen, 20 Mann Kavallerie und einer Abteilung (35 Mann) Schützen, im ganzen ungefähr 800 Mann. Das Reservekorps unter Oberst-Lieutenant Weitnauer — etwa 500 Mann stark — hatte die Aufgabe, die Linie der Birs zu behaupten und einen allfälligen Zuzug aus dem Bezirk Birseck zu verhindern. Die Landwehr hatte zu spät Befehl erhalten, das diesseitige Ende der Hardt zu besetzen; als sie endlich ankam, wurde sie bei St. Jakob von den nachgerückten Liestaler Kanonen beschossen und kehrte schleunigst um.

[8] Sonntags den 21. August 1831 waren die Basler unter Führung des Obersten Johannes Wieland nach Liestal gezogen. Nachdem die Expedition — in Begleitung des als Civilkommissär beigegebenen Ratsherren Gedeon Burckhardt — bis vor die Tore Liestals gelangt war, kehrte sie nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Gemeinderat daselbst wieder zurück. Der Gegner hatte ihr jedoch aus seinen gedeckten Stellungen ob Liestal 2 Tote und 27 Verwundete beigebracht.

[9] Von den vier Brüdern Anton, Jakob, Jean-Baptiste und Karl — alle ehemalige Offiziere in französischen Diensten und nachher die Seelen des Aufstandes in Baselland — dürfte an unserer Stelle Jean-Baptiste von Blarer gemeint sein. Jean-Baptiste war Hauptmann im 7. Schweizer Garderegiment von Salis-Zizers, wurde in der Julirevolution verwundet und kehrte dann nach Auflösung der Schweizerregimenter in seine Heimat Aesch zurück. Er war der taktische Führer der Landschäftler und entwarf den Operationsplan. (Gefällige Mitteilung des Herrn Dr. Feigenwinter in Arlesheim.)

[10] Paul Nörbel aus Basel, von der 2. Füsilier-Kompagnie.

[11] Johann Bernhard Holzach, Glasermeister (1784—1844), lebte 1817—1819 in Philadelphia, daher der Name Amerikaner-Holzach.

[12] Christoph Ryhiner-Vischer (1784—1857), war 1833 Schützenmajor und erhielt am 3. August einen Streifschuß in den linken Schenkel.

[13] Die drei Bürger von Pratteln, welche, obgleich Anhänger der Stadt, von der Standeskompagnie erschossen wurden, waren Johann Rebmann, Nikolaus Dürr und Friedrich Schwob.

[14] Johannes Burckhardt, damals Oberstlieutenant und Haupt-



mann der Standeskompagnie (1798—1855), diente 1816—1830 im 8. französischen Schweizer Garderegiment d'Affry, dann von Courten, dann von Besenval als Hauptmann und zwar — weil von der Garde — mit Majorsrang. Im Jahre 1823 machte er den spanischen Feldzug mit und wurde zum Ritter des Ordens Ferdinands des Katholischen ernannt. Zurückgekehrt wurde er 1830 Platzkommandant von Basel mit Oberstlieutenants-Rang, 1839 eidgenössischer Oberst, 1842 Mitglied des Kriegsrates und Kommandant der Militärschule in Thun. Im Sonderbundskriege befehligte er die zweite eidgenössische Armeedivision. Nach Beendigung des Feldzuges reichte er sein Entlassungsbegehren ein.

[15] Balthasar Stähelin-Bonhorst (1796—1863) war damals Oberlieutenant und Stabssekretär.

[16] Ludwig Oswald-Hoffmann (1800—1885) war im August 1833 Aidemajor oder Bataillons-Adjutant.

[17] Gelterkinden und Riggenbach gehörten zu den Gemeinden, welche zur Stadt hielten.

[18] Im Erdgeschosse des roten Hauses wurde früher gewirtet; daselbst war die erste Poststation der Zürcher Post.

[19] Johann Greter, Soldat im Auszüger-Bataillon, hatte sich bei der Flucht vor Erschöpfung nur noch bis zum Schopfe des roten Hauses schleppen können. Daselbst wurde er von den Bauern bemerkt, merkwürdigerweise von ihnen verschont und vom 3. bis 28. August in Liestal interniert. (Seine Erlebnisse vom 3. bis 28. August 1833 befinden sich in Manuskript in einem Sammelbande der Universitäts-Bibliothek.)

[20] Johannes Meyer (1801—1877) aus Itingen gebürtig, war Regierungsrat von Baselland und später Präsident der basellandschaftlichen Hypothekenbank. (Gefällige Mitteilung des Herrn Pfarrer Hans Senn in Sissach.)

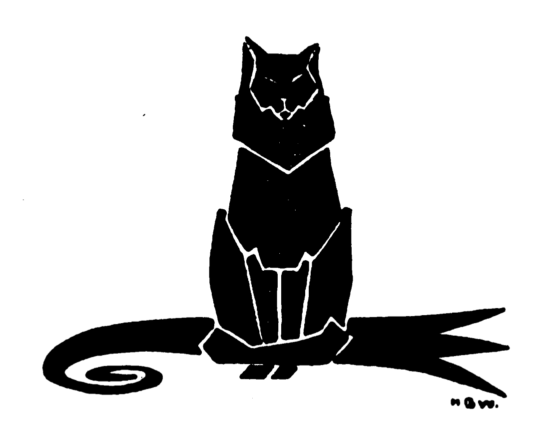
[21] Dr. med. J. J. Gutzwiller (1805—1874), aus Therwil gebürtig, war der jüngere Bruder Stephan Gutzwillers.

[22] Dr. Emil Remigius Frey (1803—1889), damals der eigentliche Führer der liberalen Partei im Kanton Basel, erwarb sich in Heidelberg im Jahre 1825 den juristischen Doktorhut. In demselben Jahre wurde er auch noch von der Basler juristischen Fakultät zum Privatdozenten ernannt und publizierte im Jahre 1830 die „Quellen des Basler Stadtrechtes." Vom Bezirk Liestal 1831 in den Großen Rat gewählt, suchten die Landschäftler ihn vergebens bei der Neubestellung der Regierung in dieselbe zu bringen; er blieb gegenüber den Kan-

didaten der Basler Herrenliste stets in Minderheit. Am 10. Oktober 1831 erteilte ein Großratsbeschluß allgemeine Amnestie, jedoch mit Ausnahme von 19 „Haupträdelsführern", welche „als anerkannt schlechte Menschen" ihrer Ämter entsetzt und vier Jahre ämterunfähig sein sollten. Unter diesen befand sich auch Frey und wurde infolge dessen als Großratsmitglied abgesetzt. Bald darauf wählten ihn aber auf Anregung Anton von Blarers die Gemeinden Liestal, Muttenz und Mönchenstein in den Verfassungsrat; bald darauf wurde er zu dessen Vizepräsidenten ernannt.

[23] Dieser Name konnte nicht ermittelt werden.

[24] Der auf dem Rothaus vorgezeigte mit L. L. gezeichnete Hemdenfetzen dürfte von Oberstlieutenant Franz Lukas Landerer herstammen. Er wurde in der Nähe des roten Hauses, am Hardthübel getötet und — wie alle andern tot liegen gebliebenen Basler — bis aufs Hemd ausgeraubt. (Gefällige Mitteilung von Herrn Adalbert Meyer-Seiler im Rothaus.)





Das Abenteuer eines Basler Malers.

Von

Daniel Burckhardt-Werthemann.

Als nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der „goût antique moderne“ — so nannte der connaisseur von dazumal den klassicistischen Kunststil — auch in Basel zur allgemein herrschenden Mode durchgedrungen war, begann die Rompilgerschaft als unumgängliches Erfordernis für den Bildungsgang eines ernsthaft strebenden Künstlers angesehen zu werden. Bei Raphael Mengs und Angelika Kauffmann angefangen bis hinab zu Koch, Overbeck und Cornelius hat fast jeder der tonangebenden römischen Meister deutscher Nation einen Basler Maler zu seinen Füßen gesehen und manch frische Eigenart — es muß leider gesagt sein — mag während jenes halben Jahrhunderts geknickt und dem alleinseligmachenden Klassicismus oder dem Nazarenertum unterjocht worden sein. Wirkte nun auch die Romfahrt oft verderblich für die künstlerische Erziehung eines jungen Talentes, so hat sie doch manches Malerleben, das sonst nach der althergebrachten Schablone recht und schlecht und geistig inhaltlos verlaufen wäre, mit einem freundlichen, nie ganz erlöschenden Schimmer verklärt; selbst einen Philister wie Peter Birmann machte die Erinnerung an die helle und glückliche Romzeit noch in alten Tagen zum Enthusiasten. Im Leben der damaligen Basler Maler bildete ja der römische



Aufenthalt überhaupt „das Ereignis“ schlechthin. Im Milieu der deutschen Kolonie von Rom hatte der in engen, kleinbürgerlichen Anschauungen aufgewachsene Künstler aus seinem beschränkten Ideenkreis heraustreten gelernt; Schranken des Standes oder der Bildung bestanden nicht für den Verkehr der damaligen Romfahrer.

Schade, daß uns die Basler Künstler nur so dürftige Berichte über ihre Romzeit hinterlassen haben. Einzig über Peter Birmann sind wir — wenigstens indirekt — verhältnismäßig gut unterrichtet; von Samuel Birmann's, Reinermann's, Gmelin's, Heß's, Christ. Bischoff's und Andrer Erlebnissen erfahren wir dagegen sozusagen nichts. Dutzende ihrer Veduten würden wir heute mit Freuden für Erinnerungsblätter hingeben, wie sie uns etwa Ludwig Richter mit seiner köstlichen Selbstbiographie beschert hat. Wie psychologisch interessant wäre nicht die von einem Basler entworfene Schilderung des mit Basler Augen geschauten römischen Kunstlebens zu Overbeck's und Cornelius' Zeiten. Die Künstler von dazumal wußten sich oft mit der Feder ungleich frischer und eigenartiger auszudrücken als mit dem akademischen Stift.

Nur aus der späteren Periode der Rompilgerschaft hat uns ein Basler Maler, Friedrich Salathe, einen ausführlichen Bericht über ein markantes Erlebnis, ein Räuber-Abenteuer, hinterlassen. Das Original der Darstellung, ein an einen Unbekannten gerichteter Brief, scheint verloren zu sein, eine Abschrift hat sich im Besitz des Schreibers dieser Zeilen erhalten.

In der Literatur der 1820er Jahre hat einst dieser Brief eine gewisse Rolle gespielt. Dem scharfblickenden Heinrich Zschokke waren die dramatischen Werte und der sittengeschichtliche Gehalt der ihm auf irgend einem Wege bekannt gewordenen Salathe'schen Schilderung nicht entgangen; im Aprilheft

des Jahrgangs 1820 der heute fast ganz vergessenen Zeitschrift „Überlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit“ berichtete er das Abenteuer unter dem vielverheißenden Titel:

Aus Italien.

Die Schicksale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Appenninen, von ihm selbst erzählt.

Man hüte sich aber wohl, die Versicherung des Titels „von ihm selbst erzählt“ etwa wörtlich nehmen zu wollen. Wer sich auch nur oberflächlich auf die Eigenart von Zschokke's schriftstellerischer Technik versteht, wird bald merken, daß die Redaktion der novellenmäßig aufgeputzten Erzählung nicht auf Salathe, sondern auf den fruchtbaren Aarauer Poeten zurückgeht. Diese Zschokke'sche Überarbeitung hat in der Folge ein ganzes Rudel von Novellisten zu mehr oder minder gelungenen Räubergeschichten begeistert; wir nennen aus dieser Schar nur Washington Irving, der übrigens in seinen „tales of a traveller“ ehrlicher Weise seine Quelle angibt; der Nachweis, wie viele von den seinerzeit so beliebten Banditenerzählungen auf Zschokke, bezw. Salathe zurückgehen, gehört schon eher ins Gebiet der Statistik.

Über das Vorspiel von Salathe's Räubererlebnis und den darin vorkommenden Hauptakteurs mögen schließlich noch einige Worte verstattet sein.

Der Erzähler, Friedrich Salathe, entstammte einer vermögenden Bauernfamilie von Seltisberg (Baselland) und wurde als Sohn des Joseph Salathe und der Eva geb. Gysin am 11. Januar 1793 im Schloßlehen zu Binningen bei Basel geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er offenbar durch Peter Birmann, an dessen ungefähr gleichalterigem Sohn Samuel er auch einen Freund gewann. Nun folgt ein nicht ganz aufgeklärter Abschnitt in Salathes Leben. In seinem unten wieder-

gegebenen Bericht erzählt der Maler, er sei mit der Armee nach Italien gekommen, habe bei der Artillerie gedient, jedoch später Dienste auf dem Monte Cavallo genommen, um sich daraufhin wieder dem ursprünglichen Beruf, der Malerei, zu widmen. Bei Birmann (Gesammelte Schriften I, 197) lesen wir dagegen, daß Salathe im Verein mit seinen Freunden und Berufsgenossen Christoph Bischoff und Samuel Birmann im Jahre 1815 gemächlich und ohne jegliche Romantik über die Alpen gereist sei. Wo liegt nun die Wahrheit? An Gelegenheit, als Soldat nach Italien zu gelangen, fehlte es zu der in Frage kommenden Zeit keineswegs; man erinnere sich an die Expeditionen des Vicekönigs Eugen Beauharnais (Sommer 1813) und des Joachim Murat (Frühjahr 1815). Trotzdem möchten wir der Aussage des in solchen biographischen Notizen gewöhnlich gut orientierten Birmann beipflichten; die Situation (vergl. den folgenden Bericht), in welcher Salathe seiner militärischen Expedition Erwähnung tut, läßt ein kleines Geflunker begreiflich erscheinen. Völlig glaubwürdig ist dagegen der spätere Dienst auf dem Monte Cavallo, d. h. bei einem kombattanten Korps der päpstlichen Linientruppen (nicht der bekannten, heute noch bestehenden Leibwache), das zu Rom in der Nähe des Quirinalpalastes, der damaligen Sommer-Residenz des Papstes, kaserniert war. Wie oft hat nicht die Not einen jungen in Rom lebenden Künstler dazu getrieben, päpstliches Handgeld zu nehmen? Man erinnere sich an Frank Buchser. Auf welche Weise und mit wessen Hilfe Salathe später sein Dienstverhältnis lösen konnte, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß er 1819 wieder auf freiem Fuß war. Während der 1820er Jahre lebte er in der Schweiz, seine späteren Lebensjahre verbrachte er in Paris.

Als Künstler ist Salathe ganz unverdient in Vergessenheit geraten. Die fein gestimmten und mit gutem koloristischem Geschmack ziemlich breit vorgetragenen Landschaften seiner Spätzeit — es sind zumeist Aquarelle — erheben ihn hoch über seine bas-



lerischen Zeitgenossen, an deren Weise nur seine im unverfälschten Peter Birmann-Stil gehaltenen Jugendwerke gemahnen.

Die zweite Hauptperson der Handlung ist kein Geringerer als Karl Friedrich von Rumohr (1785—1843), der Dichter und scharf beobachtende Kunstforscher, dessen wissenschaftliche Werke trotz gewissen darin niedergelegten, ganz abstrusen Ansichten ihren Wert auch heute nicht verloren haben.

In seinem 1832 erschienenen Büchlein „Drey Reisen nach Italien" glaubte Rumohr Seite 212 ff. eine in etwas hochnäsigem, junkerhaftem Ton abgefaßte Darstellung der Räuber-Affäre bringen zu müssen; offenbar war er — weshalb weiß man eigentlich nicht — durch die Salathe-Zschokke'schen Berichte leicht pikiert. Im rein sachlichen Sinne bildet Rumohrs Erzählung eine wertvolle Ergänzung zu Salathe's Brief; die Katastrophe selbst, der Räuberüberfall, ist für Rumohr „gewöhnlich und gleichgültig"; „die Umstände, Veranlassung und Folgen enthalten die Moral der Fabel." Die Sache hätte sich laut Rumohr folgendermaßen entwickelt:

Der Besitzer des von Rumohr in der Nähe von Olevano gemieteten Kasino, ein gewisser Baldi, hatte seinen diebischen Ziegenhirten verhaften lassen; der Prozeß war im besten Gang, als plötzlich der wackere Ortsrichter versetzt wurde und ein äußerst beschränkter Herr an dessen Stelle rückte. An diesen neuen Ortsrichter machten sich nun die Freunde des gefangenen Ziegenhirten und wußten ihn mit leichter Mühe zu überzeugen, daß der Hauptbelastungszeuge für seine Aussage bestochen worden sei. Unverzüglich verfügte daraufhin der weise Richter die Freilassung des Hirten und die Verhaftung des „falschen" Zeugen. Der Zeuge war aber gewarnt worden und schon vorher in die Berge entwichen; doch auch der aus der Haft entlassene Ziegenhirt kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück, er schloß sich vielmehr, dem alten Baldi, dem ehemaligen Ortsrichter und ganz Olevano Rache schwörend, der



Bande eines im Sabinergebirge renommierten Räuberhauptmannes Cesari an.

Der von Salathe im Folgenden beschriebene Überfall ist also als persönlicher Racheakt des Ziegenhirten an seinem ehemaligen Brotherrn Baldi aufzufassen; der Anschlag auf Rumohr lief so nebenher und war ein Unternehmen vorwiegend finanzieller Natur. Nach Rumohr soll der entführte junge Baldi „nicht von den besten“ gewesen sein; der geneigte Leser mag sich also hüten, allfälliges Mitleid an diesen dunkeln Ehrenmann zu verschwenden.

Das Nachspiel des Überfalls gipfelte dann darin, daß die Räuber nach und nach wie jagdbares Wild von der päpstlichen Gendarmerie erschossen wurden; auch den Ziegenhirten ereilte das Geschick, „denn es ist gefährlich, boshaft zu sein.“ Der „falsche Zeuge“ wurde glänzend rehabilitiert und für das Lösegeld des jungen Baldi (700 Zecchinen) mußte nachträglich Herr v. Rumohr aufkommen. „So war denn der Ausgang der Geschichte eine allseitige Prellerei.“ Rumohr hatte die Räuber geprellt, blieb aber schließlich selbst der Geprellte.

Doch lassen wir endlich Salathe selbst zu Wort kommen. In hübschem Biedermeierstil hat er sein Erlebnis wie folgt aufgezeichnet.

* * *

Ich war in Olevano, einem ziemlich bedeutenden Städtchen, etwa achtunddreißig Miglien oder beinahe dreizehn Stunden von Rom, um daselbst einige landschaftliche Studien zu machen.

Ein soeben erhaltenes Schreiben aus Neapel rief mich in Geschäften dahin ab. Ich ging — es war am 16. Juni 1819 vormittags 10 Uhr — zu Baron v. Rumohr, welcher ganz nahe bei Olevano eine Wohnung gemietet hatte, um von ihm Abschied zu nehmen. Der Historienmaler Ramboux aus Mainz war eben auch auf Besuch beim Baron.



Es zog sich ein schwarzes Gewitter zusammen, welches ich erst abwarten wollte, ehe ich nach Rom zurückkehrte. Der Baron und ich griffen nach dem Damenbrette. Mittlerweile rückte das Gewitter drohend näher und fieng dann bald an mit aller Macht zu stürmen und zu toben. Der Regen fiel in Güssen, Schlossen prasselten gegen die Fenster und hausten übel damit. Der Horizont verfinsterte sich, grelle Blitze zuckten durch das rabenschwarze Gewölke und das Brüllen der Donnerschläge machte mit dem zischenden Gebrause des Regens eine bedenkliche Musik.

Wir ließen die Spielpartie fahren, stunden auf und gingen im Zimmer auf und nieder. Gar heiter mochten wir nicht gestimmt gewesen sein, sonst hätten wir wohl dem Naturaufruhr eine malerische Seite abgewonnen; so aber äußerten wir, jetzt wechselseitig nicht sowohl der Kunst als des Lebens gedenkend, den wohlgemeinten Wunsch, daß das Ungewitter bald und ohne bedeutenden Schaden für den Landmann vorübergehen möchte.

Währen wir so sprachen, öffnete sich die Tür des Zimmers, zwei mit Gewehren bewaffnete Männer, vom Regen triefend, traten herein und fragten in einem Tone, nicht eben wie man von Wanderern oder Gästen gewohnt ist, nach dem Herrn des Hauses.

Der Baron, der wohl alsobald merkte, daß es auf ihn abgesehen war, antwortete schnell besonnen: „Sogleich will ich ihn rufen!" eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab und entsprang aus dem Hause.

Ich glaube des fernern Schicksals meiner zwei Gefährten nach einer spätern Erzählung aus ihrem glaubwürdigen Munde hier erwähnen zu dürfen. Einer der Räuber — denn daß wir in solche Hände gefallen, war nun außer Zweifel — folgte dem Baron bis vor das Haus und schlug dann auf ihn an, aber, wie es sich fügen kann, in dem nämlichen, für meinen Gastfreund so verhängnisvollen Augenblick glitschte der Räuber auf



dem nassen Boden aus und stürzte nieder. Er mochte ziemlich unsanft gefallen sein, denn er blieb eine Zeitlang auf dem Boden liegen, so daß der Baron Zeit gewann, zu entrinnen und das Städtchen zu erreichen.

Der Mainzer Maler, der die Gelegenheit wahrgenommen hatte, mit dem Baron durch die Tür zu entschlüpfen und ihm die Treppe hinab zu folgen, wurde in der Hausflur von dem nacheilenden Räuber zurückgeschleudert. Er sah, wie dieser auf den Baron das Gewehr anschlug, stieß einen Schrei aus und entwich alsdann, während jener am Boden lag und dieser sich rettete, in die Küche, wo eben des Barons Koch am Herde beschäftigt war. „Es sind Räuber im Hause!" rief er ihm zu, „wie können wir fort?"

Der Koch, ohne in seinem Tun sich stören zu lassen, antwortete leise: „Ich weiß es, aber ich gehe nicht fort, ich bleibe hier."

Während dies unten vorging, blieb ich im Zimmer oben mit einem Räuber allein. Ich schritt einige Male auf und nieder, all mein Sinnen auf ein Mittel des Entkommens gerichtet; ich hörte den Angstschrei des Malers Ramboux, wußte ihn aber nicht zu deuten. Als ich eben bei der Tür war, faßte ich blitzschnell den Drücker, um sie zur Flucht zu öffnen. Der Räuber aber, dessen Falkenauge mir immer gefolgt war, setzte mir im nämlichen Moment das Gewehr auf die Brust. Ich schlug es mit der Hand in die Höhe, jener zog seinen Dolch, fuhr damit gegen meinen Hals und sagte: „Warum willst du fliehen?"

„Ich will nicht fliehen", war meine Antwort, „ich will nur hinuntergehen."

Während der Räuber, der durch mein Emporschlagen seiner Flinte die Haltung etwas verloren hatte, sich wieder zurecht richten wollte, gelang es mir, aus dem Zimmer zu kommen und die Treppe hinab zu eilen, wo ich mich schon gerettet



glaubte, als unten ein dritter Geselle mir mit vorgehaltenem Gewehr „halt!“ zurief; ich mußte mich daher diesem und dem von oben nachfolgenden gefangen geben.

Ramboux war indessen durch eine Hinterpforte glücklich entkommen, durch verschiedene Gärten gesprungen und zu einem einzeln stehenden Hause geraten, wo er unter dem Vorwande, sich vor dem starken Regen zu schützen, bei einigen Weibern eintrat. Sie wußten schon von dem Vorgange in des Barons Wohnung und erzählten es dem Fremdling als eine Neuigkeit. Nach einem kurzen Verweilen suchte er Olevano zu gewinnen.

Die Räuber, welche inzwischen Rumohr's Haus durchsucht, aber den Besitzer, auf welchen sie Jagd gemacht, nicht gefunden hatten, sondern sich vielmehr überzeugten, daß eben der Entsprungene der Baron selbst gewesen sei, ergriffen einen jungen Menschen, der aus unzeitiger Neugierde dem Vorgang mit zusah und nun seinen Vorwitz zu büßen bekam. Es war der Sohn des Wirtes von Olevano.

Sie befestigten sowohl ihm als mir einen Strick an die eine Hand und so trieben sie uns fort. Der Regen ergoß sich fortwährend; ich war ohne Hut, denn die Räuber erlaubten mir nicht, ins Haus zurückzukehren, um solchen zu holen. Der eine derselben, der mir ihr Anführer zu sein schien, nahm mir auch meine Taschenuhr ab.

Im Städtchen Olevano wurde mittlerweile durch die dahin Geflüchteten Lärm gemacht, man zog die Sturmglocke und Bewohner versammelten sich zu Haufen. Als die Räuber stürmen hörten, trieben sie uns mit Kolbenstößen zum Laufen an. Wir mußten die gebundene Hand immer auf dem Rücken gewendet halten; versuchte ich es, sie hervorzuziehen, so wurde solche von dem Räuber, der den Strick hielt, sogleich mit Heftigkeit wieder zurückgeschnellt. So war uns denn die Vergleichung mit Schlachtopfern recht handgreiflich gegeben und nahe genug gelegt, wessen wir uns von diesen Unmenschen zu versehen hätten.



Sie hatten einen Bauer aus der Gegend bei sich, welcher als Führer voranlief, er wandte sich auf ihren öftern Zuruf „gegen den Wald!" querfeldein, um ihn (den Wald) desto eher zu erreichen. Einem Ziegenhirt, der wahrscheinlich schon mit ihnen einverstanden im stärksten Regen langsam den Weg her uns entgegenkam, luden sie, ohne daß er betroffen schien oder eine Silbe entgegnete, ihre triefenden Mäntel auf, um desto schneller laufen zu können. Wir gelangten an einen sonst unbedeutenden, aber jetzt stark angeschwollenen Bach. Hier machten wir Halt, um ein Paar ihrer Spießgesellen zu erwarten. Zwischen dem Anführer und mir eröffnete sich nun folgendes Gespräch:

Er: Du mußt mir nun für den Baron haften; ich will dich dran kriegen, du mußt Geld schaffen oder du sollst sehen, wie wir mit dir umspringen.

Ich (ihm zur Beschwichtigung mein Geld reichend, welches in 50 Scudi in Gold bestund): Hier ist alles, was ich habe und nun laßt mich gehen. Ich bin ein armer Maler, habe weder Eltern noch Geschwister mehr und nähre mich mühsam von meiner Kunst.

Er (das Geld in der Hand wiegend): Nun, es ist doch wenigstens Gold; du sagst, du seiest arm und trägst doch so viel Gold bei dir, hattest auch eine Uhr —, wie kommst du dazu?

Ich: Dieses Geld habe ich mir den Winter über durch Malen verdient und zusammengespart, um eine Reise nach Neapel zu machen, die ich wirklich im Begriff war, anzutreten. Die Uhr habe ich zum Andenken von meinem Vater bekommen.

Er (die Uhr einem seiner Konsorten hinschleudernd): Siehe, so geht es. Niemand kann wissen, wem er schenkt, noch wo die Sachen hinkommen. Wenn du doch so arm sein willst, wie bist du denn nach Italien gekommen?

Ich: Ich kam mit der Armee herein, wo ich unter der Artillerie diente. Später stund ich unter der Schweizer-Garde



auf dem Monte Cavallo; hier gefiel es mir aber nicht, ich kehrte wieder zu meiner Kunst zurück und suche mich nun mit ihr, so gut es gehen will, durchzubringen.

Der Anführer war befriedigt und ließ sich nun von mir manches von fremden Ländern und von meinen Feldzügen erzählen. Es schien ihn und die Übrigen sehr zu interessieren, ja sie horchten mit sichtbarer Teilnahme der Erwähnung von mancherlei Kriegsszenen zu, als fühlten sie durch die Ähnlichkeit der Ereignisse ihr schlechtes Handwerk einigermaßen zu Ehren gebracht.

Sie erhoben sich nun wieder und wir mochten etwa fünf italienische Meilen zurückgelegt haben, als unter einem Felsenvorsprung, Mora rossa genannt, wieder Halt gemacht und mir bedeutet wurde, daß ich nun wegen des Lösegeldes schreiben müßte. Ich hatte eine kleine Brieftasche bei mir; einer der Räuber schnitt mit seinem Dolch ein Paar weiße Blätter heraus, ein zweiter schüttete in den Deckel seines Pulverhorns etwas Schießpulver, ließ von seinem durchnäßten Hute etliche Tropfen Wasser darauf laufen und bereitete eine „Not- und Hilfstinte", während ich einen Holzsplitter zuspitzte, der mir als Feder dienen sollte. Zwei von den Räubern hielten nun ein Sacktuch über mich ausgespannt, um den Regen abzuhalten, ein dritter setzte mir den Dolch gegen den Nacken und nun fingen sie an, mir einen Brief an den Baron zu diktieren, welchen ich anfangs in deutscher Sprache zu schreiben gesonnen war, auf das von ihnen erhobene Schimpfen und Drohen hin aber in ihrer Sprache niederschrieb. Es lautete ungefähr also:

Liebster Herr Baron!

Ich bin in Gefahr mein Leben zu verlieren. Senden Sie mir unverzüglich 2000 Scudi, tun Sie mir den Gefallen und retten Sie mich! Salathe.

So kurz dieses Schreiben war, so habe ich es doch unter mehr Seelenqualen aufgesetzt als irgend eines in meinem Leben.



Man denke sich nur das peinliche meiner Situation. Mancher läßt sich ja schon nicht gern auf die Finger sehen, wenn er schreibt, aber wie war ich daran? Umgeben von Banditen, sah ich hier in ein drohendes Angesicht, dort gegen einen gezückten Dolch, jetzt schrie mir einer in das Ohr: „Schreib das und das auch noch!" Dann stieß ein anderer Schimpfworte aus, daß ich seinen Willen nicht getan.

Kaum war dies überstanden, so mußte ich einen zweiten Brief ähnlichen Inhaltes mit einer Forderung von 10000 Scudi Lösegeld an den Vater des mitgefangenen jungen Menschen, den Wirt Baldi, nach Olevano schreiben. Beide Briefe wurden dem Bauer, dessen sie sich als Wegweiser bedient, zur Bestellung eingehändigt.

Jetzt machten sich die Räuber wieder auf und zogen noch etwa fünf italienische Meilen immer bergaufwärts weiter. Der Marsch während des noch immer anhaltenden Regens, dann die Angst, der ich mich doch nicht entschlagen konnte, erschöpften meine Kräfte. Ganz ermattet sank ich auf das Gras hin und erklärte, daß ich erliegen müßte, wenn sie mir keine Rast gönnten. Die Räuber hielten nun einige Minuten still, dann ging es aber wieder mit der vorigen Hast den steilen Weg hinan, den ich in der Art erklimmte, daß ich mich am Grase Schritt vor Schritt hinaufzog. Endlich war mit der größten Anstrengung die Spitze des Berges erstiegen und uns Ruhe gestattet. Wir lagerten uns unter einer Buche und konnten von da auf die ganze Niederung, auf das Städtchen Olevano mit seiner Umgegend niederschauen. Die Räuber benutzten diesen Standpunkt, um auszuspähen, ob nicht irgendwo etwas ihnen drohendes sich auftue oder bewege. Nachdem sie sich eine ziemliche Weile umgesehen, brachen sie wieder auf, um noch eine Strecke bergeinwärts zu gehen. Eine kleine, muldenförmige Einsenkung war der Ort, den sie sich zum Nachtlager ausersahen. Das erste war, daß die einen Feuer anmachten, die andern von einer nicht



ferne allda weidenden Herde ein Kalb holten, abstachen und abzogen, um es zu braten. Damit wurde es aber kurzweg so gehalten: man legte die Fleischstücke ins Feuer und wenn sie auf der einen Seite gar schienen, so wendete man sie um. Nach einigen Stunden kam ein Schäfer, welcher etwas Wein und einige Pagnoletten (kleine Brote) brachte. Die Räuber schienen überall ihre Bekannten und Vertrauten zu haben; es ist ja überhaupt in der Welt, wo Spitzbuben ihr Wesen treiben, aber besonders hier in Italien der Fall, daß sie da, wo sie heimisch werden, eine Anzahl von halben Spitzbuben an sich ziehen, durch welche sie mit der civilisierten Welt in Rapport bleiben. Es sind dies die Hehler, Spione, Zuträger, Vertrödler rc. — Nun ging es ans Essen und ich muß der Wahrheit zur Steuer anführen, daß ich meinen rechten Teil und zwar immer zuerst bekam.

Der Räuberhauptmann bemerkte während des Essens beim Schäfer ein Gebetbuch Santa Croce betitelt, er ließ es sich geben und sagte zu mir: „Du kannst lesen, bet' uns einmal daraus vor!“

Ich tat seinen Willen und las ein Gebet. Die Gauner nahmen ihre Hüte ab und bezeugten — besonders der Hauptmann — viel Andacht; er seufzte häufig und küßte einmal über das andere das Kruzifix, das er vorn an der Brust hangen hatte. Wunderliche Zweiheit in solch rohen Gemütern! Man sieht, daß der Mensch auch im Schlamme noch nach dem Heiligen sein Auge richtet. Unter sich selbst ehrlich, ja oft streng geordnet, möchten sie es auch mit dem Höchsten nicht verderben, nur was dazwischen liegt — die Mitwelt — wird mißbraucht. Sie wären die bravsten Leute, wenn sie keine Spitzbuben sein m ü ß t e n. Aber besonders in diesem Lande haben gewiß Erziehung, Sitte, Verfassung und der unbürgerliche Geist, der über dem sonst so herrlichen Lande schwebt, nicht wenig hiervon zu verantworten.

Der Hauptmann war so erbaut durch mein Vorlesen, daß

er sofort fünf solcher Gebetbücher von den Einwohnern von Olevano gewaltsam requierieren ließ.

Er saß die meiste Zeit in sich gekehrt, finster da, seufzte zuweilen tief, während die Übrigen sich lustig und munter geberdeten, und sprach wenig. Es war aber sichtbar, daß er ihnen imponierte; dabei erschien er mir als der wachsamste und tätigste unter ihnen, der auch namentlich die Hut wie jeder Andere verrichtete, wenn ihn die Reihe traf.

Es mochte nachts neun Uhr sein, als zwei Bauern aus Olevano auf einem Pferde Schinken, Brot und Käse nebst einem Fäßchen Wein brachten. Nun gings an ein Zechen. Das Kalb wurde vollends gebraten, diesmal jedoch mit mehr Geschick. Sie steckten nämlich die Stücke an die eisernen Ladstöcke und drehten sie über dem Feuer herum. Auch ich wurde als Bratenwender angestellt, dagegen aber auch mit Auszeichnung bewirtet, indem mir immer der erste Trunk und der beste Bissen dargereicht wurde.

Die Bauern mußten die Nacht über da bleiben. Es ward auf dieser Höhe nach dem anhaltenden Regen ziemlich kalt. Auf dem nassen Boden um ein Feuer gelagert, das uns nur teilweise erwärmte, fühlten wir alle Frost, die Räuber suchten sich mit Springen und Tanzen zu erwärmen, auch mich ergriffen sie bei den Händen und sagten: „Es macht frisch, Federigo, komm, laßt uns tanzen, daß uns warm wird!“ Ich Armer mußte nun tanzen, so wenig ich im Grunde dazu gestimmt war.

Indessen war es nicht mehr weit von Mitternacht. Die Wache war ausgestellt, die übrigen hatten sich wieder um das Feuer gelagert, um zu schlafen. Ich mußte meine Schuhe ausziehen; als bei einem sich die Schleife nicht gleich aufknüpfen ließ, fuhr einer der Räuber rasch mit dem Dolche hindurch und trennte den Riemen. Ich mußte mich nun legen, versuchte auch, so den Schlaf zu finden, aber vergebens, — ich richtete mich nach einiger Zeit wieder auf und schlief, von Strapazzen und



Gemütsbewegungen erschöpft, in sitzender Stellung ein. Wer sollte glauben, daß mich bald ein angenehmer Traum erquickte? Und doch geschah es. Als wollte das Geschick die krampfhafte Spannung meines Gemüts auf einige Zeit lösen und meinem leidenden Organismus durch eine Täuschung Linderung zuführen, trug mich der Traum in eine vergangene Zeit, in mein väterliches Haus zurück; ich war bei meinen lieben Eltern und Geschwistern und saß heiter und sorglos in ihrer Mitte. Aber nicht lange, so fuhr ich durchschauert von der feuchten Kälte wieder zusammen, die Angst fiel lastend auf mein Herz zurück, ich sah mich umgeben von Räubern, in deren frevelhaften Händen mein ganzes Schicksal lag.

Ein junger Geselle von etwa zwanzig Jahren, ein schöner, kräftiger Bursche, lag neben mir; er suchte mich zu ermuntern; „fürchte dich nicht, Federigo", sagte er mir, „wir tun dir nichts zu leide, wir lassen dich wieder fort." Dann mußte ich ihm von meinem Vaterland, vom Krieg und von der Artillerie erzählen. Auf einmal unterbrach er mich mit der Frage: „Hör, Federigo, hast du wirklich kein Geld mehr?" „Gewiß", erwiederte ich, „ich habe nichts mehr als diese zwei Scudi und etwas kleine Münze, wenn du diese willst, so kannst du sie haben."

„Nein, ich will sie nicht", sagte er, „behalte sie, du kannst damit nach Rom zehren."

So ging eine böse Nacht langsam vorüber. Der Morgen brach heran, die Räuber ermunterten sich und schickten die Bauern von Olevano wieder fort, um schnell Geld zu holen. In der Zwischenzeit erzählten sie Manches von ihren Räubergeschichten und belustigten sich, den jungen Olevanesen zu quälen, welchen die Angst beinahe tötete. Auch an mir übte der Hauptmann seine Tücke aus, indem er sein blankes langes Messer herauszog und sich mit den Worten an mich wandte: „Sonderbar, daß die Rostflecken von Menschenblut nie ausgehen; du



bist Soldat gewesen, wie macht Ihrs doch, daß Ihr Euer Zeug immer so blank erhaltet?"

Ich sagte ihm: „Wir putzen unsre Waffen gewöhnlich mit Ziegelmehl und Essig."

„Ich will mir's merken", erwiederte er, wog das Messer ganz behaglich in der Hand und fuhr dann, indem er mir damit gegen den Unterleib manövrierte, als wenn er einen Stoß machen wollte, mit Banditenlust fort: „Ha, wie es gut in der Hand liegt, dies Messer fehlt nicht, hat noch nie gefehlt, damit hab ich schon manchen still und blaß gemacht."

Am besten tat ich wohl, um sein teuflisches Gelüste nicht zu reizen, daß ich meine Fassung zu behalten suchte; ich fragte so gelassen als möglich: „Ihr macht also den Stoß von unten herauf? Warum stoßt Ihr nicht von oben herab in die Brust?"

Der Hauptmann erwiederte: „Das ist nicht so sicher; oben sind Knochen, da kann der Stoß abgleiten oder das Messer abspringen; aber von unten fehlt es nie, da muß die Spitze unaufhaltsam in's Herz dringen."

Durch dergleichen theoretische Unterhaltungen suchte ich ihn von praktischen Versuchen an mir abzubringen. Er spielte noch lange mit seinem Mordstahl, betrachtete ihn mit Behaglichkeit, wie man sonst wohl ein zweckmäßiges, hilfreiches Instrument betrachtet, faßte ihn dann an der Spitze, warf ihn in die Höhe, daß er in der Luft umschlug und fing ihn mit großem Geschick am Heft wieder auf. Er gefiel sich dabei und forderte, ich sollt es ihm nachmachen. Ich lehnte es ab, produzierte aber dagegen ein anderes Kunststück, wo auf die eine Seite der Messerklinge ein kleines Papierchen geklebt wird und dann durch flinkes Wenden des Heftes aus Täuschung bald auf beiden Seiten eines zu kleben scheint, bald auf keiner.

Den Gesellen gefiel diese Spielerei. Sie begriffen anfangs nicht, wie es damit zugehe. Dem Hauptmann verriet ich das Geheimnis, er machte es nach und hatte seine Freude daran.



So kam es nach und nach zu einiger Vertraulichkeit unter uns. Besonders schloß sich der schon erwähnte junge Räuber an mich an, sprach mir tröstliche Worte zu und versicherte mir, nur der Wirtssohn werde die Zeche bezahlen müssen 2c. 2c. Auch der sonst finstere Räuberhauptmann ließ sich einmal heraus: „Federigo, du bist mir wirklich ins Herz gewachsen!"

Auf solchen Sonnenschein verfinsterte es sich aber bald um so stärker.

Als nämlich die Kunde kam, daß sich von unten her Soldaten blicken ließen, wurden wir beide Gefangene mit Stricken gebunden, auf den Boden gelegt und bedroht: „Euer Leben haftet uns für das unsrige! Wenn uns die Soldaten angreifen, so seid Ihr verloren, wir bringen Euch um!"

Und wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht, wie ich nachher erfahren, die Einwohner den Kommandanten gebeten, seine Mannschaft zurückzuziehen, indem der Entführten Leben auf dem Spiel stehe. Die Räuber wußten durch ihre Spione jede Bewegung der Soldaten und banden uns sogleich wieder los, als sie Kunde erhielten, daß jene zurückgingen.

Gegen elf Uhr vormittags kamen die Bauern zum zweiten Male und brachten 200 Scudi an Geld nebst einigen Uhren und silbernen Löffeln als Lösegeld für den Sohn des Wirtes.

Der Hauptmann ließ sich am Boden sitzend das Geld und die Silberwaren in den Schoß geben, zählte jenes und warf das übrige Silber verächtlich mit den Worten auf die Seite: „Diesen Kram kann ich nicht brauchen, Geld muß ich haben." Die Geringfügigkeit des Lösegeldes brachte ihn in Zorn, unter Fluchen und Toben rief er aus: „Was denken die Olevaneser! Für was halten sie mich? Noch nirgends ist mir so etwas widerfahren, nie bin ich so schlecht, so gewissenlos behandelt worden. Aber wartet nur, ich wills Euch zeigen!"

Er wollte nichts davon hören, daß der Vater des jungen Menschen nichts weiter habe, ja daß im ganzen Städtchen nur

so viel aufzutreiben gewesen sei; „wenn Ihr nicht mehr Geld bringt“, fuhr er fort, „so werd ich Euch den Kopf dieses Burschen schicken.“

Die Gesellen des Hauptmannes, um zu zeigen, daß sie gleichen Sinnes mit ihrem Anführer seien und um seinen Drohungen Kraft zu geben, kitzelten in Gegenwart der Bauern den jungen Menschen mit ihren Dolchen und machten Miene, ihm die Ohren abzuschneiden. Dieses grausame Vorspiel erregte ihm Konvulsionen und er fiel in Ohnmacht.

Da das Lösegeld, welches die Bauern gebracht, um des jungen Baldi willen gegeben, von mir aber gar nicht die Rede gewesen war und der Baron auf den an ihn gerichteten Brief nichts hatte verlauten lassen, so forderten die Räuber, ich sollte einen zweiten, dringenderen Brief schreiben und darin dem Baron meinen gewissen Tod vorstellen, wenn er kein Geld für mich schicke.

Ich weigerte mich, dies zu tun: „Wozu sollt es nützen?“ sagte ich, „Ihr seht, daß sich um meine Rettung niemand kümmert; Ihr wißt jetzt, daß ich ein armer Maler bin, der bloß von seinem Verdienste lebt. Aus mir könnt Ihr nichts herauspressen und der Baron bezahlt auch nichts für mich. Er hat sich wahrscheinlich nach Rom geflüchtet und bekümmert sich wenig darum, wie mirs geht. Darum laßt mich gehen, oder wenn Ihr mich umbringen wollt, so bringt mich gleich um! Es kann Euch nichts nützen, mich länger zu behalten.“

Die Räuber ließen mich in Ruhe und die Bauern gingen fort, um noch mehr Geld aufzutreiben. Jetzt bekamen die Räuber Lust, Proben meiner Kunst zu sehen, sie verlangten, von mir gezeichnet zu werden. Ich nahm ein Stückchen Kohle vom Boden, spitzte es zu und fing an, auf einige Blättchen Papier, das ich noch bei mir hatte, die Umrisse derselben, so gut sichs tun ließ, zu zeichnen. Mit einigen der Skizzen waren die Räuber zufrieden und steckten sie zu sich, eine der Zeich-



nungen aber gaben sie mit der Ausstellung zurück, sie sei schief und verzerrt, wie auch wirklich nicht zu leugnen war.

Ich will hier das Aussehen des Hauptmanns mit wenig Worten beschreiben: Er trug einen runden spitzigen Hut mit hohem Knaufe, geschmückt mit roten Bändern und bunten Blumen. Er hatte einen starken schwarzen Schnurrbart, gewaltigen Backenbart und neben den Ohren zwei schwarze Locken, den übrigen Kopf geschoren; schwere Ohrringe von Gold, nackten Hals und Brust, letztere stark behaart; um den Hals Korallenschnüre und eine von Perlen, woran ein Kruzifix hing von schwarzem Ebenholz mit einem Christus von Gold; die Weste und die kurze Jacke, die kurzen Beinkleider von grünem Sammt, erstere mit silbernen Knöpfen in drei Reihen besetzt; im ledernen Gurt steckten ringsum die Patronen, vorne der Dolch, das Heft von schwarzem Horn mit Silber eingelegt; am Gurt bemerkte ich an der messingenen Schließe das Wappen des Papstes. Ob wohl in der Räuberseele nie eine Reflexion über diese sonderbare Auszeichnung entstanden sein mag? Frivolität ist gewiß das letzte, an was man hiebei denken darf, die Devotion vor dem heiligen Vater besteht in dieser Klasse von Menschen neben dem Verbrechen. So zierten auch seine Brust eine Anzahl Amulette und Heiligenbilder, ja, es ist nicht undenkbar, daß er unter Anrufung derselben sein schreckliches Tagwerk beginnt. — Über der Schulter hing die Kugelbüchse und ein lederner Riemen mit grüner Seide gestickt, in welchem ein silberner Löffel und eine Gabel steckten. Statt der Schuhe trug er Sandalen mit Schnüren befestigt, welche sich bis an's Knie hinauf wanden.

Der Hauptmann, den die Andern Nicola nannten, ist ein Mann von etwa 35 Jahren. Ein Gefährte, „Franmassone“ genannt, mochte von demselben Alter sein. Die drei übrigen schätzte ich auf 20, 24 und 30 Jahre.

Die Bande sprach mir zu, mit ihnen zu kommen und bei ihnen zu bleiben; ich sollte, meinten sie, ein gutes Leben haben,



sie besäßen auch schöne Gemälde, die sie reisenden Engländern auf der Straße abgenommen. Einmal, erzählten sie, hätten sie einen Engländer mit einer bildschönen Dame auf der Straße aufgehoben und mit sich fortgeführt. Von Baumästen hätten sie ihr eine Bank und einen Tisch gemacht und überhaupt alles Mögliche getan sie zu erheitern, denn die Frau sei gar zu schön und artig gewesen; aber sie habe doch nie lustig werden wollen. „Wir gehen nur auf die Straße“, fuhren sie fort, „wenn wir kein besseres Geschäft zu machen wissen, es gibt nur wenig aus, 300—400 Scudi, Ringe, Dosen, Uhren und dergleichen. Das ist alles, was wir dort erwerben.“ Der Räuberhauptmann erkundigte sich nach Mailand, es solle daselbst reiche Leute haben, ob es auch viel Berge dort gebe, ich solle ihnen, weil ich von da gekommen, den Weg zeigen . . . .

Ich wandte ein, dies sei schwieriger als sie glaubten; ohne Pässe von ihrer Obrigkeit wäre nicht durch so verschiedener Herren Länder zu kommen, auch sei für sie dort nichts zu machen, die Berge reichten nur bis Bologna, dann komme eine unabsehbare Ebene, welche für ihr Geschäft nichts tauge.

Sie gaben ihren Plan auf, indem sie bemerkten, Pässe würden sie von ihrer Obrigkeit schwer erhalten, weil sie zu Hause nicht zum besten angeschrieben seien . . . . . . Was ich weiter aus ihrer Unterhaltung erfuhr, war, daß ihre Bande 50 Mann stark ist, welche sich alle drei Monate versammeln, um sich gemeinsam zu erlustigen; die Hauptzusammenkunft sei aber am Neujahrstage, da gehe es hoch her, es fänden sich auch Weiber und Mädchen ein, es werde getanzt und gezecht und dies Leben daure acht Tage. — Sie hatten auch vor mir kein Hehl damit, einmal einen Kardinal aufzuheben und ihn so lange festzuhalten, bis ihnen der heilige Vater Pardon und seinen Segen erteilt habe.

Gegen fünf Uhr abends kamen die Bauern zum dritten Mal und brachten 129 Scudi in Gold als Lösegeld für den



jungen Baldi. Die Räuber, noch nicht befriedigt, drohten wiederholt, ihn umzubringen, wenn nicht mehr Geld geschafft würde. Die Bauern jammerten und flehten und beteuerten, nicht mehr auftreiben zu können; der junge Mensch fiel den Räubern zu Füßen und bat unter Tränen, ihn frei zu lassen. Alles umsonst. Die Bauern wurden mit der Drohung fortgeschickt, daß wenn sie nicht mehr Geld brächten, dem alten Baldi der Kopf seines Sohnes zugeschickt werde.

In betreff meiner schienen sie sich nun überzeugt zu haben, daß sich wirklich niemand um mich bekümmere und ich also ein ganz unnützes Faustpfand für sie sei. Auf einmal wandte sich Nicola zu mir und ich vernahm aus seinem Munde die Worte, die mir wie himmlische Musik klangen: „Geh, geh, zieh fort in Frieden!" Ein andrer setzte lächelnd hinzu: „Verzeih', Federigo, wir haben uns geirrt." (Wegen eines erwarteten Lösegeldes meinte er wahrscheinlich.) „Wir werden uns vielleicht zu einer andern Zeit wieder sehen."

„Ich hoffe nicht, Euch noch einmal zur Last zu fallen", versetzte ich lachend, die Räuber lachten mit, reichten mir die Hand und so trennte ich mich in einer Art Freundschaft von ihnen.

Ich war schon eine ziemliche Strecke am Berg hinunter, da rief es von oben: „Federigo, Federigo, komm noch einmal zurück!"

Ich stutzte, kehrte aber dennoch um und fragte, was sie wollten. „Mein Sacktuch gib mir zurück", erwiderte einer von ihnen. Er hatte mir während des Regens sein nasses Schnupftuch gegen mein trockenes gegeben, um dieses um sein Flintenschloß zu wickeln. Der Räuber reichte mir nochmals die Hand, umarmte mich und sagte: „Gib mir auch einen Kuß, Federigo!" Ich tat es und so schieden wir.

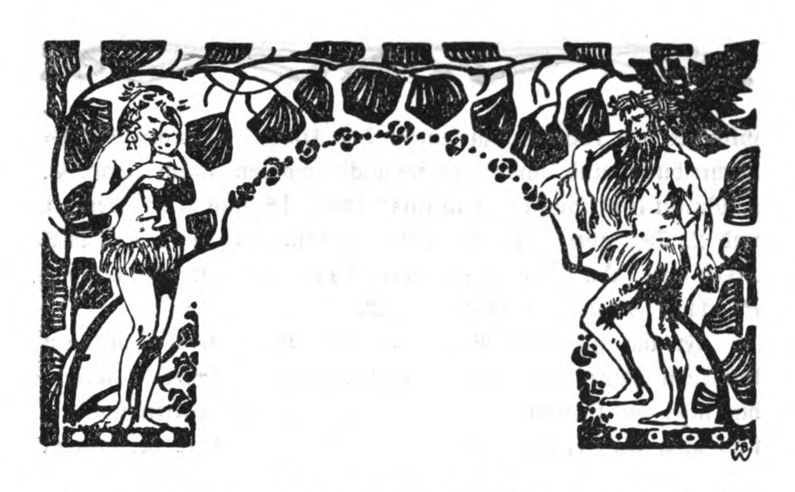
Ich kehrte nach Olevano und von da nach Rom zurück. Unvermutet traf ich auf einige meiner Freunde, welche kaum



ihren Augen trauten, als sie mich des Weges daher kommen sahen. Sie hatten zur Sicherheit Gendarmen mit sich genommen und waren im Begriff, den Räubern eine Summe Lösegeldes, welches durch die patriotische Sorge des braven schweizerischen Konsuls Herrn Schnell zusammengebracht worden, einzuhändigen. Höchlich erfreut über die glückliche Wendung dieser fatalen Geschichte kehrten sie mit mir im Jubel nach Rom zurück, wo dann meine Befreiung von den deutschen Künstlern, die so herzlichen Anteil an meinem Geschick genommen, am Feste Johannis bei Antonio vor der Porta Salaria nach deutscher Sitte bei Gesang und Becherklang gefeiert wurde.

Die päpstliche Regierung hatte vorher schon sich unter der Hand anheischig gemacht, das allenfallsige Lösegeld für meine Befreiung zu vergüten, auch mir die von den Räubern abgenommene Barschaft ersetzen zu lassen. Durch die kräftige Verwendung meines braven Konsuls erhielt ich auch wirklich die verlorenen 50 Scudi bar vergütet. Als Fremdling mußte ich dies dankbar anerkennen, übrigens aber die rechtliche Gesinnung der Regierung würdigen, die gar wohl die Verpflichtung fühlt, dergleichen Gewalttaten, wie mir angetan worden, durch kräftige Maßregeln vorzubeugen. Sollte nicht jeder Staat den Schaden, der durch solche Sicherheits- und Eigentumsverletzung geschieht, billig ersetzen, weil der Anspruch an seinen Schutz allgemein ist?





Ein Waadtländer Studiosus zu Basel im 17. Jahrhundert.

Mitgeteilt von Fritz Baur.

Unter dem Titel Un Etudiant Vaudois à Bâle au XVII. siècle hielt im verflossenen Frühjahr Hr. G. Nicod in Granges (Waadt) vor der waadtländischen Historischen Gesellschaft einen Vortrag, der in Basel auf besonderes Interesse rechnen darf. Die Arbeit ist in der Nummer 6 (Juni) des heurigen Jahrganges der Revue Historique Vaudoise im Druck erschienen. Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers bringen wir ihren Inhalt hier zur Kenntnis der Leser des Basler Jahrbuchs.

Die Familie Jordan in Granges besitzt die Urhandschrift der Selbstbiographie und des Tagebuchs von Pfr. François Jordan. Dieser war geboren 1595 in Granges, studierte erst in Basel 1613—1625, schloß seine Lehrzeit in Lausanne ab und wirkte als Pfarrer in Lucens (1629—1630), in Villarzel (1630—1639), in Montpreveyres (1639—1652), endlich in



Granges von 1652 bis zu seinem Tod 1663. Teile der Lebensbeschreibung sind schon veröffentlicht worden durch Prof. E. v. Muralt (im „Semeur vaudois" 1881, 18. und 25. November und 2. Dezember) und bei Rouge in Lausanne unter dem Titel Journal du Pasteur Jordan ou le Thomas Platter Vaudois (1595—1622).

Freilich hält das Buch nicht den Vergleich aus mit den kaum ein Jahrhundert älteren Aufzeichnungen Platters. Jordan hat nicht die kräftige Originalität des Walliser Hirtenbübleins, und auch was er zu erzählen hat, fesselt den Leser bei weitem nicht wie die wechselreichen Schicksale des fahrenden Scholaren und des hebräisch lernenden Seilergesellen. Aber auch unter den rein persönlichen Schicksalen und unter der trockenen Aufzählung seiner Amtshandlungen hat Jordan in seinem Tagebuch manche merkwürdige Tatsachen aufgezeichnet, die dazu dienen, Menschen und Dinge der Vergangenheit uns näher zu rücken und verständlich zu machen. Es soll hier mitgeteilt werden, was François Jordan über seine Lehrjahre in Basel berichtet. Wir lassen so viel als möglich das Wort ihm selbst.

„Im Jahr 1595", so schreibt er, „ließ mich Gott, mein Schöpfer und Erlöser geboren werden in Granges von den christgläubigen Eltern Michel, Sohn des Anthoine Jacques Jordan aus Coulayes und Anna Movilloud aus Granges. Im Jahre 1600 begann ich in Granges die ABC-Schule unter der Zucht des Meisters Jehan Quidort aus Chevrou, und damit fuhr ich zwei oder drei Jahre lang fort, wie die Umstände und die Zeit es gestatteten. Hauptsächlich Fieber und andere Krankheiten hinderten stark die Zunahme meiner Kenntnisse und meine körperliche Entwicklung und dazu kam noch die recht schmale und knappe Kost. Immerhin lernte ich ordentlich lesen und schreiben. Nachdem aber Quidort die Schule verlassen hatte, um das Schneiderhandwerk zu ergreifen, ließ auch ich die Bücher im Stich, und wandte mich entschieden der



Handarbeit zu, um meinen Unterhalt zu verdienen. Ich verschmähte sogar nicht, die Schafe des Dorfes zu hüten.

Im Jahr 1607 trat ein Lehrer, der dem Namen wie der Abstammung nach ein Franzmann war, an Quidorts Stelle. Der weckte mir wieder den Geschmack an Büchern. Er überredete mich, in Gesellschaft seines Schwagers anderwärts bessere Gelegenheit zur Fortsetzung meiner Studien zu suchen, wie ich mirs übrigens für mich allein auch schon längst vorgenommen hatte. Im folgenden Jahre traten wir mit Empfehlungen des damaligen Pfarrers von Granges, Chambert, die Reise an nach Basel, oder wohin sonst es Gott gefallen sollte, uns zu führen."

Da der Lehrer Franzmann nach Bully übersiedelte, begleitete ihn Jordan bis Bellerive, hoch tronend auf dem Wagen mit dem Hausgerät. Dann aber gab's schweres Herzeleid.

„Mein Vater kam mich zu holen und befahl mir, ungeachtet meiner Tränen und Bitten, wieder nach Hause zurückzukehren, bis sich eine bessere Reisegelegenheit böte, ich auch etwas stärker und leistungsfähiger wäre . . . So ging ich denn mit meinem Vater weiter unsern kleinen Geschäften nach, die uns unser bescheiden Brot gewährten. Bald gingen wir auf den Fischfang, bald hütete ich wie früher das Vieh der Bauern . . ." Vier Jahre gingen ins Land; Jordan verlernte, was er gewußt hatte, sein Wissenstrieb aber verlor sich nicht.

„Ich wäre früher weggereist, wenn nicht in Basel in den Jahren 1609 und 1610 die Pest regiert hätte (4000 Tote), denn immer hatte ich eine bestimmte Anmutung und Liebe, sozusagen eine Neigung zur deutschen Sprache gehabt, und zwar seit meiner Jugend, und mit den Jahren nahm diese Neigung zu. Im Jahr 1612 kam wiederum ein Schulmeister nach Granges. Der hieß Mauritius Solomolardus, war aus dem Wallis. Unter ihm erlernte ich in einem Winter wieder, was ich zuvor vergessen hatte, immer mit dem festen Entschluß, meine Reise anzutreten. Darin bestärkte mich noch der genannte Schulmeister



gar sehr. Denn er hatte selbsten seiner Zeit in bemeldter Stadt Basel studiert. Er sagte, hier habe er viel Gutes erfahren und lobte höchlich die Mildtätigkeit und die Frömmigkeit dieser Stadt."

Aber im Jahr 1612 als Jordan auf dem Punkt war, abzureisen, da befiel ihn ein Hüftweh, „an dem ich viel litt und duldete;" weil er nun keine Besserung verspürte, so versuchte er ein Mittel, „das scheinbar das gerade Gegenteil war, . . . aber tatsächlich die beste und wahre Hilfe, nämlich stramm und ohne Aufhören darauf los zu gehen." So verwirklicht sich sein heißester Wunsch, und am Donnerstag, 17. Juni 1613, nachdem er von den Seinigen, „freundschaftlichen Urlaub" genommen hat, tritt er mit seinem Kameraden Jacques Mivillaz, der auch nach Basel reist, die Wanderung an. Sein einziges Gepäck ist „ein kleiner Zwerchsack auf dem Rücken mit einigen Hemden darin, 15 oder 20 Gulden im Busen und ein Stecken in der Hand."

Der erste Tagmarsch führte die Reisegenossen bis Murten. Da übernachteten sie. Am folgenden Tag gelangten sie nach Bern. Hier schliefen sie drei Nächte hintereinander in einer Scheune, „um dem Armenvogt zu entgehen." Sie hatten in dieser Stadt einen ansehnlichen Zehrpfennig erhofft, erhielten aber nur 3 Batzen, „weil sie ihre Absichten nicht ordentlich hatten darlegen können."

Am 21. trafen sie bei Fraubrunnen mit zwei Deutschen zusammen, einem Pilger und einem Künstler, die beide auch nach Basel wollten. Die ganze Gesellschaft reiste jetzt zusammen. Auch in Solothurn nächtigten sie in einer Scheuer, weil sie nicht ins Spital begehrten. Dann gings am 22. über die „Baserfal", und das Nachtlager wählten die Bursche in Dornach. Am Mittwoch, 23. endlich „kamen wir", so schreibt er, „am Nachmittag um 3 Uhr in Basel an. Doch waren wir nicht ganz sicher, ob diese Stadt Basel sei, ehe Meister Jakob aus Genf,



jetzt Bürger von Basel, seines Gewerbes ein Maurer, uns angeredet hatte. Drei Nächte hintereinander beherbergte er uns ohne Vorwissen seiner Frau im Keller.

Wir suchten Abraham Cortey auf, der am Collegium Erasmianum studierte. Dieser mietete uns bei eben diesem Meister Jakob ein. Wir bezahlten jeder 2 Batzen in der Woche für die Kost und das Lager."

Am 28. Juni wurde Jordan vom Rektor B. Heel geprüft. Er kam in die 3. Klasse (Magister Straßerus); am 5. August geht er zum ersten Mal zur Schule. Er scheint mit Eifer und Entschlossenheit an das Studium gegangen zu sein. Dies beweist der gute Rang, den er bei den Promotionen von einer Klasse zur andern einnahm. Es beweisen dies aber auch die schmeichelhaften Zeugnisse, die ihm seine Professoren beim Abgang ausstellten und die er sorgfältig in sein Tagebuch abgeschrieben hat. Sonst macht er im Tagebuch nicht viel Wesens von seiner Wissenschaft. Mehr Stoff zu Aufzeichnungen bieten die Entbehrungen, die ihm zu Teil wurden. Und in der Tat, wenn jetzt die Zeit anbrach, da er seinen wissenshungrigen Geist auf fette Weide führen konnte, so mußte um so öfter der Körper mit sehr schmaler Kost fürlieb nehmen.

Er schreibt am 17. November 1613: „Zum ersten Mal erhielt ich die Brotspende, und jetzt werden jeden Samstag die zwei Wecken ausgeteilt. Damit, und mit den Stücken, die auf Bitte des Schulmeisters hin meine Kameraden mir aus Barmherzigkeit schenkten, hatte ich doch zu leben. Bis dahin hatte ich oftmals Hunger gelitten, weil ich unmittelbar nach meiner Herkunft die mitgebrachten 20 oder 24 Gulden Einem ausgehändigt hatte, der versprochen hatte, er wolle mir dafür immer für Brot sorgen." Weiter notiert er am 3. September: „Herr Ducrest de Mustrux schenkte mir einen alten Mantel, meinen ersten." 2. Dezember: „In der Schule schenkte man mir ein Stück Tuch für ein Paar Hosen."

„Am 23. Januar 1614 zog ich um zu einem Herrn Marthe; da bezahlte ich 25 Rappen in der Woche für die Kammer und für das Lager. Die Kost nahm ich bei den Stadtarmen im Mueshafen, wenn etwas übrig war, und aß dazu einige Stück Brot, wenn welches liegen blieb."

Verschiedene Krankheiten und Ungemach, „die es zu weitläufig wäre, aufzuzählen," hinderten ihn an seinen Studien, „zehrten gleichsam an Körper und Geist, und bestimmten mich oft, mir den Tod zu wünschen von ganzem Herzen und aus inniger Sehnsucht." Nach und nach aber besserte sich Jordans Lage. Ein welscher Landsmann „machte mir eine Stelle ausfindig bei M. Fosse, Krämer aus Genf, der Basler Bürger geworden war. Dessen Sohn mußte ich Unterricht erteilen, ihn in die Schule begleiten und daraus abholen . . . Er gab mir dafür wöchentlich einen Batzen. Seine Frau handelte an mir wie eine wahre Mutter. Ungerechnet viel andere Geschenke, wie Wäsche u. dergl., ernährte sie mich fast vollständig, so daß ich meistens das Brot verkaufen konnte, das ich aus der Schule erhielt."

Aber die Zuneigung dieses Gönners scheint ihm Unannehmlichkeiten mit seinem damaligen Hausherrn eingebracht zu haben. „Am 19. Mai 1616", erzählt er, „am Pfingstfest, als ich eben zur Predigt ging, in der Absicht, das Nachtmahl zu genießen, da wurde ich von meinem Hausherrn Lachenal, einem Savoyarden von Abstammung, auf Anstiftung von dessen leckerer und trunksüchtiger Frau, einer Lothringerin, aus Haß gegen Monsieur Fosse, von dem er wußte, daß er mein gütiger Gönner sei, in mehr als barbarischer und unmenschlicher Weise aus dem Hause gejagt . . . Bald nachher rief ihn Gott durch einen plötzlichen Tod ab, er wurde vom Schlage gerührt."

Im Jahre 1614 bewilligte die französische Gemeinde Jordan wöchentlich 2 Blappert; 1616 erhält er ein Erasmianisches Stipendium, jedes Quartal 3 Gulden. Im Jahr 1618



nimmt er die Kinder des Ratsherrn und Ambassadors Fäsch an, „um sie zur Schule zu führen und daraus abzuholen"; und während er beständig mit gutem Erfolg seine Studien fortsetzt, versieht er in der Folge noch andere ähnliche Stellungen, zuletzt bei einer Frau Gontier, die mit ihm sehr zufrieden scheint gewesen zu sein. Endlich im Jahr 1619 wird er als Lektor in der französischen Kirche angestellt und bezieht hiefür wöchentlich 10 Blappert.

Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Basel erhielt Jordan wiederholt den Besuch von Verwandten aus der Heimat, Vater, Mutter oder Schwester, die zu Fuß aus dem Waadtland gekommen waren, ihn wieder einmal zu sehen. Er scheint nur zweimal in Granges gewesen zu sein, das eine Mal 1618 bei seines Vaters Tod. Er verreiste am 21. April und kam am 23. zu Hause an, „und da", so sagt er, „tröstete ich mich einige Tage lang mit meiner Mutter und meinen Schwestern."

Von Basel aus unternahm Jordan verschiedene kleine Reisen. So kam er 1623 mit der Familie seiner Zöglinge nach Baden und Zürich, besuchte das Kloster Königsfelden und logierte in Mumpf bei Dr. Ex, dem Leibarzt des Erzherzogs Leopold. Im folgenden Jahr begleitete er nach Straßburg eine Nichte der Madame Gontier, der er die Anfangsgründe der französischen Sprache beigebracht hatte. Die Verwandten des Mädchens empfingen ihn „mit großem Pomp", doch konnte er sich trotz ihren Bitten nicht zu längerm Verweilen entschließen, weil ihn „die Langeweile forttrieb . . . Ich wurde doppelt und vierfach für meine Mühe entschädigt, indem gemeldter Herr König mir Barchent für ein Kleid schenkte. Außer 2 Reichstalern, die er mir schon vorher gegeben hatte, schenkte er mir bei meiner Abreise noch 8 Reichstaler."

Im April 1625 sehen wir ihn mit seinem Zögling Niklaus einen Abstecher nach Mülhausen machen; „als wir daselbst im



Halbmond einkehrten, erwies man uns große Ehre." Von da reiste man nach Ensisheim, das damals eine der Residenzen des Erzherzogs Leopold war; die Reisenden wurden mit den Pferden des fürstlichen Stallmeisters nach „Habsen" zurückgebracht.

Endlich am 4. August 1625 sind Jordans Studien beendigt. Er verteidigt mit Erfolg seine These de bonis operibus, die in 300 Exemplaren gedruckt wurde, und rüstet sich zur Abreise.

Aber ehe wir den rührenden Abschied des jungen Theologen an die liebe und gastliche Rheinstadt hierher setzen, mögen noch einige auffallende Ereignisse erwähnt werden, die Jordan im Verlauf seines Basler Aufenthalts in sein Tagebuch aufnahm: „1613. In diesem Jahr kam nach Basel ein junger Mensch von 22 Jahren, der war 56 Zoll lang. Am 23. Juli 1614 schien die Sonne den ganzen Tag rot, schrecklich anzusehn für jedermann. Am 28. starb der berühmte Felix Platter, Stadtarzt. Am 24. September arges Erdbeben. Am 30. August 1617 starb der große und berühmte Jacob Grynäus, oberster Pfarrer von Basel. 1618. In diesem Jahr herrschte eine seltsame Blatternkrankheit bei Klein und Groß, abschreckend anzusehn und von unerträglichem Gestank. Man sah Männer, denen davon der ganze Bart ausgefallen war, verheiratete Frauen, die zuvor schön gewesen waren und hernach gänzlich entstellt waren, so daß man sie nicht wieder erkannte, und erblindete Kinder. Im Monat Mai erschütterte der Rhein die Fundamente der Brücke, und man sah eine alte Bauernhütte den Rhein herunter kommen. Darin lagen ein nackter Leichnam und mehrere Schweine. Am 30. Juli fiel um Wallenburg so viel Schnee, daß die Schnitter das Feld verlassen mußten.

1615. Im Monat November wurden die Knochen eines erschrecklichen Walfisches auf 4 oder 5 Karren nach Basel gebracht; dann richtete man das Knochengerüste auf. Es maß



108 Fuß Länge, 27 Fuß Höhe, 22 Fuß Breite; der Schweif allein war 14 Fuß lang. Die Zunge wog 3 Zentner, ebenso die Leber, jeder Augapfel 30 Pfund . . . Man hat aus dem Tier 50,000 Pfund Thran gewonnen. 1624. Gegen Ende August sah man sehr große schwarze Kugeln sich gleichsam von der Sonne lösen und von deren Scheibe wegfallen, und das bei schöner, heller Witterung. Sie waren an Umfang sehr verschieden, die größten wie ein Hut oder wie ein Kopf. Meist verschwanden sie, als sie sich der Erde näherten." Wir überlassen die Erklärung dieser außerordentlichen Naturerscheinung den Meteorologen von Fach und erteilen zum letzten Male das Wort unserem Freunde Jordan.

„Ich beabsichtigte, Basel am 15. August zu verlassen. So machte ich Valete und Abschied mit meinen Freunden bei Madame Gontier, die mir alles lieferte, ausgenommen eine Fischpastete; die steuerte zur Feier des Tages ich selbsten bei; sie hat 2 Reichstaler gekostet. Aber am folgenden Tag kam der nachgeborene Sohn der Frau Gontier, M. Paul, krank aus dem Krieg in Bünden heim. Um seiner eigenen Bitten und um der Bitten seiner Mutter willen verschob ich dann meine Abreise bis zu seiner Genesung. Und vielleicht wäre ich noch den ganzen folgenden Winter geblieben, wenn ich nicht alle meine Kleider und meine Bücher schon vorausgeschickt hätte. Am 6. September nahm ich also freundschaftlichen Urlaub von Madame Gontier und deren ganzem geehrtem Haus sowie von meinen andern guten Basler Freunden, unter vieler Vergießung von Tränen auf beiden Seiten, nachdem ich 5 Jahre und 7 Monate da gewohnt hatte. Ich bin von dannen gegangen mit aller möglichen Vergnügung und über Verdienst bezahlt . . . (außerdem 6 Reichstaler für meine Auslagen und 46 Taler für Bücher, die sie mir abkauften).

Mein Schüler Niklaus und eine stattliche Schar (18 oder

19) meiner Freunde gaben mir das Geleite bis Liechstal, wo wir nächtigten, doch ohne zu schlafen; denn die ganze Nacht hindurch zechten wir und zerstreuten uns, um mir die Traurigkeit zu vertreiben. Aber am Morgen beim Frühstück weinte ich, und noch lange, nachdem ich mit den Freunden das letzte Lebewohl gewechselt hatte, stiegen mir die Tränen immer wieder in die Augen. Ich erinnere mich nicht, seit mehr als 12 Jahren so bitterlich geweint zu haben.

Und wie ich mit größter Lust und Freude aus meiner Heimat von dannen gezogen war, so verließ ich nun Basel in tiefster Trauer und Schmerz. Wenn es nicht der Berufung, zu der Gott mich erwählt hat, widersprochen hätte, so würde ich von ganzem Herzen nichts Anderes gewünscht haben, als nur den Rest meiner Jahre in Basel zuzubringen. Denn die Sehnsucht und der Wunsch nach dieser Stadt werden mich bis zum Absterben nimmermehr verlassen. Bis dahin hatte meine Heimat mir nichts geschenkt als das Leben. In Basel aber holte ich durch meines Gottes Willen und Gnade die Anleitung, vernunftgemäß zu leben . . . und habe mich an Basel in der langen Zeit von 12 1/4 Jahr, während deren ich ununterbrochen diese Stadt bewohnte, so sehr gewöhnt, daß es mir ist, als ob ich nie wo anders daheim gewesen wäre.

Mein Vater und meine Mutter hatten mich nach der Pflicht guter und natürlicher Eltern in der Furcht und Erkenntnis des wahren Gottes auferzogen und unterrichtet, und hatten mich erhalten gemäß den bescheidenen Mitteln, die Gott ihnen zugeteilt hatte, mit ihrer Mühe und Arbeit, bis ich die Heimat verließ. Aber anderseits merkte ich mir auch meine Pflicht und habe sie seitdem nie verabsäumt, als ich durch Gottes Segen die Mittel hatte, ihnen zu helfen. So oft mein Vater mich besuchte, so oft ich ihnen Briefe schrieb oder andere Gelegenheiten sich boten, so oft ich auch nach Hause reiste, so geschah es nie, um aus ihrem kleinen Gute zu schöpfen oder von ihrem



Schweiß zu saugen, denn weder bei meiner ersten Abreise noch seither bezog ich von ihnen auch nur 5 Gulden an Wert. Sondern ich habe sie stets mit einem kleinen Betrag, mit einem Stück meiner bescheidenen Ersparnisse unterstützt.

Auch hat Gott mich vor den Bewohnern dieser Stadt so viel Gunst finden lassen und mich so gesegnet . . . daß ich anstatt eines kleinen Zwerchsackes auf meinem Rücken mit etlichen Hemden darin, 15 oder 20 Gulden im Busen und einen Stecken in der Hand, mit denen ausgerüstet ich einst auf der Reise nach Basel den Jordan überschritten hatte, ein Faß von mehr als 450 Pfund Gewicht fortschaffen ließ, ungerechnet, was ich mit mir trug, was ich schon zuvor weggesandt hatte und was mir nachgeschickt wurde. (Für die Fracht dieses Fasses von Basel bis Payerne hatte ich 6 Reichstaler zu bezahlen.)

Aber auf daß nicht etwa dieses Wohlbefinden mich einschläferte, mich mit Hochmut aufblähete oder mich zur Üppigkeit verführte . . . gab Gott (als sehr weiser Vater, der seine Kinder liebt) mit dem Brot die Rute . . . denn sobald ich in Basel ankam, so setzte er meine Ausdauer und meinen Mut auf die Probe durch schwere und äußerst schmerzhafte körperliche Unzuträglichkeiten, wie auch durch Hunger während des ersten halben Jahres. Da ich aber nach seiner Vorschrift nicht abließ, ihn anzurufen . . . so beschloß ich auch, immer alles von seinem Wohlgefallen zu erwarten. Auch wandte sich dieses schließlich mir zu. Er erhörte mein Schreien in der Not nach Psalm 40 und schenkte mir Überfluß an Brot und allen guten Gaben.

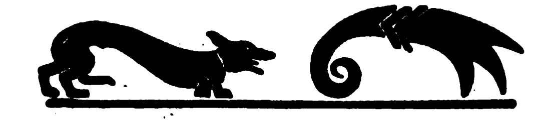
Während der 5 ersten Jahre, wo ich zur Miete wohnte, da ich noch die Schule besuchte (außer dem 3. Jahre, da ich bei dem obgemeldten Lachenal angestellt war), gab ich über 30 Reichstaler gutes Geld aus; und im Collegium Erasmianum außer für Wohnung und die Kost 60 Reichstaler in Zeit zweier Jahre. In meiner letzten Stellung, wo ich den Tisch bei Madame, sowie einen guten Teil der Schuhe und der Kleidung

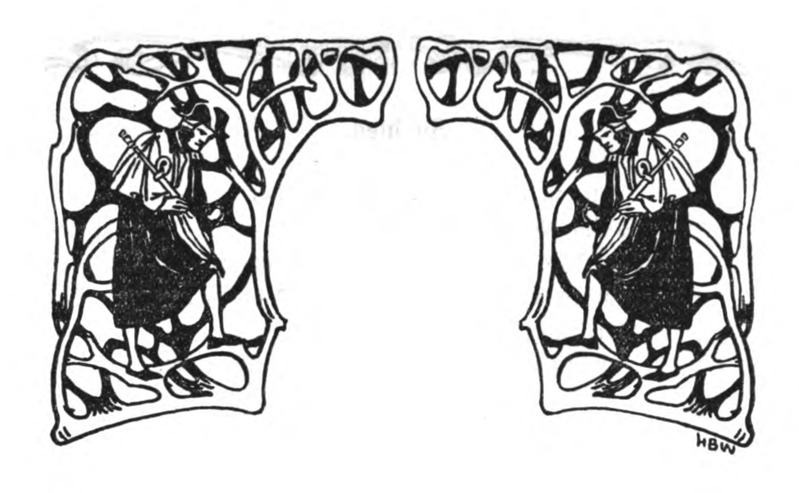


geschenkt erhielt, verwendete ich für Kleider, Wäsche, Bücher u. s. f. nahe an 400 Taler. Und ich habe die Summe nicht schlecht verwendet in Üppigkeit und großen Nebenausgaben, wie aus meinen Tagebüchern hervorgeht, in denen ich getreulich meine täglichen Ausgaben aufzeichnete. Allein die unglückliche Geldnot der Jahre 1621, 1622 und 1623 brachte mir einen Verlust von nahezu 150 Reichstaler . . .

Was mein Betragen und meinen Umgang während des Aufenthalts in Basel angeht, so waren sie durch Gottes Gnade tadellos, löblich, von gutem Geruch und eine angenehme Erinnerung für alle, die mich gekannt haben. Dies beweisen die authentischen Zeugnisse von Beamten und Privatleuten, sowie meine Ausweise von der Akademie und der französischen Kirche . . . es beweisen dies zudem zahlreiche Briefe, die mir seit meiner Abreise meine Freunde schrieben, und das sind Leute von Vermögen und Ansehen, es beweisen dies weiter viele lebendige Zeugnisse, die in den Mauern der Stadt noch leben, mich kennen und mit mir verkehrt haben, endlich vor Allem und hauptsächlich conscientia, mille testis."

Mit diesen selbstbewußten Worten schließen wir unsere Anführungen und lassen den Waadtländer Studenten wieder in seine Heimat zurückkehren, die Brust hoch geschwellt von der reichen Genugtuung, die er so vielen schmeichelhaften Zeugnissen verdankt, an deren Berechtigung zu zweifeln wir keinerlei Anlaß haben.





Lyrisches Zwischenspiel.

Lyrik und Basel. Einer, der's wissen muß, oder zu wissen glaubt, hat einmal gesagt, das gehe und komme nie zusammen. Und doch ist's da; doch gibt es auch in unserer Stadt, wo die Arbeit gilt und der Lebensernst im Geistigen wie im Materiellen, Leute, denen das Herz übergeht bei tiefen Empfindungen und die lyrisch aussprechen, was sie bewegt. Warum auch nicht? Warum sollte in einer Stadt, wo man als schönsten Schmuck des Lebens die Musik pflegt, nicht auch die Musik des Herzens erklingen können? Hier sind wenigstens ein paar Proben. Man nehme sie hin als schlichte Lieder. Vielleicht wecken sie auch in Andern, am Ende gar bei solchen, die wirklich meinen, Basel und Lyrik seien zwei unvereinbare Dinge, „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.“

Abschied.

Heute verreit' ich in kühles Land,
Meine Beete, mein Rosengarten,
Ich darf euch nimmer hegen noch warten;
Darf euch nimmer mit Quellen laben,
Den silberhellen, all' meine Gaben
Müssen zerstieben wie Staub und Sand.

Heute verreit' ich in kühles Land,
Weite, graublaue Hügelketten
Sich in die düstere Heide betten.
Wolkenscharen wie Vogelzüge
Gleiten zu Häupten mir, müde Flüge.
Und die Erde trägt traurig Gewand.

Heute verreit' ich in kühles Land.
Die Sonnentage werden mich meiden,
Werden andere besser kleiden.
O du mein Traum von goldenen, süßen
Früchten, wollest mich flüchtig noch grüßen,
Eh' ich verreite in kühles Land.

Th. B.

Herbstwanderung.

Buntfarb'ne Hügel liegen ausgebreitet
Zu meinen Füßen, und es gleitet
Am Waldsaum hin ein Nebelflor.
Zu meinen Häupten sich der Himmel weitet.
Mit dunklen Wolken kämpfend schreitet
Das Licht aus Düsternis hervor.



Es übergoldet weithin durch die Lande
Die Höhen alle, wie vom Brande
Gerötet, steht ein nahes Haus.
Die Matten glüh'n in prunkendem Gewande,
Blauschatten jagen schon am Waldesrande,
Die löschen bald das Leuchten aus.

Th. B.

Im Abendschein.

Sieh! der reine Abendglanz
Güldet noch die Hügelreihe.
Seele, o versenk dich ganz
Tief in dich, dir selbst zur Weihe.

Was im Dämmer dich noch bang
Mag beschweren, schaler Tage
Angedenken, düstern Klang.
Nimm's als ferne, dunkle Sage.

Ruhest still im Sternenglanz
Flehend: Friede, süßer, lege,
Ward mir auch nicht Sieg noch Kranz,
Sonne noch auf meine Wege.

Th. B.

Ausschau.

Ein verhallend Klingen weht
Über Tälern, die in Blüten;
Zag ein Windhauch wandern geht,
Wolken schattend Hügel hüten.



Leise rauschend wogt und wiegt
Lichtes Grün in Saatgefilden;
Sonne auf den Wassern liegt,
Wie auf erzgegoss'nen Schilden.

Weit in's Ferneblau hinaus
Schweif', mein Auge, schönheittrunken,
Suche meiner Sehnsucht Haus,
Meine Träume — die versunken.

Th. B.

Wanderung.

Frühsommer — eine laue Nacht
Mit Nebelstreifen längs dem Holz
Und reichgestirnter Himmel Pracht,
Und Stromgeräuschen, wild und stolz.

Die Ufer lauschen, überzweigt
Von blühenden Büschen, selt'nem Klang,
Der leise aus den Wellen steigt
Und an den Felsen rauscht entlang.

Mit frühen Winden sich vermählt
Das ewige Lied, schon stehet fahl
Der Morgenstern, und lichtgestählt
Grüßt junger Tag das Wiesental.

Th. B.



Seelenspiegel.

Der Spiegel einer glatten See
Fängt Wolken sich und Bläue ein
Und — eine wunderreiche Fee,
Die Sonne streuet Strahlen drein.

Die Berge auch in weitem Kranz,
Die braunen und im Eisgewand.
Sie baden sich im kühlen Glanz,
Es tauchet unter grünes Land.

Mein Land und meine See liegt weit,
Reglos ihr Spiegel träumt und schwer
In Grau gehüllt; wie lange Zeit
Weiß er von keinem Leuchten mehr.

Th. B.

Isola Bella.

Eine Insel seh' ich liegen
Seeumblaut, ein Wipfelwiegen.
Und ein munter Frühlingswagen
Läßt am Felsenstrande tagen
Farbenträume; sondergleichen
Breiten sich die düftereichen
Blüten rankend zu den Fluten,
Kühlend ihre hellen Gluten
In dem Morgensilberlicht.

Eine Insel weiß ich ragen.
Darf doch nimmermehr es wagen
Ihre Blüten zu begrüßen.
Nach den Früchten all den süßen
Darf ich nie und nimmer langen,
Die im Sonnenschatten prangen.
Kühler denn die Morgenwellen
Muß sich meine Sehnsucht stellen.
  Muß und kann es oftmals nicht.

Eine Insel seh' ich liegen
Seeumblaut, die Ruder fliegen.
Hastend streb' ich von dem Strande,
Zielend nach dem Schattenlande.
Träume, die mir nimmer schliefen
Tauchen wieder kühl in Tiefen.
Seebreit glänzt ein Frührotleuchten,
Spiegelt sich in morgenfeuchten
  Kelchen, mich nur flieht das Licht.

Th. B.

In der Frühe.

Kühl in blasser Bläue schwebt
Ob den frühlingsbunten Matten
Früh ein Himmel, ihn belebt
Schmaler Wolken kaum ein Schatten.

Rauscht ein Quell in tiefem Grund
Strahlen küssend im Erwachen,
Und der lichten Morgenstund
Tausend Blumenkelche lachen.



Kühl in blasser Bläue schwebt
Über meinen jungen Tagen
Eine Sehnsucht, nie erlebt,
Kann ich's nur in Träumen sagen.

Träumen, die im tiefsten Grund
Meiner Seele lauschend stehen.
Wann wird diesen Sonne kund
Und der Morgenwinde Wehen?

Th. B.

Im Mai.

Geh nicht allein hinaus
In klaren, schönen Nächten
Im Mai:
Winde flüstern leise,
Flüstern süße Weise,
Die du nicht hören sollst,
Jüngferlein!

Sitz einsam träumerisch
Nicht unter Fliederbüschen
Im Mai,
Wo beim Nesterbauen
Vöglein sich vertrauen,
Was du nicht wissen sollst,
Jüngferlein!

Hör nicht in Dämmerstunden
Nach deines Herzens Pochen,
Im Mai:
Aus dem dunklen Schlagen
Tönt dir sehnend Fragen,
Dem du nicht lauschen darfst,
Jüngferlein!

M. G.

Wunsch.

Schön wie die Rosen und glänzend wie Sterne,
Siegvoll und licht wie der steigende Tag,
Lockend, verheißend, wie blauende Ferne,
Blühend und frisch wie die Blumen im Hag,
Schimmernd und glühend wie Edelgestein,
Blendende Sonne möcht' ich dir sein!

Solltest dich sehnen nach meinem Licht,
Lechzen und bangen nach mir,
Und wie der Strahl in der Perle sich bricht,
Wollt' ich tausendfach funkeln in dir!

M. G.

Sturm.

Wie Donner rollt der Sturm im Baumeswipfel,
Er jagt die Regenschauer vor sich her
Und reißt die Nebel weg vom Bergesgipfel
Und hetzt die Wolken übers weite Meer.

Nimm, Ungestümer, mich auf deine Flügel,
Und blas mir deinen wilden Atem ein!
Zur Höh'! Wo dir kein Hemmnis, mir kein Zügel,
Muß unser beider freie Heimat sein.

M. G.

Nacht.

Holde Nacht, in deinen Zauberarm
Nimm mich wieder! Singe
Mit der Zukunft frohem Lied mich ein;
Der vergangnen Jahre Strahlenringe
Zeig mir — und des Tages flücht'ger Harm
Wird ein Schatten nur dazwischen sein.

M. G.

Amsellied.

Es ist ein dunkler Sommerabend,
Rings hängen schwere Wolken,
Und feuchte, warme Dünste steigen,
Die Laute seltsam dämpfend
Und jede Brust beklemmend,
Aus nassen Feldern auf.

Doch von des Baumes höchstem Aste,
Im trüben Nebel fast verschwindend,
Klingt einer Amsel tröstlich heitres Lied
In reinen Tönen durch die schwüle Luft.

Die Welt ist wahnumdüstert,
Dumpf und mißtönend klingen ihre Stimmen,
Ihr Lebensatem ist beklommen — —
Brich noch nicht ab, o kleiner Vogel!
Vielleicht, daß Einer lauschte,
Das freudig klare Lied dir abzulernen,
Um es der Welt zu singen.

M. G.

Reißende Nebel.

Durch die reißenden Nebel
Strahlt des Himmels ewiges Blau
Gleich wie ewige Freude
Auf die sonnenlechzende Flur.
Und durch jeden Riß
Quillt aus der lachenden Helle
Leben hernieder
Auf die tropfenden Gräser
Und die nebelumdüsterten Zweige,
Wie aus jedem kärglichen Strahl
Der ewigen Freude
Leben fließt
In das sorgengeknechtete Herz.
Und die leuchtende Sonne,
Der strahlende Himmel
Und die glänzenden Wasser jubeln:
Freude nur ist Leben!

M. G.



Am See.

Der letzte, kühle Tagesschein
Liegt auf den grauen Wellen;
Der frühe Nachtwind rauscht hinein
Und will sich ihm gesellen.

Doch schon erlischt die matte Glut;
Der Nachtwind bleibt allein,
Und haucht sein Sehnsuchtslied der Flut
Und mir sein Seufzen ein.

M. G.

Traumgewebe.

Süß ist's, bei der Lampe Schein
In die stumme Nacht hinein
Traumgewebe spinnen.

Seltsam Tisch und Ofen lauscht
Was die Dämmerferne rauscht
Deinen müden Sinnen . . .

Und im Lampenschein der Raum
Und ein goldener Kindertraum
All in Eins verrinnen.

P. Sch.

Schlummernde Sehnsucht.

Eine Welt von Sehnsucht schlummert in mir,
Hab' sie in langen Leiden geworben,
Alles Vergangene, was mir gestorben,
Liebes und Schönes — ist alles in ihr . . .

Doch willst du schreiten im hellen Tag,
Lasse sie schlummern, sollst sie nicht wecken,
Ist voller Schönheit, doch auch voll Schrecken,
Laß sie — oder verdirb und verzag'!

P. Sch.

Das Ewige.

Du merkst es kaum, und alles ist verwandelt:
Du bist nicht mehr, die gestern mich betört,
Die Lippen sind's nicht mehr, die ich begehrt,
Der Zauber deines Wortes ist verblichen,
Der Strahl aus deinem Auge ist gewichen —
Du merkst es kaum, und alles ist verwandelt.

Du merkst es kaum, und alles ist verwandelt,
Feindschaft und Liebe — grause Zwillingsschwestern:
Das Herz, das dich geliebkost, wird dich lästern . . .
Hörst du die ewigen Melodien rauschen
Den alten Baum? . . . Laß uns demütig lauschen . . .
Du merkst es kaum, und alles ist verwandelt.

P. Sch.

Hab' mich oft so schwer beklagt.

Hab' ich mich oft so schwer beklagt
Über Liebessklaverei,
Und nun, da ich endlich frei,
Bin ich ganz verzagt.

Denk' ich nun daran zurück,
Ist es mir als wäre doch,
Meiner Lieb' zerbrochenes Joch
Ein zerbrochenes Glück.

P. Sch.

Herbstschauer.

Ich weiß nicht, was mich so tief bewegt,
Ist's, daß der Sommer zum Sterben ging,
Ist's, daß mein Herze todwärts schlägt,
Ist's, daß die Welt ein so seltsam Ding?

Ich weiß nicht, was mich so tief bewegt,
Fühlt' ich, daß ich umsonst gelebt,
Als heut der Herbst die Bäume durchfegt —
Warum nur hab' ich so tief gebebt?

P. Sch.

Sonett.

Von Felix Arvers (aus dem Französischen).

Mein Leben schließt ein tief Geheimnis ein,
Ein ewig Lieben sah's im Nu entsteh'n,
Verschwiegen, ohne Hoffnung ist die Pein,
Und nie wußt', die sie schuf, was mir gescheh'n.



Ach, mit ihr gehen werd ich ungeseh'n,
Ihr stets zur Seite und doch so allein;
Ich werd' mein Leben bis an's Ende geh'n:
Nie bat ich je, und nichts, das je ward mein.

Wohl hat sie Gott erschaffen sanft und zart,
Doch ruhig wallt sie hin, zu ihr nicht quillt
Der Liebe Flüstern, ihrem Schritt gepaart.

In Treu'n ergeben der erhab'nen Pflicht,
Liest sie die Verse, all von ihr erfüllt,
Und fragt: „Wem gilt dies wohl?" und weiß es nicht.

P. Sch.

Sternenferne.

(Nach dem Russischen.)

Noch sehnt mein Herz sich unbezwungen,
Noch meine Seele zu dir strebt,
Aus Dunkeln der Erinnerungen
Dein Antlitz ewig zu mir schwebt.

Dein süßes Antlitz, unvergeßlich,
Das ewig mir im Herzen brennt
Und doch mir ferne unermeßlich,
Wie Nachts der Stern am Firmament.

P. Sch.

Nocturno.

Über dem Flusse silberner Nebel schwebt
In stiller Nacht, beim Mondenlicht traurig bleich,
Unbegreifliche Sehnsucht her zu mir webt —
Haß und Liebe zugleich.

Grämlich hab' ich vergessen des Tages Pracht,
Im silberfeuchten Nebel geh' ich leise dahin,
In meiner Trauer einsam durch die Nacht
Und warte — ich weiß nicht auf was —
und Schauer mich ängstlich durchzieh'n.

P. Sch.

Seltene Stunde.

Abseits im Feld liegt still ein ländlich Haus,
Da lieb ich meine Schritte hinzulenken,
Auf seiner schlichten Holzbank ruh' ich aus
In wunschlos friedlich Sein mich zu versenken.

Im Mattenteppich, sonnenlichtberauscht,
Seh' emsige Menschen ich die Sense schwingen,
Und neben mir am Haus ein Brunnen plauscht
Mit seinem übermütigen Silberklingen.

Und mich durchströmt ein langentbehrt Behagen,
Von ungeahntem Frieden wird mir Kunde,
Ein Märchen wohl aus längst verschollenen Tagen.

Die Sehnsucht schlummert auf der Seele Grunde
Und wie gelöst sind all die dunklen Fragen —
Könnt ich dich halten, Gleichmaß seltener Stunde!

P. Sch.

Sonnenabschied.

Inbrünstig glühen Baum und Strauch,
Gefühllos nur die Tannen stehn,
Es küßt den Berg aus Tales Rauch
Die Sonne noch im Untergehn.

Und jetzt ein letzter heißer Blick,
Ein letzter glüher Sehnsuchtshauch —
Und in die Schattennacht zurück
Sinkt Berg und Baum und Strauch.

P. Sch.

Aus meinem Madrider Skizzenbuch.

1.

Sonnenlichter spielen nieder
Aus dem sammetblauen Himmel
In die schmalen Seitengassen,
Auf der Plätze bunt Gewimmel.

Sonnenlichter spanischer Sonne
Spenden wunderbaren Segen,
Leuchten in die schattentiefsten
Kellerläden und Bodegen

Meiner schmalen Seitengasse.
Zwar ists Werkeltag, doch schwerlich
Glaubt wer an den Ernst der Arbeit,
Wo die Sonne scheint so herrlich.

Händler schreien, Hunde bellen,
Jedes Fenster, jede Tür auf,
Blinde ziehn guitarrenfröhlich
Und jetzt fährt ein Drehklavier auf.

Und das Drehklavier faßt Posto
(Hier zuland heißt's Organillo)
Und ein Bursche, schief die Mütze,
Schief im Maul den Cigarillo,

Spaßhaft in der schenkelstraffen
Unten pluderweiten Hose,
Kurzer Joppe, Halstuchbinde,
Steht er da in kecker Pose.

Und der Bursch fängt an zu kurbeln
Und nun schrillt's in Schauertönen,
Lockt da droben auf Balkonen
An den Tag hervor die Schönen.

Auf der Brüstung dort im Fenster
Blasse Donnas lässig lehnen,
Träumerisch träge Wimpern blicken
Tanzgeschmeidiger Sirenen . . .

Jetzt gibt's einen wilden Tango,
Drin sich Lieb und Tod vermählen,
Hinter Jalousien klappern
Atemraubend Castannuelen.

Evoë! runde Hüften wiegen
Mitten sich im Werkeltage —
O du Sonnenland, wo Arbeit
Eine nebelhafte Sage!

2.

Heute Nachmittag — o Schönheit,
O du Welt so voller Sonne! —
Wandelt' ich mit meiner Donna
Aus dem Häusermeer Madrids.

Wandelt' ich in Frühlingssonne
Eines milden Wintertages
Unter südlich blauem Himmel
Hin zum stillen Park Moncloa.

Meine grazienschlanke Donna
In Mantilla, leicht gewandet,
Ihre spanisch feinen Füßchen
Neben meinen Nordlandsknochen.

Vor uns überm Piniendunkel
Silbern blinkt die mächtige Sierra
Und zu unsern Füßen dehnen
Endlos sich Kastiliens Ebenen.

Solche königliche Rundsicht
Und dazu die grazienschlanke
Donna so an meiner Seite —
Wahrlich lohnt es sich zu leben!



Und wenn ich von jenem nördlich-
Neblig-ränkevollen Schicksal
Einst so manche Hiebe kriegte —
Ach ich nehm sie gern in Kauf

Für die goldenen Sonnenstrahlen,
Die mir heut das gütige Leben
Reich gespendet an der Seite
Meiner grazienschlanken Donna.

3.

In Madridens Dämmergassen
Silberweißer Mondschein flutet
Und aus liebeskrankem Antlitz
Manches dunkle Auge glutet.

Durch die weißen Mondscheingassen
Wandeln viele kleine Füße,
Viele weiße Hände fächern
Winken heiße Liebesgrüße.

Dort am strengen Gitterfenster
Schmachtet manch verliebter Tauber,
Und das Täubchen hinterm Gitter —
Ach wie faß ich seinen Zauber!

Durch Madridens Mondscheingassen,
Wo die Liebe ward geboren,
Wo viel schöne Hüften neigen
Sich von hohen Miradoren,



Durch Madridens Mondscheingassen
Geht ein Kichern, geht ein Raunen,
Ein Guitarrenton von ferne
Und die Kuppelkirchen staunen.

P. Sch.

In Ewigkeit.

Jüngst suchte ich Briefe, die mir vor Jahren
In treuer Liebe geschrieben waren.
Ich löste vom Pack das verblichene Band,
Das flatternd entfiel meiner zitternden Hand.

Noch einmal durchlas ich, was meinem Leben
Den kostbarsten Inhalt schien zu geben.
Es lag eine trockene Rose dabei,
Sie schmückte mich damals, im sonnigsten Mai.

Was ich gelesen, das warf ich den Flammen
Der leckenden Glut im Kamin zusammen;
Die züngelten gierig zum letzten Brief,
Entfachend die Liebe, die noch in mir schlief.

Ich sah das weiße Papier sich verbiegen,
Raschelnd im Windflug des Feuers verfliegen,
Voll Hohn zeigt die Tinte, verschrieben vor Zeit,
Weißglühend die Worte „in Ewigkeit“!

E. W.-H.



Mütterlein.

Sprach zu mir mein Mütterlein:
„Greti, geh in Garten,
Hole von den Rosen dort
Mir von allen Arten.

Will dir in dein blauschwarz Haar
Gelbe Rosen schmiegen,
Und auf deiner hellen Brust
Sollen rote wiegen.

Als ich jung war wie jetzt du
Sprang ich auch im Tanze,
Und als schönstes Röslein fielst
Du aus meinem Kranze!“

E. W.-H.

Schmerz.

Du kennst nicht mein Leid und nicht meinen Gram,
Der tief und verborgen am Lebensmark nagt,
Du kennst nur den Mut und die stolze Kraft,
Mit der ich mein Schicksal habe gewagt.

Du kennst nicht den Kampf, kennst das Ringen nicht,
Das täglich mein Wesen so schmählich bedrückt —
Du kennst nur den Sieg und die Lebenslust,
Mit der ich den Kummer dir habe entrückt.



Du kennst nicht Verachtung, den Lebenshaß nicht,
Und nicht meinen Wunsch nach frühem Tod, — — —
Kennst du meine glühe Liebe zu dir,
Keimend im Osten wie Morgenrot?

E. W.-H.

Verborgene Liebe.

Ein kleines Lied hab' ich geschrieben,
Von lindem Frühlingsduft durchweht —
Ich gab es ruhig in deine Hände,
Weil nichts von Liebe drinnen steht.

Am nächsten lauen Maienabend,
Geht's durch die Blüten wie Gesang —
Ich lausche zitternd hinterm Fenster
Bis zu der Glocke zwölftem Klang.

Die Stimme kenn' ich, die gesungen,
Kenn' auch das Liedchen duftig fein
Es ist mir tief in's Herz gedrungen —
Drin zitterte Verstandensein.

E. W.-H.

In Regentagen.

Dich lieb' ich, Sonne, wenn du im Zenith,
Wenn dich die Menschen hassen ob der Glut,
Mir wird erst frei, wenn du mit glühem Strahl
So leuchtend lange auf dem Haupt geruht,
Dann zuckt in mir des Lebens Fiber erst,



Die Jugend zittert freudig durch mein Blut,
Ich atme Schönheit, lechze nach dir selbst
Wie tut dein Glühen meiner Seele gut!
So scheine wieder, Sonne, regenschwere Zeit
Hielt dich gefangen in des Himmels Hut,
Strahl mir ins Herz, steh' wieder im Zenith,
Und koche mir das kalte, träge Blut!

E. W.-H.

Abschiedsschmerz.

Weinend beugst du über Blüten dich
Und begräbst dein Antlitz in dem Duft,
Der dir Glückesstunden neben mir,
Aber auch den Abschied wieder ruft.
Rosen stellt ich dir noch auf den Tisch
Als ich scheidend durch dein Zimmer ging,
Rosen trug ich damals an der Brust,
Als dein Blick begrüßend an mir hing.
Und in Rosen weinst du nun den Schmerz,
Daß ich ohne dein Geleite geh — —
Dunkelrote Rosen trage ich,
Wenn ich übers Jahr dich wiederseh'!

E. W.-H.

Wild verweht.

Wild verweht,
Wenn der Sommer geht
Hecke und Hain —
Sturm fährt d'rein — —



Wild verweht
Wenn die Liebe geht,
Jugend und Glück —
Nie zurück — —

Wild verweht
Wer so einsam steht —
Heimliche Nacht
Hat's gebracht.

E. W.-H.

Wolkenzug.

Aus der schwarzen Wolkenmasse
Schwebt zur Feuersglut des Westens,
In die Abendsonnenstrahlen
Leicht beschwingt ein göttlich Weib.

Anmutvoll sind ihre Glieder —
Mit den schlanken Armen hebt sie,
Siegreich Lächeln auf den Lippen,
Einen güldenen Pokal.

„Nimm, o Göttin, meine Seele,
Himmelwärts in deiner Schale,
Trag sie in das Reich der Sonnen
In das ewig freie Licht!"

E. W.-H.



Vor dem Gewitter.

Du hast den Laden zugetan,
Das ist mir recht verdrießlich.
Nun sinn' ich hin und sinne her,
Und nichts ist mir ersprießlich.

Ich schaue in die Nacht hinaus,
Wo weite Himmel blühen,
Und sehe des Gewitters Train
Her durch die Eb'ne ziehen.

Es dröhnen dumpf und donnern leis
Die Hufe und die Räder.
Vom Silberhelm des Generals
Weht keck die blaue Feder.

Es leuchtet hell die Straßen vor
Der Mond den langen Zügen —
Durch deinen Baum vor'm Fenster braust
Der Sturm in wilden Flügen —

Ich wollt', es führ ein Blitz herab,
Aus jenem gold'nen Wetter,
Und zündete dein Häuschen an —
Und ich, ich wär' dein Retter.

J. Sch.

In der Kapelle.

Ein Mägdlein wandelt durch Blumen,
Auf morgensonniger Au.
Auf Mägdleins Wangen die Unschuld,
Auf Blumen lächelt der Tau.



Sie tritt hinein zur Kapelle,
Vorbei an Kreuz und Grab.
Dort nimmt ein blasser Priester
Die liebliche Beicht ihr ab.

Kein Wesen im kleinen Raume,
Als die Heil'gen, der Priester und sie.
So reuig fühlt' sie sich nimmer,
So nah dem Himmel noch nie.

Und hinten in der Kapelle,
Dort steht ein kleiner Altar,
Dort reicht der schöne Priester
Dem Mägdlein die Hostie dar.

Der Priester lächelt so traurig,
Das Mägdlein erglüht so rot,
Und denkt mit Zagen und Zittern
An Christi Kreuzesnot.

J. Sch.

Frühling.

Ich sah den Lenz durch Feld und Au
Mit seinen Knäblein zieh'n.
Die flinken Tröpfchen
Trugen Farbentöpfchen
Mit Weiß und Rot und Himmelblau
Und Violett und Grün.



Sie malten da, sie malten dort
Gerank auf Fels und Stein.
Sie malten Blümchen,
Vetterchen und Mühmchen,
Ein Bächlein auch an seinem Ort,
Und rasche Fische drein.

Die grüne Au in breitem Lauf
Sie strichen saftig hin,
Besah'n die Schollen,
Prächtig aufgequollen,
Und malten grüne Spitzlein drauf
Und Schnecklein zwischenhin.

Und als sie alles gar vollbracht,
Sie waren zufrieden sehr,
Und flogen heiter
Zum Gebirge weiter.
Sie hatten's wie gute Seelchen bedacht,
Nicht weniger und nicht mehr.

J. Sch.



Geist der Stille.

Triolett.

Geist der Stille, deine Schwingen
Leg ihr um das müde Haupt.
Schmerz, den wachend sie geglaubt,
Geist der Stille, deine Schwingen
Haben leis ihn hingeraubt.
Bis des Morgens Engel singen
Geist der Stille, deine Schwingen
Leg ihr um das müde Haupt.

Musik.

(Rondo.)

1.

Romanze in fis-dur (Schumann).

Deiner Seele Flügelrauschen
Hört' ich aus dem weichen Ton.
War es meiner Liebe Lohn,
Deiner Seele Flügelrauschen?
Nimmer müd, wie damals schon,
Bin ich, diesem Klang zu lauschen:
Deiner Seele Flügelrauschen
Hör' ich aus dem weichen Ton.

2.

Waldstein-Sonate (Beethoven).

Meiner Unrast Wellen sinken,
Wohllaut hat sie stillgewiegt.
„Glaub's, o glaub's, der Friede siegt!“
Meiner Unrast Wellen sinken,
Ruhevoll die Sehnsucht fliegt
Aufwärts, Ewigkeit zu trinken;
Meiner Unrast Wellen sinken,
Wohllaut hat sie stillgewiegt.



3.

Prélude (Chopin).

Fahle Schleier dunkeln nieder,
Leise säuselnd kommt die Nacht,
Und sie dämpft der Töne Macht.
Fahle Schleier dunkeln nieder,
Bis ein letzter Ton nur wacht.
Traum, in dir noch klingt er wieder.
Fahle Schleier dunkeln nieder,
Leise säuselnd kommt die Nacht.

—r

Bernbiet.

(Baseldeutsch.)

Scho as e klai bin i so gern
Zue dir als ko, du lieblig Bern,
Die Laube, d'Brinna nebedra,
Dy Minster — hämmers ado gha.

Doch gfielt mer an der Stadt au nyt,
So gfielte mer doch dyni Lyt,
Ir Sproch, so herzlich und so warm
Mit irem „Ir" für Rych und Arm.

Und z'ringsum der lebendig Fluß,
Und uf der Schanz was für e Gnuß,
Der Blick ins Land im Sunneglanz,
Derhinder still der Alpenkranz.



Drum allewyl no kumm i gern
Zue dir, du Laubestadt, my Bern!
Und jetz erst recht, denn in dy Biet
Zieht's wie mit Wunderkraft my Gmiet.

Derthi, wo-n-us der Mattepracht
E Seeli wie-n-e Spiegel lacht,
Uf Hibel dunkli Tanne stehn
Und drüber d'Berge still und scheen.

Dert, derthi zieht's my alli Tag,
Und was i denk und stune mag,
My Gaist fliegt mit mer aarewärts — —
My Schatz isch dert — und drum my Herz.

Und's Schätzli het au mi so gern,
Drum zieht's mi gryslig uf das Bern
Und driber us zuem klaine See. —
O kennt i dert my Liebsti gseh!

O kennt i mitt're Hand in Hand
Spaziere go durs herbstlig Land!
Herz, Unrueh, do wurdsch ruehig, gäll,
Und's dunkelst Dunkel wurd der hell!

—r.

My Mixtur.

(Baseldeutsch.)

Es isch mer als so dumm im Kopf,
I weiß nit z'go, nit z'luege —
I bi sunst kai so blede Tropf,
Und doch wie us de Fuege.



Zuem Dokter? — Nai, dä waißt jo nyt,
Versalbt mer nur der Mage . . .
Weiß ich denn, wo my Kranket lyt?
I kennt em's au nit sage.

S'got wien e Schrenz dur my Natur,
I bi halt druckt und dunde —
My Schatz — hesch du au kai Mixtur
Für myni Breste gfunde?

I frog — uf aimol denk i dra:
Du fehlsch mer halt, my Schätzli,
Der Kopf nit, 's Herz het z'lyde gha
By syne stillste Plätzli.

O je, do wird's no lang nit guet . .
Wenn kemme mir zwai zämme?
Wenn d'Monet nur mer nit der Muet
Und d'Fraid am Lebe nämme!

Do lytet's — und es bringt mer d'Post
E Brief us dyne Hände —
Wie wird's mer? — Besser, Sappermost!
Ka's Haimweh doch au ende?

'S git aini, jo 's git ai Mixtur
Für alli sibe Schmerze;
Und lueg, si macht e Wunderkur,
Si kunnt halt au vo Herze.

—r.



Kloster Murbach.

Tief im einsamen Tal,
Still aus dem Tannwald heraus,
Glänzend im Sonnenstrahl,
Raget ein Gotteshaus.

Jahre, sie zogen herauf,
Jahre, sie sanken in's Grab;
Waffen, sie zielten darauf,
Waffen, sie prallten ab.

Bilder an Bilder gereiht
Zogen am Dome dahin,
Und die enteilende Zeit
Machte die Bilder entflieh'n.

Ruhig zum Himmel empor
Steiget der Türme Gestalt,
Und der erhabene Chor
Trotzet der Zeiten Gewalt.

Was aus wuchtendem Stein
Fromme Andacht erstellt,
Weit in die Zeiten hinein
Redet's zur staunenden Welt.

Über den Flittern, dem Schaum,
Über dem irdischen Rauch,
Über der Zeit und dem Raum
Wehet des Ewigen Hauch.

μ.

Occasio.

Faß die Gelegenheit beim Schopf,
Greif zu mit fester Pratze;
Sie hat die Haare vorn am Kopf
Und hinten eine Glatze.

μ.

Die zwei Wegweiser.

Frag nicht nach dem Weg im Försterhaus,
Ein schmuckes Mädel guckt da hinaus.
Wir kamen gezogen durch sprossenden Wald,
Als der Ginster blüht' aus dem Felsenspalt.

Sie neigte sich hold, sie grüßte fein:
„Dort geht ein Fußweg ins Dickicht hinein,
Dann links von dem Felsen ein schlängelnder Pfad,
Noch über ein Bächlein; das Ziel dann naht."

„Wie weit zu dem Felsen, wie breit ist der Bach? —
Folgt jenseits des Brückleins ein Kreuzweg noch nach?
Geht's links hin, geht's rechts hin?" das Fragen fährt fort;
Denn auf jede der Fragen folgt freundliches Wort.

Jetzt Gruß noch und Dank, und wir wandern hinaus.
Aus dem Waldesdickicht ein Blick noch aufs Haus!
Schon gabelt am Felsen der Fußweg sich,
„Wo durch nun? Wie wies sie den Weg uns? sprich!"

„Ich fragte nur, daß sie uns Rede steh" —
„Ich nur, daß das rosige Mündchen ich seh" —
„Ich ließ euch fragen und sah sie nur an,
Ihr dunkles Aug' hat mir's angetan!"

μ.



Drei Schritte vom Waldhaus schon sind wir verirrt;
Ein Bau'r auf dem Holzweg sein Holz grad führt.
Kurz wies er den Weg uns, doch hat es genügt:
„'S geht rächts durch, ihr Herre-n, ihr hand ich verlüegt!"

μ.

Recht so.

Du wolltest im Reichtum knorzen und darben;
Nun vergeuden's andre, die's nicht erwarben.
Recht so, dem geizigen Mehrer
Gehört ein lock'rer Verzehrer.
Wer fänd' es nicht räsonnabel:
Zum Rechen gesellt sich die Gabel.

μ.

Pontifex Minimus.

Pontifex Maximus nennst du dich stolz, du glaubst im Gepränge
Irdischen Pompes das Bild göttlicher Allmacht zu sein.
Hilflos, doch strahlenden Auges vertrauend der Liebe des Vaters,
Priester, von oben geweiht, ist uns das stammelnde Kind.

μ.

Herbsttage.

Nütz aus den Sonnenschein;
Schräg fallen schon die Strahlen,
Bunt will der Wald sich malen,
Bald bricht der Frost herein.



Nütz' aus den Sonnenschein;
Laß Narren ihre Schellen,
Laß kläff'ge Hunde bellen,
Was du erreichst, ist dein.

Den Herbst noch heimse ein,
Schon viele sind vergessen,
Du wanderst durch Cypressen,
Nütz' deinen Sonnenschein.

μ.

Aus einer verstaubten Mappe.

Pfaffheit und Priestertum.

Die Pfaffen wohnent dikke hin
Von Basel bis zuo Kölln am Rhin,
Doch was ich rechter Priester fand,
Die trüeg ich all uff miner Hand.

μ.

Gozdienst.

Viel Meß geschehent in den Stetten,
Ich lert von miner Muotter betten.
In Walden, do kein Pfaff het gsungen,
Ist doch mer Seligkeit entsprungen.

Mag's Bapst und Pfaffheit ie gelükken,
Den Gloub zuo ziehn in tousend Stükken,
Min Müetterlin het kurze Lehr:
Heb Brüeder lieb, gib Gotte Ehr.

μ.



Zem Liecht.

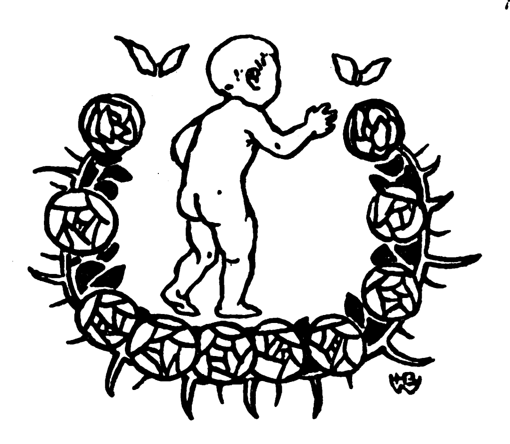
Stör, Prior, du den Bruoder nit,
Der in der Zell uff Knüen lit
Und weiß kein Zit.
Er het im Chor gesungen;
Ein Funk fiel in die Seel,
Der will nu lüchten hell.
Der Geist ist uffgerichtt,
Daz er die Welt dahinten ließ;
Der Funk will zuo dem Liecht.

μ.

Das genummen Gnedelin.

Ein wiser Mann, ob Gnad er fand,
Verswig er daz doch ie zuo Hand.
Sant Paulus wartt wohl vierzehn Jor,
Kündt nit sin Gottes Goben vor.
Doch ettlich Menschen tuon zer Stund
Ir lützel Gnedelin glich kund,
Verliesent drob disz Gnedelin
Und got ir Kunst im Klaffen hin.







Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. November 1903 bis zum 31. Oktober 1904.

Ein Rückblick auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Albert Geßler, E. Th. Markees und A. Visscher-van Gaasbeek.

A. Theater.

1. Schauspiel. In unser Berichtsjahr fallen die zwei letzten Drittel der Saison 1903 bis 1904 und sollte das erste Drittel des neuen Spielwinters (1904—1905) fallen. Aber — wir haben kein Theater mehr. In der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober hat uns ein Brand unseres beliebtesten, von Staat und Privaten mit reichen Mitteln unterstützten Kunstinstitutes beraubt. — Ein Unglück, nicht nur für die Schauspieler und Sänger, sondern wirklich für unsere ganze Stadt. Das hat man aus den in allen Kreisen des Volkes sich kundgebenden, in zahllosen Zeitungseinsendungen laut gewordenen Vorschlägen für ein Interimstheater, den Neubau u. s. w. deutlich ersehen können. Es wird für die Theaterkommission schwer sein, da ruhig zu bleiben und das Richtige zu finden. Einstweilen ist ihr Wunsch und Wille klar, das Theater, natürlich mit zeit-

gemäßen Veränderungen, wieder aufzubauen. Wir andern aber hoffen, in zwei Jahren wieder ein Basler Schauspiel- und Opernhaus zu haben, das unserer Stadt und ihrem Kunstsinn Ehre macht.

Von der vorletzten Saison haben wir noch zu berichten, daß sie unter der Leitung von Direktor Leo Melitz eine befriedigende gewesen ist. Unser Theater krankt zwar daran, daß bei uns nur sechs Monate lang gespielt wird, während die meisten andern deutschen Bühnen längere Spielzeiten haben. Dadurch werden viele gute Kräfte, die nicht ungern an unser in Deutschland wohlangesehenes Institut kämen, von uns ferngehalten. Vielleicht wird mit dem Bezug des Neubaus in diesen Verhältnissen eine Änderung getroffen.

Von Novitäten gab es in der zu besprechenden Saison: H. Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates", ein nicht sehr gelungenes politisches Lustspiel, sodann M. Halbes „Strom", ein Stück, das an die hier noch nie aufgeführte „Jugend" desselben Dichters nicht hinanreicht, drittens F. A. Beyerleins, des bekannten Verfassers des Romans „Jena oder Sedan?", Militärdrama, „Zapfenstreich", ein rohes Effektstück, aber nicht uninteressant durch die darin geschilderten deutschen Kasernenverhältnisse. Als Gäste hatten wir: 1.) im Dezember C. W. Büller, den bekannten Komiker, der diesmal im „Raub der Sabinerinnen" von Fr. v. Schönthan, im „Biberpelz" von G. Hauptmann und in „Mein Leopold" von A. L'Arronge auftrat; 2.) im Januar die hier sehr gerne gesehene Irene Triesch, deren feine und große Kunst wir in Ibsens „Hedda Gabler", in Hartlebens „Rosenmontag" und in Hebbels „Maria Magdalene" bewundern konnten; ein drittes Gastspiel brachte uns Ibsens „Frau vom Meere", Sudermanns „Es lebe das Leben" und Sardous „Fedora" mit Fräulein A. Wiecke in den Hauptrollen. — Aus dem klassischen Repertoire wurden Schillers „Kabale und Liebe", „Die Braut von



Messina“ und — als Jubiläumsvorstellung — „Tell“ gegeben; ferner Shakesspeares „Kaufmann von Venedig“ und „Sommernachtstraum“, Grillparzers „Medea“ und O. Ludwigs „Erbförster“; letzterer war zum ersten Mal auf unserer Bühne. — Eifrige Pflege und entsprechende Anerkennung finden die billigen Volksvorstellungen, in denen außer den genannten drei Schillerstücken noch „Maria Stuart“ und Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ gegeben wurden. — Mehrmals waren auch französische Truppen da. Sie spielten zum Teil Unbedeutendes; daneben aber Rostands „Cyrano de Bergerac“ mit Herrn Coquelin aîné in der Titelrolle, dann „Le gendre de Mr. Poirier“ von Augier und Sandeau, ferner Ohnets „Maître de forges“ und Sandeaus „Mlle. de la Seiglière“. —

Die neue Saison hatte eine Reihe frischer Kräfte auf unsere Bühne geführt. So war der vortreffliche Charakterspieler F. Hagen, dessen Nichtwiederengagement viele Theaterfreunde aufrichtig bedauert hatten, gut ersetzt worden; auch die Fächer der ersten und der sentimentalen Liebhaberin, sogar wieder einmal das des ersten Helden schienen tüchtig besetzt zu sein. Da schnitten die Elemente das Theaterleben ab, hoffentlich nicht auf allzulange.

2. Oper.

Das Theater wurde am 21. September mit Webers „Freischütz“ eröffnet und am 27. März mit der Aufführung von „Figaros Hochzeit“ von Mozart geschlossen. Wie alljährlich, so gab es auch diesmal „Novitäten“; unter diesen nennen wir als die bedeutendste Webers „Oberon“, der so lange Zeit hier nicht gehört worden war, daß man ihn füglich als „Novität“ bezeichnen durfte. Das Werk gelangte in glänzender neuer Ausstattung zu sehr schöner Wiedergabe und erlebte acht Wiederholungen. Wirklich neu waren dann für Basels Musikfreunde Bizets „Djamileh“ und „Die Abreise“

von Eugen d'Albert, die beide gut aufgenommen wurden. Als besonders gelungen ist eine Aufführung von R. Wagners „Meistersingern“ zu nennen, bei der eine Anzahl von Mitgliedern der Liedertafel in den Chören mitwirkten. Von auswärtigen Gästen von Bedeutung ist diesmal nur Theodor Bertram zu nennen. Die Aufführungen der großen Opern standen unter der Leitung von Kapellmeister Albin Trenkler; die Spieloper und die Operetten dirigierte Kapellmeister Cruciger. Auch in dieser Saison war der Besuch ein erfreulicher

B. Literarische Abende.

Bekanntlich hat die „Allgemeine Lesegesellschaft“ im vergangenen Winter Dichterabende eingerichtet, über deren Aufnahme beim Publikum der Bericht der Gesellschaft nur Gutes zu sagen weiß. Dem Abend Detlev von Liliencrons folgte im Dezember ein zweiter, an welchem Generalintendant Ernst von Possart in Begleitung des Musikers Prof. M. Schillings Dichtungen von Schiller vortrug. Der dritte Abend, an dem im Februar Frau Klara Viebig auftrat, mußte wiederholt werden, so stark war wieder — wie zu Liliencron — die Nachfrage gewesen. — Einen weitern literarischen Abend hat der Basler Dozentenverein veranstaltet. Es las da Herr Karl Spitteler einen Gesang aus dem III. Bande seines Epos „Olympischer Frühling“ vor.

Eine Dichterfeier ist für den 9. Mai 1905, Schillers 100. Todestag, geplant. Eine diesbezügliche Kommission, von den Professoren John Meier und Alb. Geßler berufen, ist schon im Juli zusammengetreten. Voraussichtlich wird sie von einer Bühnenhuldigung an Schiller (es war eine Dilettanten-Aufführung des „Tell“ geplant) absehen müssen.

C. Konzerte.

Das musikalische Leben Basels zeigt in seinen Erscheinungen eine gewisse Stetigkeit und Gleichmäßigkeit, die ihm zu gute

kommt. Wir sind zwar der Bevölkerungszahl nach den Großstädten eingereiht; aber von den Parteikämpfen, die so vielfach das Kunstleben der letzteren vergiften, sind wir einstweilen glücklich verschont geblieben. Der Basler ist auch in Kunstdingen im Grunde genommen eher eine konservative, sogar oft nüchterne Natur; er prüft das Neue, das an ihn herantritt, ruhig und nimmt das, was ihm zusagt, in sich auf, ohne es in fanatischem Enthusiasmus unbedingt über alles Alte zu stellen. Indem er so das ihm liebgewordene Alte in Ehren hält, ohne sich den neuen Erscheinungen prinzipiell zu verschließen, hilft er an der ruhigen und gedeihlichen Entwicklung des Kunstlebens mitarbeiten. Wie anderorts, so ist es auch hier: der Kreis derer, die sich für die ernste, hohe Kunst intensiv begeistern, ist ein verhältnismäßig enger, und er hat sich — man darf das ruhig aussprechen — nicht in dem Maße erweitert, wie die Bevölkerung zugenommen hat. Das führt zu einem Mißverhältnis zwischen dem Angebot von Konzerten und der Nachfrage nach solchen. Für die Aufführungen der Musikgesellschaft und der Chorvereine ist ein Publikum stets vorhanden, auf das die Konzertgeber rechnen können. Sie decken aber den Bedarf an musikalischer Unterhaltung (s. v. v.) in ausreichender Weise, so daß kleinere Privat- und Solistenkonzerte gewöhnlich nur ein wenig zahlreiches Publikum vorfinden und die Konzertgeber oft genug noch finanzielle Opfer bringen müssen. In den meisten Fällen können oder wollen sie nur eine Kritik erlangen, und diese ist nicht immer nach Wunsch. Wir leben auch in dieser Beziehung in einer Zeit der Überproduktion, und es ist durchaus keine Aussicht vorhanden, daß es bald besser kommen werde.

Wie gewohnt, berichten wir kurz über die Konzerte der Musikgesellschaft und der Vereine, die für unser Musikleben hauptsächlich in Betracht kommen, d. h. die, unter künstlerischer Leitung stehend, auch wirklich Künstlerisches leisten.



Die Musikgesellschaft veranstaltete unter Kapellmeister Suters Leitung ihre zehn Abonnementskonzerte im Musiksaal und führte dabei Werke klassischer und moderner Meister auf. Wie es in der Natur dieser Konzerte liegt, wurde der Schwerpunkt auf die Interpretation von Orchesterwerken größeren und kleineren Genres verlegt. Neben den Meistern Haydn, Mozart, Beethoven, Schumann, Brahms, deren Symphonien zum eisernen Bestand der Literatur gehören, wurden große, zum Teil hier unbekannte, symphonische Werke von Berlioz und Bruckner u. a. aufgeführt. Beethoven war ein ganzer Abend gewidmet; ebenso hatte man Berlioz zur Feier seines hundertsten Geburtstages einen solchen eingeräumt. Unter den Solisten ragten als besonders bedeutend hervor Fräulein Anna Hegner (Violine), Fräulein Mary Münchhoff (Gesang), Frau Careño (Klavier) und Prof. Leopold Auer (Violine).

Die Kammermusikabende waren gut besucht, und unser Basler Streichquartett brachte im Verein mit einer Anzahl auswärtiger Gäste eine schöne Anzahl in sein Bereich gehörender Werke der verschiedensten Komponisten in sorgfältigster Ausführung.

Der Gesangverein bot in den drei traditionellen großen Konzerten mit Orchester zuerst (10. Dezember) die hier vorerst noch nicht gehörte „Damnation de Faust“ von Berlioz, der namentlich Prof. Meschaerts Mitwirkung ein besonderes Interesse verlieh. Ihm zur Seite standen als Solisten Frl. Marcella Pregi (Paris) und Herr Ludwig Heß (Berlin). Am 11. Februar wurden dann zwei neue Werke zu Gehör gebracht: „Ahasvers Erwachen“ von Fr. Hegar und die „Vita nuova“ von E. Wolf-Ferrari, beide für Soli, Chor und Orchester. Sie wurden vom Publikum freundlich aufgegenommen. Unter den Solisten seien hier Frau Dr. Ida Huber und Herr Jos. Loritz aus München angeführt. — Für das



dritte Konzert hatte der Verein Händels „Messias“ vorbereitet, und die Aufführung dieses mächtigen Werkes ging denn auch am 29. Mai 1904 im Münster vor sich. Das Soloquartett bestand aus den Damen Rückbeil-Hiller (Stuttgart), Philippi (Basel) und den Herren G. A. Walter (Düsseldorf) und Heß van der Wyk (Kiel). Ein Tags darauf (30. Mai) veranstaltetes „Künstlerkonzert“ gab den Genannten, zu denen sich noch Frau Dr. Huber und als Klaviersolist Herr Otto Hegner gesellten, Gelegenheit, sich in Solo- und Ensemblestücken hören zu lassen. In gleicher Weise erwähnen wir eines Weihnachts- und eines Passionskonzertes. An beiden beteiligte sich der Halbchor des Gesangvereins mit a capella-Gesängen verschiedener Meister (Palestrina, Bach.).

Die beiden Männergesangvereine „Liedertafel“ und „Mänerchor“ hielten je zwei Konzerte ab. Der erstgenannte Verein unternahm am 24. Januar eine Aufführung von Bruchstücken aus musikalisch-dramatischen Werken Richard Wagners: Es wurden unter der Direktion von Herrn Hermann Suter Chöre aus „Rienzi“, dem „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“ und die Schlußszene des ersten Aktes des „Parsifal“ gesungen. Bei dem letztgenannten Stück wirkten eine Anzahl Damen des Gesangvereins mit. — Das Frühjahrs-Liederkonzert brachte eine Reihe von Chorliedern kleineren Umfanges von den verschiedensten Komponisten, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. (Der Chronist betont hier wieder einmal ausdrücklich, daß das Jahrbuch nicht dazu da ist, um Konzertprogramme in allen Einzelheiten wiederzugeben. Es kann nur in großen Zügen die musikalischen Ereignisse behandeln und manches nur streifen.) Als Solisten hatte der Verein die Damen Anna Hegner und Laura Küth engagiert.

Der „Männerchor“ konzertierte schon am 20. Dezember

unter der Leitung seines Dirigenten C. Jul. Schmidt. Von größeren Kompositionen, die hiebei zu Gehör gebracht wurden, seien in erster Linie Rheinbergers „Thal des Espingo“, Griegs „Landkennung“ und „Der Rhein und die Reben“ von Wilh. Sturm genannt. In diesem Orchesterkonzert wirkten solistisch mit: Fräulein M. Philippi und Herr G. Reiner. Im Liederkonzert vom 15. Mai nahm die Wiedergabe von Hegars „Todtenvolk“ das Hauptinteresse in Anspruch. Außerdem gelangten eine ganze Anzahl in das Gebiet des Volksgesanges gehöriger Kompositionen zur Aufführung. Für die solistische Abwechslung sorgten Fräulein Minna Weidele (aus Zürich) sowie die Herren H. Wetzel (Klarinette) und Maurer (Klavier).

Hiemit mag die kleine musikalische Chronik abgeschlossen sein. Sie macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da ihr naturgemäß nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht. Aus diesem Grunde müssen jeweilen Ereignisse und auch Persönlichkeiten übergangen werden, die vielleicht einen Platz im Jahrbuch glauben beanspruchen zu können. Wer sich für alle Details in unserem Konzertleben interessiert, mag die Jahresberichte der betreffenden Institute und Vereine zur Hand nehmen, die jeden wünschbaren Aufschluß geben.

D. Malerei und Plastik.

Die erste Kunsthalle-Ausstellung im November 1903 war eine sehr bedeutende. Die Münchner Künstlervereinigung „Die Scholle“ hatte uns eine Reihe ihrer besten Leistungen geschickt: meist große dekorative Gemälde, welche allerdings in ihrem Symbolismus nicht immer leicht verständlich waren, so „Die Pest“ von Fritz Erler. Anderes allerdings zog durch seine Klarheit und durch seine dekorative wie seine kompositorische Kraft sofort an; genannt seien: Robert Weises „Dame mit Windspiel“, Erich Erlers „Garten einer alten Dame“,

Walter Georgis wundersam tiefes Stimmungsbild „Mittagsstunde“, Adolf Münzers „Ammen“, ein Bild, das als Geschenk eines Kunstfreundes der Galerie des Kunstvereins überwiesen worden ist. Kleinere Ausstellungen zeigten uns Werke des Basler Porträtisten Franz Krauß, des originellen Wiesentäler Heimatmalers Hermann Daur, und der Basler Landschafter (Aquarellisten) Walter Enholz und F. Mock.

Im Dezember folgte dann die Weihnachtsausstellung der Basler Künstler, welche jedes Jahr zu unserer Freude dartut, daß die bildende Kunst in Basel nicht nur viel gepflegt wird, sondern daß sie auf einem Niveau steht, um dessen Höhe uns größere Orte beneiden dürften. Das Beste war im Porträtfach geleistet. Da hatte Fritz Burger ein paar reizende Kinderbildnisse und ein Selbstporträt im Jagdkostüm, Heinrich Altherr einen ernst und groß aufgefaßten italienischen Priester und das Bildnis eines Freundes ausgestellt; dieses ist ins Museum gekauft worden. Auch ein Phantasiebild Altherrs „Evocation“ interessierte. Sodann hatte W. Balmer ein herziges Knabenbild, Hans Garnjobst mehrere kühn aufgefaßte Porträts, Esther Mengold sehr gute und wahre, groß gesehene Bildnisse ausgestellt. Auch Augusta Roßmann, Marie Piccard, Frau Wagner-Grosch und Alfred Peter hatten bemerkenswerte Porträts zu zeigen. Eine Separatleistung war Emil Beurmanns Henkerbild „Scharfrichter Mengis“. Unter den Landschaftern ragte Karl Burckhardt mit stilvollen und außerordentlich lebendigen Marinen hervor. Auch W. Degoumois excellierte in diesem Fache. Sodann boten Burkh. Mangold, Emil Schill, Fritz Völlmy, C. Th. Meyer, Otto Mähly, Gottfried Herzig, Jakob Wagner und Max Buri durchaus Erfreuliches dar. Auch von Albrecht Mayer, G. Gysin, A. Neukomm, Ph. Labhardt, J. B. Weißbrod, A. Schenk, F. Krauß, K. Roschet, Ernst Breitenstein, W. Enholz, Hans

Süffert, Charles Bulffer, Ed. Böllmy, Hans Blendinger, E. Hugelshofer, Maria La Roche, Gertrud Dietschy, Gustel Wille, Minna Siebenmann, Marguerite Junod, Louise David, Hanna Socin, Alice Bauder und Lina Weißer waren durchaus lobenswerte Sachen da. Plastik boten Gustav Siber und vor allem Frau Sophie Burger-Hartmann, deren Büste Prof. Wölfflins ein Meisterwerkchen war. Nette Kunstschmiede-Arbeiten hatten die Herren Vohland und Bär ausgestellt.

Von Werken des am 14. September 1893 verstorbenen Dr. E. Stückelberg hat das Museum im Dezember „Das Grab" und „Opfer der Berge" erworben. Ein ernstes Selbstporträt (Altersbild) hatte der Maler letztwillig der öffentlichen Kunstsammlung vermacht.

In der Kunsthalle folgte im Februar eine Darbietung von Bildern aus Münchner Ausstellungen, guten Sachen, zum Teil von ersten Meistern. Genannt seien ein Selbstporträt von Prof. Julius Exter, ferner „Gladstone" und „Joh. Strauß" von F. v. Lenbach und zwei Damenbilder von F. Stuck. — Genrebilder gaben Gotthard Kuehl und Hans Borchardt; hauptsächlich aber ragten F. v. Uhde und Hans Thoma hervor, jener mit „Mädchen in der Laube", dieser mit einer „Landschaft mit Figuren". Daneben gab's ein flott gemaltes „Abendmahl" von L. Dettmann; auch Studien von Nik. Gysis (†) waren interessant. Landschaften von Lud. Dill zogen, wie immer, durch feine dekorative Werte an. Auch von G. Schönleber, Manuel Wielandt, P. W. Keller-Reutlingen, Lud. Willroider, Osw. Achenbach und Gilbert von Canal konnten wir treffliche Proben sehen. In der Plastik bot der geschmackvolle Finne Valgren in Paris seine weichen allerliebsten Figürchen zum Verkauf.

Im April gelangte der äußerst reiche und künstlerisch wertvolle Ernst Stückelberg-Nachlaß zur Ausstellung. Da konnte man lebendige Landschaftstudien aus allen Perioden des Malers, ferner figürliche Studien aus seinen glücklichen Sabinerjahren (1856—1863), aus späterer Zeit vorzügliche Porträts und Landschaften, aus der Tellskapellenperiode die so außerordentlich frischen Kopfstudien, sowie die Kartons zu den Fresken, aus seinen letzten Zeiten großartige dekorative Landschafts- und Figurenbilder sehen. Sie alle gaben beredtes Zeugnis von einer Künstlerkraft und einem Künstlerernst, die dem Verewigten eine Bedeutung weit in kommende Zeiten hinein sichern werden.

Diese bemerkenswerteste Ausstellung der ganzen Saison wurde abgelöst durch eine solche vom „Aussteller-Verband Münchner Künstler", einer Verkaufsgesellschaft, welche nur nette, aber keine hervorragenden Werke zu bieten hatte. — Neben diesen Fremden stellten die Schweizer Max de Geymüller, E. D. Turrian und Alfred Chatelain aus, Porträts, Landschaften und Marinen; besonders Chatelains Marinen waren bemerkenswert. — Im Juni gab's eine Fritz Schider-Ausstellung, welche den beliebten Basler Kunstlehrer als einen wirklich bedeutenden Künstler zeigte, und zwar hat Dr. Schider in Porträts, Landschaften und Genrebildern gleich Gutes geleistet. Ein Hauptwerk seiner früheren Zeit „Wirtschaft beim chinesischen Turm in München" ist ins Museum angekauft worden. — Im selben Monat war in der Kunsthalle Karl Burckhardts für die Pauluskirche bestimmtes Relief „Christus als Erretter" ausgestellt: ein originelles, in seinen Figuren fast antik streng behandeltes, aber doch modern empfundenes Werk monumentaler Plastik.

Die neue Saison begann mit einer Ausstellung holländischer Bilder: gut, aber nicht sehr hervorragend. Mehr interessierte eine Kollektion von Werken des Genfer Malers A. Gos:



Landschaften von imponierender Größe der Auffassung. Auch eine Serie von Aquarellen Fritz Mocks und E. Baurmanns interessierte, während die Böcklin-Imitationen Sigmund Landsingers keine großen Sympathien fanden.

Im künstlerischen Leben Basels hat sich auch die „Basler Künstlergesellschaft“ bemerklich gemacht und zwar mit einer Eingabe an den Großen Rat bezüglich Konkurrenzen bei Vergebung größerer künstlerischer Aufträge. Sie verlangte im Wesentlichen eine ständige Kommission für diese Dinge, und die Behörde hat ihre Wünsche auch mündlich entgegengenommen. — Der letzte große Auftrag dieser Art war die Dekoration des Großratssaales durch Emil Schill gewesen, der seine bedeutende Aufgabe mit Geschick erfüllt hat. Die fünf Bilder an den Wänden des Saales, sowie die Decke sind vorzüglich gelungen. Andere dekorative Arbeiten am Rathause waren den Malern Wilh. Balmer und Burkh. Mangold übertragen; Plastisches schufen die Bildhauer E. Zimmmermann von Stans und C. Gutknecht in Basel. Über die künstlerische Tat des gesamten großen Rathausbaues berichtet eine vorzüglich ausgestattete, von Architekt E. Vischer verfaßte Denkschrift: „Rathaus in Basel 1904. Herausgegeben im Auftrag des Baudepartements von Baselstadt. Basel, im September 1904.“

E. Architektur.

Von den Bauwerken, welche während des verflossenen Jahres in Basel errichtet worden sind, behandeln wir in erster Linie diejenigen, welche öffentlichen oder gemeinnützigen Zwecken dienen sollen. Wir beschränken uns bei einigen davon auf eine kurze Erwähnung und verschieben einen eingehenderen Bericht auf die Zeit ihrer Fertigstellung. In Angriff genommen wurde das neue Empfangsgebäude der schweizerischen Bundesbahnen, ferner das Dienstgebäude, das Verwaltungsgebäude und die Güterhallen der künftigen Bahnhofanlage der badischen



Staatsbahn, sodann ein neues Schulhaus an der Zähringerstraße. Der Bau der mittleren Rheinbrücke ist so weit vorgeschritten, daß sämtliche Pfeiler gestellt sind und von den Bögen ein großer Teil eingewölbt werden konnte. Die Gewölbe der rheinaufwärts gelegenen Seite der Brücke sind geschlossen, und wir haben jetzt schon eine deutliche Vorstellung von der Gesamtwirkung der Brücke. Auf dem Bruderholz wurden die Arbeiten an der Wasserversorgungsanlage fortgesetzt, und wir dürfen im nächsten Jahr ihre Vollendung erwarten.

Der im letzten Frühjahr begonnene Neubau der Töchterschule am Kohlenberg konnte noch vor Eintritt des Winters unter Dach gebracht werden. Auf den vereinigten Liegenschaften No. 17 und 19 am Kohlenberg errichtet, beherrscht er von dem hochgelegenen Platz aus den ganzen Steinenberg. Die dem dortigen Beschauer sich darbietende hochragende Silhouette mit dem bekrönenden Turm bezeugt, daß der Architekt darnach getrachtet hat, die aus den Raumerfordernissen sich ergebende sehr große und hohe Baumasse in Anlehnung an den gegenüberliegenden Lohnhof in malerischer Weise zu gruppieren. Die Fassaden zeigen eine einfache, dem Zweck des Gebäudes entsprechende Behandlung. Mit Rücksicht darauf, daß das Gebäude hauptsächlich von einem entfernten Standpunkt aus betrachtet wird, sind feine Details soviel wie möglich vermieden; die zwischen den vielen und großen Fenstern verbleibenden Wandflächen sind so einfach wie möglich gehalten, und alle Fensterumrahmungen, welche dieser Absicht entgegen gewirkt haben würden, weggelassen. Die Bauformen sind in moderner Weise unter leichter Anlehnung an einen einfachen Barock durchgebildet. (Architekt Th. Hünerwadel, Hochbaubüreau II des Baudepartements.)

Als ein Ereignis ganz besonderer Art verzeichnen wir die Einweihung des Rathauses. Sie schloß eine auf den Zeitraum von beinahe 10 Jahren sich verteilende künstlerische Gesamt-



leistung von hervorragender Bedeutung und großem Umfang ab. Nachdem die Architekten E. Vischer & Fueter in der allgemeinen Plankonkurrenz vom Winter 1895—1896 mit ihrem Projekt den ersten Preis errungen hatten und ihnen die ehren- und verantwortungsvolle Aufgabe damit zugefallen war, das altehrwürdige Rathaus zu erweitern, hat die ursprünglich gestellte Aufgabe viele Wandlungen durchgemacht. Die Entwicklung der Baugeschichte war eine interessante und mitunter verwickelte. Das fertige Werk legt in weitestem Maße Zeugnis ab für das unablässige Bestreben, ein Ganzes von stark ausgesprochenem schweizerischem, ja baslerischem Charakter zu schaffen. Leider sollte der Tod in die langjährige Verbindung der Architekten eine empfindliche Lücke reißen; es ist Herrn E. Fueter leider nicht vergönnt gewesen, diese hochwichtige Aufgabe mit zu Ende zu führen.

Im Anbau des Musiksaales am Steinenberg begrüßen wir die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches des Basler musikliebenden Publikums nach einem weitern Konzertsaal für solche Aufführungen, für welche der große Musiksaal zu geräumig ist und der obere Saal im Stadtkasino nicht in jeder Hinsicht genügt. Ein besonderer Vorteil ergab sich hierbei insofern, als die absolut erforderlichen Dependenzen eines großen Konzertsaales, die bisher nur sehr notdürftig untergebracht waren, in diesem Anbau nunmehr nach Wunsch und Zufriedenheit angeordnet werden konnten. Architekt Fritz Stehlin hat mit diesem Anbau dem großen Musiksaal den rechten Abschluß gegeben und sich in der Gestaltung des Äußern pietätvoll dem Charakter der Gesamtanlage angeschlossen.

Mit der Verwalterwohnung an der Elsäßerstraße, deren Fassaden sich an den Stil unserer alten Basler Bauten anlehnen, haben die Bauarbeiten zur Erweiterung der Schlachtanstalt, welche durch das Hochbaubüreau I des Baudepartements

unter dem Architekten C. Leisinger ausgeführt wurden, nunmehr ihren Abschluß erhalten.

Was an privaten Neubauten im Innern der Stadt entstanden ist, dient vorherrschend geschäftlichen Zwecken. Vom Mittelpunkt ausgehend beginnen wir mit dem Neubau am Marktplatz No. 1, einem Warenhaus moderner Art von den Architekten Romang und Bernoulli. Das Gebäude ist gerade im Rohbau fertig erstellt. Da die Fassade sich aber vorläufig noch hinter dem Gerüst verbirgt, müssen wir eine Besprechung auf unsern nächsten Bericht verschieben.

Am Fischmarkt ist an Stelle des alten bescheidenen Hauses No. 8 ein hochragender Neubau entstanden, und damit dem alten Platz ein moderner Stempel aufgedrückt. Von den Montren der untern Stockwerke bis zu dem die Hauptfassade am Fischmarkt krönenden Atelier-Fenster bekundet alles das Bestreben, dem Innern des Gebäudes im reichsten Maße Licht zuzuführen. Das Detail der in rotem Sandstein aufgeführten Fassaden bewegt sich vorwiegend in moderner Formensprache. (Architekt Rud. Sandreuter.)

Infolge der Korrektion des Münzgäßleins ist an der Einmündung desselben in die Hutgasse eine Parzelle entstanden, auf welcher der Architekt Gust. Doppler einen Neuban erstellt hat, für dessen äußere Gestaltung die Lage und Form des Platzes eine günstige Grundlage bot. Die heutzutage bei Feststellung von Baulinien an Ecken häufig zur Anwendung gebrachte Abschrägung hat hier eine Breite erhalten, welche eine bessere Entwicklung der Fassade zuläßt, als es in den meisten ähnlichen Fällen möglich ist. Zwei erkerartige, aus kräftigen Eckpfeilern herauswachsende Türmchen flankieren einen Mittelgiebel: eine Lösung mittelalterlichen Ursprungs, die hier aber in den Einzelheiten durchaus in der neuen Formgebung vorgetragen ist.

Im Gegensatz dazu zeigt uns das Nachbarhaus Hutgasse No. 10 eine Fassade, welche bei Einhaltung der in Basel üblichen Disposition eines Geschäfts- und Wohnhauses, die Formen eines uns überkommenen Stiles zeigt. (Architekten Gebrüder Stamm.)

In der Freien Straße ist nur ein Neubau zu verzeichnen. Auf der nur 6 Meter breiten Straßenflucht der Liegenschaft No. 69 sehen wir eine Fassade, deren untere Hälfte durch eine große bogenförmige Montre ausgefüllt wird. Dem in einfachen modernen Formen ausgeführten, mit einem flachen Giebel und darüber liegenden Altane bekrönten obern Teil verleiht die Anwendung von farbigen, glasierten Fliesen einen besondern Schmuck. (Architekt L. Friedrich.)

Die Liegenschaft am Schlüsselberg No. 5 hat einen eingeschossigen Anbau erhalten, welcher in der äußern Erscheinung dem bestehenden Gebäude mittelalterlichen Ursprungs getreu angepaßt ist. (Architekt Rud. Sandreuter.)

Auf der Zone zwischen dem ältesten Teil der Stadt und den äußern Quartieren haben wir folgende Neubauten zu erwähnen: Auf der Liegenschaft Leonhardstraße No. 5 wurde von den Architekten Ganser und Bernoulli ein Druckerei-Gebäude erstellt, dessen Fassade mit Rücksicht auf die gegenüber liegende Musikschule eine wenn auch einfache, so doch stilistisch charaktervolle Gestaltung erfahren hat. Eine diese Liegenschaft belastende Servitut gebot in der Höhenentwicklung des Gebäudes eine Beschränkung, welche für das Straßenbild an jener Stelle zweifellos sehr vorteilhaft ist.

Als Geschäftshäuser charakterisieren sich die beiden Neubauten Heumattstraße No. 21, nach den Plänen des Architekten W. Lodewig ausgeführt, und Aeschenvorstadt No. 75 (Basler Baugesellschaft).

In der Umgebung des alten Centralbahnhofes beginnt man sich auf die näher rückende Zeit der Fertigstellung des neuen Empfangsgebäudes der Bundesbahnen zu rüsten. An

der Ecke der Garten- und Centralbahnstraße wird ein Komplex alter Liegenschaften einem gründlichen Umbau unterzogen, um als Hotel weitergehenden Ansprüchen genügen zu können (Architekt Rud. Sandreuter). Die Hotels No. 4 und 6 am Centralbahnplatz zeigen durch ihren neuen Portalschmuck, daß auch dort eine Periode regeren Verkehrs und neuen Aufschwungs erwartet wird. Ein Hotelbau von stattlichen Dimensionen ist auf dem Grundstück No. 5 Centralbahnstraße erstanden; er bildet mit dem Nachbarhause No. 7 eine geschlossene Fassade von beträchtlicher Breite. Zwei mächtige Risalite schließen eine der Mittelpartie vorgelegte dreigeschossige Säulenhalle ein, welche den künftigen Gästen des Hotels einen angenehmen Aufenthalt verspricht. Die in hell leuchtendem Kalkstein ausgeführte Architektur der Fassade ist in einem einfachen, aber großzügigem Barok entworfen (Architekten La Roche, Stähelin & Co.).

In der innern Margaretenstraße sowie auf dem Grundstück Steinentorberg No. 8 sind Neubauten in Ausführung begriffen, auf die wir nach ihrer Fertigstellung näher eingehen werden.

Bevor wir unseren Beobachtungsgang in die äußeren Quartiere der Stadt antreten, berühren wir in der Alban-Vorstadt No. 45 einen Neubau der Architekten La Roche, Stähelin & Co., der durch seine Lage auf der gegen den Rhein gelegenen Halde unser Interesse in Anspruch nimmt. Von der Wettsteinbrücke aus betrachtet, erweist sich dieses Wohnhaus mit seinen in mittelalterlichem Sinne empfundenen Zinnengiebeln, mit dem Turm und seinen Terrassen gegen den Rhein als eine wirkungsvolle Bereicherung der Stadt-Silhouette.

Im äußeren St. Alban-Quartier finden wir eine ganze Reihe neuer Einfamilienhäuser.

Das Dependenz-Gebäude auf der Liegenschaft Albananlage No. 72 wurde zum Teil abgerissen, um einem Wohnhaus-Neubau an der Sevogelstraße Platz zu machen. Der ver-

bleibende Teil mußte infolgedessen einem Um- und Erweiterungsbau unterzogen werden, der von den Architekten Ganser und Bernoulli ausgeführt wurde. Ein neuer Treppenturm gibt der Hauptansicht gegen den Garten einen malerischen Reiz. Das neue Wohnhaus Sevogelstraße No. 30 wird uns im nächsten Bericht beschäftigen.

Das Wohnhaus Gellertstraße No. 10, im Rohbau vollendet, trägt die Formen der Basler Architektur des achtzehnten Jahrhunderts. Die Fassade zeigt uns zwischen zwei auf der Straßenflucht stehenden Risaliten die durch einen Giebel gekrönte Mittelpartie, deren Breite durch die gebogene Überleitung gegen die Risalite gewinnt. Für diese Anordnung der Fassade gibt der zur Anwendung gekommene Stil die wirksamsten Ausdrucksmittel, und als weiterer Vorteil ergibt sich die Möglichkeit einer reichlicheren Ausnutzung der Façade für Anbringung von Fenstern. Sie erlaubt ferner eine schönere Entwicklung des Haupt-Portals mit seiner Freitreppe und eine geschickte Anordnung des Diensteneingangs. Außer diesem neuesten Werk des Architekten Fritz Stehlin erwähnen wir als in diesem Jahre vollendet seine beiden im vorigen Bericht genannten Häuser Sevogelstraße No. 11 und Hardstraße No. 52. Das letztere, ein eingebautes Wohnhaus im Stile Louis XVI., soll mit seinen großen Architekturformen gegen die Masse der benachbarten mehrgeschossigen Häusergruppe am Schweizerplatz ankämpfen und durch die Vermeidung einer vielfachen, horizontalen Teilung die Höhenwirkung steigern. Das erstgenannte Wohnhaus Sevogelstraße No. 11, in den Formen der Basler Architektur des achtzehnten Jahrhunderts erbaut, bietet inmitten des Gartens und der umgebenden Dependenzgebäude, welche, schon früher vorhanden, dem Stil des Haupthauses angepaßt wurden, das Bild einer herrschaftlichen Gesamtanlage.

Ein Doppelhaus von ruhiger Wirkung, in den Details an französische Vorbilder vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts



sich anlehnend, ist auf den Grundstücken No. 62 und 64 in der Grellingerstraße entstanden (Architekten Suter und Burckhardt). Das Haus No. 66, ein Werk derselben Architekten, hebt sich durch seine in roten Backsteinen und Sandstein-Details im Charakter einer französischen Renaissance (Louis XIII) durchgeführten Fassade von den Nachbarhäusern kräftig ab.

Die Wohnhäuser No. 11 und 28 in der Wartenbergstraße sind fertig erstellt. Ersteres, ein Werk der Architekten Romang und Bernoulli, bietet mit seinen breiten, behaglichen Verhältnissen und in der Gestaltung des von Säulen getragenen Mittelerkers über dem Portal ein charakteristisches Beispiel moderner Auffassung. Die weißgestrichenen, durch eine dezent verteilte Vergoldung belebten schmiedeisernen Geländer tragen zur Gesamtwirkung wesentlich bei. Einen modern französischen Charakter trägt das Wohnhaus No. 28 (Architekt Schöllkopf, Paris). Den Neubau No. 15 in der Wartenbergstraße, nach den Plänen der Architekten Romang und Bernoulli im Rohbau erstellt, werden wir im nächsten Bericht behandeln.

An der Engelgasse ist in diesem Jahre fertig erstellt worden das Wohnhaus No. 103 (im vorigen Bericht irrtümlicherweise 107 bezeichnet). Das Äußere, in den Formen der Periode Louis XV. durchgebildet, zeichnet sich bei ansehnlichen Verhältnissen durch ein stattliches Portal mit Freitreppe aus (Architekt Leonh. Friedrich). Mit dem ebenfalls im vorigen Jahre erwähnten Nachbarhaus bilden die dieses Jahr im Rohbau erstellten No. 107 und No. 109 eine zusammenhängende Gruppe, auf die wir im nächsten Bericht zurückkommen werden.

Vor dem Aeschentor ist zunächst der Umbau des im Jahre 1864 von J. J. Stehlin erbauten Hauses zum Aescherhof, No. 1 St. Jakobstraße, zu erwähnen, durch den die Verlegung des früher an der südöstlichen Seitenfassade befindlichen Eingangs an die Hauptfront gegen die St. Jakobstraße bedingt wurde. Ein neues Portal mit Freitreppe und Marquise ver-



leiht der Mittelachse einen stärkeren Ausdruck (Architekten Suter und Burckhardt). Eine kleinere Arbeit derselben Architekten finden wir in der neuerbauten Dépendance auf der Liegenschaft St. Jakobstraße No. 42. Dem Charakter des alten Wohnhauses entsprechend ist das Gebäude in der einfachen Art vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgeführt.

Eine Gruppe von zwei neuen Wohnhäusern finden wir in der Peter Merianstraße, No. 19 und 21. Das im Aufbau an eine mittelalterliche Burg erinnernde Äußere zeigt gegen die Straße eine massive, in Haustein ausgeführte Fassade mit Giebeln, Balkonen und einem schlanken Erkerturm. Das mächtige Dach in roten Ziegeln erhöht die wuchtige Wirkung des Ganzen. Ein Doppelportal in gotischem Stil bezeichnet die Eingänge (Architekten Romang und Bernoulli).

Im Gundeldinger-Quartier, sowie außerhalb des Steinen- und Spalenrings, hat die Bautätigkeit dieses Jahres mit der im vorigen ungefähr gleichen Schritt gehalten. Wir erwähnen einige Wohnhäuser an der Tell- und Schillerstraße mit gotisierenden Details (Architekten Argast und Oelhafen). Ferner Hochstraße No. 118 ein Haus in französierendem Stil mit steilem Schieferdach, sodann Tellstraße No. 54 und 56. In der näheren Umgebung der Pauluskirche sind die Häuser Steinenring 46, 48 und Oberwilerstraße No. 19 bis 23 den früher dort von den Architekten Gebrüder Stamm erbauten Wohnhäusern in der gleichen stilistischen und farbigen Behandlung angefügt worden. Fertig gestellt wurden die Häuser No. 10 und 12 am Steinenring (Architekten Romang und Bernoulli); ferner Bundesstraße No. 3 (Basler Baugesellschaft). Zwei Häuser von den Architekten G. & J. Kelterborn, Arnold Böcklinstraße No. 11 und Bundesplatz No. 10, sind im Rohbau vollendet. Wir werden sie nach ihrer Fertigstellung im nächsten Bericht behandeln.

Während alle diese in der Nähe der Pauluskirche befindlichen Gebäude mehr oder weniger auf den durch den Erbauer der Pauluskirche angeschlagenen Ton eingehen, finden wir am Steinenring No. 8 ein Wohnhaus in französischem Barok (Architekt Rud. Sandreuter).

Wir stellen hier einen im vorigen Bericht unterlaufenen Irrtum richtig; der malerische Wohnhausneubau Burgunderstraße No. 32 ist nicht von der dort angegebenen Firma, sondern von dem Architekten R. Grüninger entworfen worden.

Als fertig gestellt und bezogen erwähnen wir ferner die Wohnhäuser No. 49, 51 und 53 an der Neubadstraße von den Architekten Rickert und Tamm.

Von den in der Gegend des Spalenrings erstellten Neubauten interessiert uns am meisten eine Vier-Häusergruppe an der Palmenstraße, deren Fassaden sich durch äußerst lebendige Gliederung und moderne farbige Behandlung auszeichnen (Architekten Rud. Linder und Paul Burckhardt). Im Übrigen erwähnen wir die Häuser Spalenring No. 143 u. 145 (Architekten G. Stehelin & Co.), Spalenring No. 40 (Architekten Preiswerk & Co.), Kannenfeldstraße No. 24 und 26 (Architekt Rud. Sandreuter), Kannenfeldstraße No. 15 (Architekt H. Flügel), Ruffacherstraße No. 20 bis 28 und Sierenzerstraße No. 42 (Architekten Argast und Oelhafen), Pilgerstraße No. 29 bis 33.

Außerhalb des Spalenquartiers ist noch die von dem Architekten Rud. Sandreuter entworfene Kapelle auf dem israelitischen Friedhof zu verzeichnen.

In der Missionsstraße wurde von der Firma Preiswerk & Co. auf dem Grundstück No. 43 ein Bureaugebäude in einem gotisierenden Stil erstellt.

Eine bemerkenswerte Lösung für ein kleineres Haus finden wir in der Mittlerenstraße auf dem Grundstück No. 79. Hier ist mit den einfachsten Mitteln, ohne Anwendung von irgendwelchen Ornamenten und Profilierungen lediglich durch Ver-

teilung und Gestaltung der Tür- und Fensteröffnungen, und durch die Gliederung und Form des roten Ziegeldaches eine volle Wirkung erreicht (Architekt E. Hemann).

Ein Wohnhaus von reicher Gliederung der Massen ist No. 44 an der Hebelstraße. Die Behandlung des Äußeren zielt in erster Linie auf eine malerische Wirkung (Architekten Gebrüder Stamm).

Am Petersgraben wurde die im vorigen Jahre auf dem Grundstück No. 11 begonnene Privatklinik zum Andlauerhof fertig gestellt und ihrem Zweck übergeben. Das nur aus Erdgeschoß, 1. Stock und Mansardenstock bestehende Gebäude ist äußerlich im modernen Sinn ausgebildet (Architekten Romang und Bernoulli).

Von privaten Neubauten in Klein-Basel führen wir als erwähnenswert nur das Geschäfts- und Wohnhaus Rebgasse No. 31 an, ein in modernem Sinne entworfenes Werk des Architekten E. Pfrunder.





Basler Chronik

vom

1. November 1903 bis 31. Oktober 1904.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1903.

1. Die Reformationskollekte in den protestantischen Gottesdiensten, die für den Bau einer evangelischen Kirche in Zug bestimmt ist, ergab 5039 Fr.

Bei einer starken Feuersbrunst in der Geigy'schen Fabrik im nahen Grenzach leistet auch die Basler Feuerwehr mit der Dampfspritze freundnachbarliche Hilfe. Gleichzeitig brannten in Reinach zwei Bauernhäuser nieder.

2. Im Alter von nur 47 Jahren stirbt der Buchhändler Wilhelm Georg-Wacker an der infolge einer Operation eintretenden Herzschwäche. Als Chef der bekannten Georg'schen Buchhandlung genoß er großes Ansehen und allgemeine Beliebtheit.

7. Das von der Regierung ausgearbeitete Budget für 1904 sieht vor an Einnahmen 11,457,603, an Ausgaben



13,237,623 Fr., somit ein Defizit von 1,780,020 Fr. Dazu kommen außerordentliche Eisenbahnausgaben im Betrage von 192,000 Fr.

9./10. Die Delegierten der schweizerischen Vereine für Sonntagsfeier halten ihre Versammlung in Basel ab. Außer den geschäftlichen Traktanden wird die Überbürdung der Jugend mit Schulaufgaben vom Samstag auf den Montag besprochen. An der Versammlung waren Reformierte, Altkatholiken und römische Katholiken vertreten.

11. Zum Präsidenten des Verwaltungsrates der Bank in Basel an Stelle des verstorbenen Matthias Ehinger wird gewählt August Burckhardt-Heußler, neu in die Verwaltung Eduard His-Schlumberger.

12. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Verlegung der Klein-Basler Teiche weist der Rat den Ratschlag betr. die Anlegung von Straßen auf dem Areal des Rosengartens zurück, erledigt in zweiter Lesung das Gesetz über Universitätsgut 2c. und nimmt es an, ratifiziert die Wahl von H. Jezler-Lorenz ins Civilgericht (24./25. Okt.), nimmt in zweiter Lesung die Abänderung des Gesetzes über das staatliche Arbeitsnachweisbureau an und tritt auf den Entwurf eines revidierten Wirtschaftsgesetzes ein; die Beibehaltung des Bedürfnisartikels wird beschlossen.

13. An der Rektoratsfeier der Universität spricht der abtretende Rektor Prof. Bolliger über die Trägheit. An diesen Akt schließt sich wie alljährlich das Rektoratsessen, während die Studentenschaft sich zu einem Umzug am Nachmittag und zu einem Kommers am Abend zusammenfindet.

17. Die Regenz wählt zum Rektor der Universität für 1904 Prof. Dr. Karl Christoph Burckhardt-Schazmann, zum Schreiber der Regenz Prof. Adolf Baumgartner.

19. Der Weitere Bürgerrat genehmigt in der letzten Sitzung seiner Amtsperiode den Geschäftsbericht des Engern



Bürgerrats für 1902 und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

21. Zum ordentlichen Professor an der medizinischen Fakultät der Universität wird ernannt Dr. Friedrich Siebenmann, bisher außerordentlicher Professor; zum außerordentlichen Professor an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät Dr. Henri Veillon, bisher Privatdocent.

24. Bei der Jahresversammlung der freiwilligen Schulsynode wird zum Präsidenten an Stelle des nach Zürich berufenen J. Fr. Schär gewählt J. Bollinger-Auer. Hierauf hält Prof. Ad. Bolliger einen Vortrag über „Die rechte Religion und ihre Bedeutung für das Leben und Wirken des Lehrers und der Lehrerin.“ Ein gemeinsames Mittagessen zu Rebleuten folgt auf die Verhandlungen.

26. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Gasexplosion in der Austraße wird der Elektrizitätstarif an die Regierung zurückgewiesen; zu Suppleanten des Civilgerichts werden gewählt Johann Gisi und Dr. Ch. Bourcart; die Vorlage betr. die Besoldung des Vorstehers der Frauenarbeitschule wird in zweiter Lesung (entgegen dem Beschluß der ersten Lesung) unverändert in der Fassung der Regierung angenommen; endlich wird die Beratung des Wirtschaftsgesetzes fortgesetzt und dabei die Bewilligungstaxe angenommen.

27. Nach schwerem Leiden stirbt im Alter von 56 Jahren Pfr. Hans Lichtenhahn, Hauptpfarrer zu St. Theodor, seit 18 Jahren an dieser Gemeinde tätig, in der er auch geboren war. Lichtenhahn hat neben seiner pfarramtlichen Tätigkeit auch auf sozialem Gebiet mit Eifer gewirkt.

28. Die öffentlichen Blätter publizieren die Danksagungen für Vergabungen aus dem Trauerhaus J. S.-B. im Gesamtbetrag von ca. 300,000 Fr. für religiöse, wohltätige, wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke.



28./29. Die Wahlen in den Weitern Bürgerrat kommen bis auf drei zu Stande und zwar mit Ausnahme eines einzigen neuen Kandidaten, der von beiden Hauptparteien vorgeschlagen wurde, im Sinne der Bestätigung der bisherigen. Die Sozialisten, die in allen neun Quartieren Kandidaten aufgestellt hatten, blieben durchweg erfolglos.

29. Die Missionskollekte in den evangelischen Gottesdiensten am 1. Advent ergibt 4060 Fr.

30. An der gemeinsamen Sitzung der 5 Positiven Gemeindevereine spricht Prof. Fritz Barth aus Bern über berufliche Ausbildung der Frauen und Frauenstimmrecht; er findet in der Diskussion für seine in manchen Punkten die Gleichstellung der Frau und des Mannes befürwortenden Anschauungen Beistimmung.

Über die Witterung des Monats November ist nichts Besonderes zu sagen. Der Monat hatte in seiner ersten Hälfte einige freundliche sonnige Tage; sein vorherrschender Charakter war aber mürrisch und naßkalt, bald regnerisch, bald neblig. Eigentliche Winterkälte stellte sich so wenig ein als nennenswerter Schneefall.

Dezember 1903.

5./6. Im zweiten Wahlgang der Bürgerratswahlen werden die drei noch leerstehenden Plätze besetzt. Dabei kommen noch zwei neue Mitglieder in die Behörde. Sie behält im Wesentlichen die nämliche Zusammensetzung wie ihre abtretende Vorgängerin.

10. Großer Rat. Zum Ersatzrichter für das Strafgericht wird gewählt Dr. Rothenberger; es werden eine Reihe Aufnahmen von Bürgern ratifiziert, 3000 Fr. für die Arbeitslosen bewilligt; ferner wird beschlossen Vergrößerung der Pfarrhausliegenschaft Friedensgasse 40 und der Bau eines neuen Töchterschulhauses am Kohlenberg. Nach der Abweisung eines Wirt-



schaftsrekurses wird die Debatte über den Prüfungsbericht pro 1902 fortgesetzt.

Im Alter von 75 Jahren stirbt nach langer Krankheit Direktor Karl Blanckarts, der viel zur Entwicklung der Basler Transportversicherungsgesellschaft beigetragen hat und im Versicherungswesen als Autorität galt.

12. Dr. Hermann Christ, der bekannte botanische Schriftsteller und geschätzte Jurist, wird bei seinem 70. Geburtstag der Gegenstand vielfacher Huldigungen von naturwissenschaftlichen und juristischen Vereinen und Körperschaften.

14. Die Frequenz der Universität im laufenden Wintersemester beträgt 452 Studierende und 164 nicht immatrikulierte Hörer, die Zahl der Universitätslehrer 105. Die theologische Fakultät zählt 46 Studenten und 12 Zuhörer, die juristische 57 und 2, die medizinische 135 und 7, die philosophische 304 und 143. Von den Studierenden sind 11, von den Zuhörern 31 Damen. Baselstädter studieren 184 und zwar 11 Theologen, 29 Juristen, 49 Mediziner und 95 Philosophen.

15. Die sozialdemokratische Partei veranstaltet in der Burgvogteihalle eine Protestversammlung gegen die Ratifikation des zur Zeit der Bundesversammlung vorliegenden Staatsvertrags mit Italien betr. Bau und Betrieb des Simplontunnels.

17. Die Bundesversammlung wählt zum Bundesrichter an Stelle des verstorbenen Bläsi Dr. Fritz Ostertag, dritten Civilgerichtspräsidenten in Basel. — In seiner konstituierenden Sitzung bestätigt der Weitere Bürgerrat den Engern Bürgerrat mit W. Uhlmann-Becker als Präsidenten.

18. Großer Rat. Nach Entlassung des zum Bundesrichter gewählten dritten Civilgerichtspräsidenten wurden der Anschluß Riehens an die städtische Wasserversorgung sowie die Erstellung der Kannenfeldstraße beschlossen, beide mit Dringlichkeit, um den Arbeitslosen dadurch Beschäftigung zu geben.



Hierauf wird der Verwaltungsbericht der Regierung für 1902 zu Ende beraten und samt dem Bericht der Kantonalbank genehmigt.

19. Die Regierung ernennt Dr. Albert Geßler zum außerordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät mit dem Lehrauftrag für Geschichte der deutschen Literatur. — Bei der Feier in Lausanne aus Anlaß des 50jährigen Bestandes der Ecole normale wird u. a. zum docteur ès sciences ehrenhalber ernannt Oberst Rudolf Alioth von Basel um seiner Verdienste auf dem Felde der elektrischen Industrie willen.

19./20. Zum Hauptpfarrer der St. Theodorsgemeinde an Stelle des verstorbenen Pfr. Hans Lichtenhahn wird gewählt mit 412 von 418 Stimmen Pfr. Ernst Stähelin.

23. Die theologische Fakultät der Universität Marburg verleiht dem Basler Theologieprofessor Lic. Paul Wernle den Titel eines Ehrendoktors der Theologie.

27. Im benachbarten Birsfelden wird mit allerlei Festlichkeiten eine Wasserleitung eingeweiht.

30. Der Arbeiterbund hatte der Regierung ein Gesuch unterbreitet um Unterstützung des Arbeitersekretariats durch den Staat. Sie wurde unter gewissen Bedingungen bewilligt. Die Delegierten des Arbeiterbundes glaubten darauf nicht eingehen zu sollen. Der Regierungsrat betrachtet dies als einen Verzicht auf die Subvention.

31. Nach langem Leiden stirbt 72jährig Dr. Ph. Anton Largiadèr aus dem graubündnerischen Münstertal, der nach harter Jugend und langer Wanderzeit (Chur, Rorschach, Straßburg) die zwei letzten Jahrzehnte seines Lebens in Basel verbrachte, zuerst als Mädchenprimarschulinspektor, dann als Rektor der Töchterschule, um die Hebung des Erziehungswesens, namentlich Berufsbildung des weiblichen Geschlechts vielverdient. Als Privatdozent für Pädagogik wirkte er an der Universität, saß im Großen Rat und in vielen Kommissionen.

Die Witterung des Monats brachte zunächst viel Regen, dann eine Reihe frühlingsmilder Tage, abwechselnd mit neblig kalten, bis nach der Sonnenwende plötzlich eine Kälte eintrat, die sich um etwa —5° hielt und bis Ende des Jahres dauerte. Doch lag kein Schnee; auf der Höhe dagegen, wo allnächtlich ein starker Reif lag, bildete sich nach und nach eine Decke von Eiskristallen bis zu 10 cm Dicke.

Januar 1904.

1. Die Register des Civilstandsamtes weisen für das abgelaufene Jahr 1903 auf an Trauungen im Kanton Baselstadt 1049, dazu 159 auswärts vollzogene Trauungen, deren Bräutigam im Kanton wohnt; Geburten zählte man 3519, darunter 111 Totgeburten; von den 3408 Lebendgeborenen waren 1748 Knaben, 1660 Mädchen; endlich kamen 1976 Todesfälle vor, unter denen die 111 Totgeburten wieder mitgerechnet sind; von den 1865 Gestorbenen waren 934 männlichen, 931 weiblichen Geschlechts.

Die Basler Straßenbahnen nahmen im Jahre 1903 insgesamt ein 1,355,568 Fr. und beförderten 12,195,169 Personen; die Einnahmen pro Wagenkilometer werden berechnet auf 47,2 Rp., d. h. genau gleich hoch wie im Jahr 1902.

6. Herr Dr. Jakob Oeri beginnt in der Aula des Museums unter den Auspizien der Historischen Gesellschaft die Vorlesung eines von Jakob Burckhardt hinterlassenen, durch ihn ausgearbeiteten Kollegs „Welthistorische Betrachtungen“ (von Burckhardt seinerzeit „Zum Studium der Geschichte“ betitelt). Der Cyklus schloß nach 10 Vorträgen am 16. März, der Reinertrag war für die Ausgrabungen in Augst bestimmt.

8. Die Gemeinnützige Gesellschaft beschließt, eine Kommission niederzusetzen, die die Bevölkerung zu Verständnis und Genuß unserer öffentlichen Sammlungen führen soll. Der Vor-



sitz wird Regierungsrat Prof. Albert Burckhardt-Finsler übertragen und für die nötigen Studien ein Kredit von 300 Fr. bewilligt.

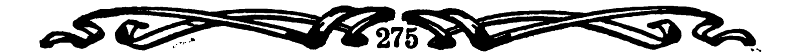
9. In der Offiziersgesellschaft trägt Oberstdivisionär Wille vor über seine Vorschläge zur Reorganisation des Schweizer Heeres. Die Sitzung, die eine lebhafte Diskussion hervorrief, schloß mit der Annahme einer Resolution, in der die Versammlung dem Redner ihren Dank aussprach für seine Bemühungen zur Heeresreform.

13. Im Alter von nahezu 80 Jahren stirbt Pfr. Emanuel Preiswerk, bis Anfang der 1890er Jahre Waisenhausprediger, früher Vikar in Neuenburg, Pfarrer in Bennwil und Hausvater im Rebhaus, lange Jahre auch Mitglied des Missionskomitees.

Laut § 15 des Bürgerrechtsgesetzes von 1902 werden solche, die unentgeltliche Aufnahme ins Bürgerrecht beanspruchen können, alljährlich amtlich auf dieses Recht hingewiesen. Im Jahr 1903 ist dies zum ersten Mal geschehen. Das Kantonsblatt vom heutigen Tage führt 439 Namen an, deren Inhaber auf Grund dieser Bestimmung ins städtische Bürgerrecht aufgenommen wurden. Die Bürgerschaft erfährt hiedurch einen Gesamtzuwachs von rund 1500 Seelen.

13./14. Zweites Probeschießen von der Festung Istein (s. 23./24. Oktober 1903).

14. Großer Rat. Zunächst wird eine durch den Brand des Irokesen-Theaters in Chicago veranlaßte Interpellation über die Feuersicherheit im Stadttheater erledigt. In erster Lesung wird Gründung einer Anstalt für verwahrloste Mädchen bei Riehen beschlossen; ferner der Ankauf der Liegenschaft Schneidergasse 13 und der eines Bauplatzes für ein Mädchensekundarschulhaus an der Zähringer Straße. Der Nachmittag ist der Weiterberatung über Revision des Wirtschaftsgesetzes gewidmet; u. a. wird die Einführung einer Polizeistunde abgelehnt und



werden Bestimmungen getroffen zum Schutze des Wirtschaftspersonals.

15. Im Alter von 77 Jahren stirbt, seit Jahrzehnten durch die Gicht gelähmt und ans Haus gefesselt, Samuel Rieder-Frey, früher Baumeister, ein Mann, der es aus bescheidenen Verhältnissen durch eigene Anstrengung und Tüchtigkeit zu Ehr und Ansehen brachte und u. a. längere Zeit im Großen Rate saß.

20. Die drei Ehrenzeichen Klein-Basels begnügen sich dies Jahr mit einem Tanz vor dem Café Spitz, da die provisorische Brücke, auf der kein Käppeli steht, sich dazu nicht eignet.

23. Pfr. Paul Böhringer, Hauptpfarrer zu St. Peter, bisher außerordentlicher Professor, wird zum ordentlichen Professor befördert. Am folgenden Tage begeht er, von Amtsbrüdern, der Gemeinde und Gesinnungsgenossen aus weiterm Kreis umgeben, das Jubiläum seiner 25jährigen seelsorgerlichen Tätigkeit in Basel.

26. Prof. Jules Jeanjaquet, erst seit einem Jahr an der Universität tätig, reicht sein Entlassungsbegehren ein, um sich ganz der Arbeit am westschweizerischen Idiotikon zu widmen.

27. Die deutsche Kolonie feiert im Musiksaal Kaisers Geburtstag. Die Festrede hält der deutsche Gesandte in Bern, v. Bülow, der am 28. dem Regierungspräsidenten einen offiziellen Besuch abstattete.

28. Großer Rat. Die erste Lesung des Wirtschaftsgesetzes wird zu Ende geführt, ferner der Elektrizitätstarif festgesetzt und das Gesetz betr. Errichtung einer Erziehungsanstalt für Mädchen in zweiter Lesung erledigt. Weiter werden Beschlüsse gefaßt betr. Legung eines Straßenbahngeleises in der Kannenfeldstraße, betr. Ankauf von Land in den Wiesenmatten für das Wasserwerk, betr. Abtretung von Land in den Langen

Erlen an die Badische Bahn für den neuen Bahnhof, betr. Landerwerbung zum St. Galler Ring zwischen Bündner und Rufacher Straße, betr. eine Übereinkunft des Erziehungsdepartements mit der Augenheilanstalt wegen der ophthalmologischen Klinik, endlich betr. Ankauf der Parzelle Sekt. I No. 1133 an der Hüninger Straße. Ein Anzug betr. Hinderung schwindelhafter Bauspekulationen wird überwiesen, eine Eingabe und ein Rekurs abgewiesen.

29. Die Gemeinnützige Gesellschaft nimmt neu in ihren Geschäftskreis auf die Unterstützung einer Näh- und Flickschule in Groß-Basel (im hohen Dolder).

30. Prof. Hans Rupe lehnt einen Ruf an die Universität Prag ab, der Klavierkünstler Otto Hegner von Basel, bisher in Berlin, folgt einem solchen an das Konservatorium zu Frankfurt a. M.

31. Witterung. Mit ziemlich starker Kälte setzte der Monat ein und erlaubte einen schwunghaften Betrieb des Eislaufs. Am 10. brach eine Zeit des Föhnsturms los und brachte viel Regen bei einer für die Jahreszeit ungewöhnlich milden Witterung; dann begann auch Schnee zu fallen, doch erst am 18. blieb eine dünne Decke liegen, während allerdings in weiterer Entfernung von der Stadt, zumal auf den Jura- und Schwarzwaldhöhen, gewaltige Schneemassen Weg und Steg sperrten. Vom 22.—29. kamen wieder einige recht kalte Tage, die am Ende des Monats durch Tauwetter abgelöst wurden.

Bis zum Ende des Monats stieg die Zahl der bei der amtlichen Kommission gemeldeten Arbeitslosen, die am Anfang Januar 623 betragen hatte, auf 1001, die Zahl der unter der Arbeitslosigkeit leidenden Personen auf rund 2500.

Februar 1904.

1. Das Appellationsgericht bestätigt das Urteil der ersten Instanz (s. Basl. Chronik z. 5. Okt. 1903 ffg.) gegen Häfelfinger,



den einzigen Angeklagten des Kreditgesellschaft-Prozesses, der appelliert hatte.

4. Der Weitere Bürgerrat erledigt 132 Begehren um Aufnahme ins Stadtbürgerrecht.

5. Am Abend zwischen 9 und 10 Uhr gerät auf der Station Flühen der Birsigtalbahn ein vierachsiger Wagen in Lauf und durcheilt in der Zeit von wenig über 10 Minuten die Strecke Flühen-Basel. Der einzige Passagier, eine Frau, nahm keinen Schaden. In Basel wurde eine Limonadebude zertrümmert.

6. Im Alter von 45 Jahren stirbt Dr. Adolf Socin, außerordentlicher Professor der Germanistik, seit beinahe 20 Jahren an unserer Universität tätig, ein trefflicher Lehrer der akademischen Jugend und tüchtiger Dialektolog. Auf dem Gebiete der Stenographie, die er eine Zeit lang als Beruf betrieben hat, gehörte er zu den Begründern des Einigungssystems Stolze-Schrey.

6./7. Zum Präsidenten des Civilgerichts an Stelle des nach Lausanne ans Bundesgericht berufenen Dr. F. Ostertag wird mit 3912 Stimmen gewählt der von den bürgerlichen Parteien vorgeschlagene Dr. Fritz Götzinger. Der sozialistische Kandidat Dr. Josef Knörr macht 1285 Stimmen. In der St. Theodorsgemeinde wird ohne Opposition mit 453 Stimmen an Stelle des zum Hauptpfarrer vorrückenden Pfr. Ernst Stähelin zum Pfarrer gewählt der Kandidat des Positiven Gemeindevereins Max Zimmermann, derzeit reformierter Pfarrer in Olten.

11. Der Große Rat wählt zum Ersatzrichter am Civilgericht G. W. Bronner, bestätigt eine Bürgeraufnahme, ratifiziert den Ankauf der Liegenschaften Schwanengasse 8 und Blumenrain 5 und nimmt die Vorlage betr. Zulassung weiblicher Studierender rc. in zweiter Lesung an; hierauf beschließt er



nach langer Debatte den Gesetzesentwurf über Verwaltungsrechtspflege einer 7 gliedrigen Kommission zu überweisen.

12. Nachdem kürzlich die Leitung der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz an einem Parteitag in Bern Basel übertragen worden ist, wird der leitende Ausschuß der Partei bestellt aus Ständerat Dr. Paul Scherrer, Präsident, Redakteur Johannes Gisi, Sekretär, Nationalrat Dr. Heinrich David, alt Nationalrat Eduard Eckenstein, Strafgerichts-Präsident Dr. Oskar Schär, Nationalrat Dr. Otto Zoller und Nationalrat J. Buser (als Vertreter von Baselland).

14./15. Bei der Jahresfeier der Stadtmission hält die Ansprache am Sonntag Abend im Vereinshaus Pastor Keeser aus Düsseldorf.

Eine große internationale Winter-Ausstellung von Hunden aller Rassen, veranstaltet vom Verein für Hundesport und Jagd wird im Klingenthal abgehalten. Die Ausstellung war von etwa 350 Ausstellern mit rund 530 Hunden beschickt.

22.—24. Die diesjährige Fastnacht geht, am Montag gar nicht, am Mittwoch nur mäßig von der Witterung begünstigt, in den hergebrachten Formen vor sich.

25. Großer Rat. Nach einer Interpellation darüber, daß die Pläne für das Postgebäude an der Centralbahnstraße von der Bundesverwaltung nicht ausgeschrieben wurden, bestätigt der Rat 44 Bürgeraufnahmen und bewilligt für 1904 einen Kredit von 38,000 Fr. für Einrichtung provisorischer Schulklassen. Dann wird in die Beratung des Budgets für 1904 eingetreten.

28. In den Gottesdiensten der reformierten Kirchen wird für die Evangelischen Oesterreichs gesammelt. Die Kollekte ergibt 5104 Fr.

29. Der Februar brachte meist unbeständige Witterung mit vielen Regengüssen. Nur in der Mitte des Monats, um den 10., hatten wir unter dem Einfluß des Föhns einige herr-

liche Frühlingstage. Als aber der Wind nachließ, kamen enorme Regengüsse. Die Flüsse stiegen so sehr, daß am 11./12. Hochwasser drohte und einige Tage lang die Arbeiten an der Rheinbrücke gehindert waren. Einige Nächte des Monats zeichneten sich durch orkanartige Stürme aus. Am Ende, seit der Fastnacht, kam ein Rückfall in die Winterkälte.

März 1904.

3. Auf der Bechburg bei Oensingen stirbt in seinem 82. Altersjahr Fritz Riggenbach-Stehlin von Basel, früher Bankier in seiner Vaterstadt, dem namentlich die Pflege der Musik in Basel vieles verdankt. Bei seiner Beerdigung am 6. März, bei der dem Gottesdienst im Münster (Antistes v. Salis) der Gesangverein und das Orchester der Allgemeinen Musikgesellschaft eine künstlerische Weihe verliehen, wurden am Grab auch die großen Verdienste des Verstorbenen um das musikalische Leben seiner Vaterstadt von berufener Seite hervorgehoben.

4. Zum Civilgerichtsschreiber wird gewählt an Stelle des zum Präsidenten vorgerückten Dr. Fritz Götzinger: Dr. Gerhard Börlin, bisher Substitut.

5. Die Schüler der obersten Jahreskurse der Ingenieurschule des Zürcher Polytechnikums besuchen unter Führung ihrer Lehrer die Reservoir- und Filteranlagen des städtischen Wasserwerks auf dem Bruderholz sowie den Bau der mittleren Rheinbrücke.

7. ffg. Im neuen Großratssaal werden die Kartons zu den von Emil Schill entworfenen Wandgemälden an Ort und Stelle für ein ausgewähltes Publikum zugänglich gemacht.

8. Dr. Otto Spieß erhält die venia legendi für Mathematik.

10. Großer Rat. Das Budget für 1904 wird zu Ende beraten. Im Anschluß daran beschließt der Rat, die Regierung

zu beauftragen mit der Prüfung einer Erhöhung der direkten und einiger indirekten Steuern durch Zuschläge. Dagegen wird abgelehnt eine besondere Steuer auf den Wertzuwachs an Liegenschaften. Am Nachmittag genehmigt der Rat den Bericht betr. die Verwendung der Volksschulsubvention pro 1904, einen Nachtrag zum Budget pro 1903, 22,000 Fr. für künstlerische Ausschmückung des Großratssaales (8000 Fr. hatten die Mitglieder der Behörde zusammengesteuert), ferner beschloß er eine Revision der §§ 8 und 16 des Armengesetzes, eine Abänderung von § 11 des Hochbaugesetzes und nahm den Bebauungsplan an für das Gebiet zwischen Riehenstraße und Grenzacherstraße.

11. Dr. Heinrich Preiswerk erhält die venia legendi für Geologie und Mineralogie.

17. Im Alter von nahezu 70 Jahren stirbt Registrator Adolf Kölner-Kummer, ein treuer Staatsdiener.

19. Dr. E. Tappolet, Privatdozent an der Universität Zürich, erhält eine außerordentliche Professur für Romanistik an der Hochschule. — Zimmermeister R. Riesterer-Asmus, ein tüchtiger Bürger, Mitglied verschiedener Behörden, stirbt unerwartet 55jährig.

23. Prof. Ludwig Wille, Lehrer der Psychiatrie an der Hochschule und Direktor der Anstalt Friedmatt seit deren Bestehen, erhält auf sein Begehren die Entlassung aus dem Staatsdienst unter Belassung von Titel und Rechten eines ordentlichen Professors. Der Demissionär wird Ende des Monats seinen 70. Geburtstag begehen.

24. Großer Rat. Der Große Rat erledigt in erster Lesung einen Gesetzesentwurf betr. Stimmzwang, der auf eine Volksinitiative vom 1. und 2. November zurückgeht; dann wird ein erster Kredit für Umbau des Falkensteiner- und Regisheimerhofes für Zwecke des Baudepartements auf die Rechnung von 1904 bewilligt und ein Wirtschaftsrekurs abgewiesen.

26. Die Frauenarbeitsschule, eine Gründung der Gemeinnützigen Gesellschaft, seit langer Zeit verstaatlicht und zu einem gewaltigen Organismus emporgeblüht, feiert ihr 25jähriges Bestehen mit einem würdigen Festakt in der Martinskirche. Die Feier wird namentlich eine Ehrung für Herrn Karl Schmid-Linder, der seit 60 Jahren im Schuldienst und seit Bestehen der Frauenarbeitsschule als Vorsteher an deren Spitze steht. An die Feier schloß sich eine stark besuchte Ausstellung der Arbeiten im Lokal der Anstalt an.

26./27. Die Allgemeine Gewerbeschule veranstaltet zum ersten Male wieder seit mehreren Jahren eine Ausstellung ihrer Schülerarbeiten.

30. Zum Substituten des Zivilgerichtsschreibers wählt das Zivilgericht Max Stähelin, J. U. D.

31. (Gründonnerstag). Der Weitere Bürgerrat verkauft auf Antrag des Engern Bürgerrats ein Stück Spitalland von 3878 m² an der Föhrenstraße zum Preis von 32 Fr. der Quadratmeter für den Bau eines homöopathischen Spitals. Hierauf werden eine Reihe von Bürgerrechtsbegehren erledigt, nachdem ein Anzug betr. Änderung der Grundsätze, die bei Aufnahme von Bürgerrechtspetenten maßgebend sein sollen, eingereicht worden ist.

In Bezug auf die Witterung brachte der März allerlei, von winterlichem Schneetreiben bis zu milden Frühlingstagen, von wilden Äquinoctialstürmen bis zu Gewittern mit Donner und Blitz. Im Ganzen aber war die Witterung kühl und hielt eine hastige Überstürzung der Vegetation zurück.

April 1904.

8. Am Bundesbahnhof wird Präsident Stejin, das ehemalige Oberhaupt des Oranjefreistaates, auf der Durchreise von Cannes nach Freiburg i. B. von einigen Basler Burenfreunden begrüßt.



9. Zum Pedellen der Universität wird gewählt Otto Vogel-Hamel, bisher beim Kontrollbureau.

Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsum-Vereins beschließt, der Generalversammlung für 1903 wie für das Vorjahr eine Dividende von $8^1/_2$ % vorzuschlagen.

10. ffg. Ausstellung des Vereins für Amateurphotographie im Gewerbemuseum.

11. Im benachbarten Weil wird eine Gedenktafel für den 1702 in der Schlacht bei Friedlingen auf kaiserlicher Seite gefallenen Generalleutnant Franz Anton von Hohenzollern enthüllt.

12. Nachts nach 10 Uhr zerschellt an einem Pfeiler der Wettsteinbrücke ein Kahn mit 5 Insaßen. Es verloren von den letztern drei Mann ihr Leben in den Wellen.

14. Großer Rat. Nach Genehmigung von 44 Bürgeraufnahmen werden die Änderung des § 11 des Hochbautengesetzes und das Gesetz betr. obligatorische Stimmabgabe in zweiter Lesung genehmigt. In letzterem Gesetz, über das mit Namensaufruf abgestimmt wurde, streicht der Rat die Haftandrohung. Ein Geschäft betreffend Erwerbung eines Schulhausplatzes an der Inselstraße und Verkauf des Terrains an der Schifflände wird nicht genehmigt. In der Nachmittagssitzung erklärt der Rat einen Anzug betr. Reorganisation des Appellationsgerichts erheblich und nimmt in erster Lesung das Gesetz betr. Errichtung von Ergänzungsschulen an.

17. Der neue Pfarrer zu St. Theodor, Max Zimmermann, wird durch den Präsidenten des Kirchenrats, Pfr. von Salis, in sein Amt eingeführt. Am folgenden Tag veranstaltet zu seiner Begrüßung der positive Gemeindeverein St. Theodor einen Familienabend.

Die römisch-katholische Gemeinde beschließt, die Entscheidung über Verwendung des für eine Kirche bestimmten Terrains an der Thiersteiner-Allee um ein Jahr zu verschieben.

19. Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins nimmt nach einer zweiten Beratung die neuen Statuten an, die das Direktorialsystem einführen. Doch unterliegen die neuen Statuten noch der Urabstimmung.

20. Zum Präsidenten der Allgemeinen Lesegesellschaft wird gewählt an Stelle des zurücktretenden Prof. Rudolf Thommen Prof. Eduard Hoffmann-Krayer.

23. Die „Basler Nachrichten" eröffnen eine Sammlung für die Opfer des Lawinenunglücks von Grengiols.

23./24. Die evangelisch-reformierte Synode wird auf eine neue Amtsperiode von 6 Jahren gewählt. Der Wahlkampf beschränkte sich auf die Matthäusgemeinde, wo um einen Sitz sich beide Parteien bewarben, auf die Münstergemeinde, wo ihrer 5 umstritten waren und auf Riehen, wo für einen Sitz 2 Kandidaten vorlagen. Die Agitation, zeitlich sehr eingeschränkt, hielt sich in mäßigen Grenzen. Bei geringer Beteiligung der Stimmberechtigten wurde mit Ausnahme von 2 Stellen (St. Matthäus und Riehen) die ganze Synode im ersten Wahlgang gewählt. Sie weist eine kleine positive Mehrheit auf, wie in der letzten Periode.

28. Von einer mehrere Wochen dauernden Mittelmeerfahrt zurückkehrend, reist der deutsche Kaiser Wilhelm II. früh um 8 Uhr durch Basel und ohne Aufenthalt weiter Elsaßabwärts.

30. Die Witterung war in den ersten 10 Tagen des Monats sehr veränderlich, doch mit entschiedenem Vorwiegen von Kälte und Regen. Dann kamen aber vom 10.—16. eine Reihe Tage mit sommerlicher Wärme, wo wir unter der Herrschaft des Föhns Temperaturen hatten, wie seit 1865 nicht mehr in dieser Jahreszeit. Infolge dessen brach auch das bis jetzt zurückgehaltene Pflanzenleben mit explosiver Gewalt hervor, und in derselben Woche, die noch kahles Holz gesehen hatte, prangten die Kirschbäume im Blütenschmuck, schwollen an den

Apfelbäumen die Knospen und breiteten sich die Wiesen in leuchtendem Grün. Dann kamen kühlere Tage mit bedecktem Himmel, wie man sie der Obstblüte für günstig hält. Das Ende des Monats war wieder freundlich. Einige sehr kühle Nächte brachten keinen Schaden, weil gegen Morgen Nebel kamen.

30./1. Mai. Von den beiden Stichwahlen zu den Synodalwahlen fällt die in der Matthäusgemeinde freisinnig, die in Riehen positiv aus.

Mai 1904.

1. Der Maifeiertag der Arbeiterschaft nimmt einen etwas größern Umfang an als gewöhnlich, dank der günstigen Witterung und dem Umstand, daß der 1. Mai auf einen Sonntag fiel. Dagegen entzog ihm manchen Teilnehmer das im nahen Oberwil gefeierte Leichenbegängnis von Nationalrat Stefan Gschwind. Gschwind war ein self made man, einer der Führer der schweizerischen Sozialdemokratie, der auch theoretisch seine sozialpolitischen Anschauungen zu begründen verstand. In weiteren Kreisen hat er sich namentlich auch als Vorkämpfer der Bodenbesitzreform (Freiland) einen Namen gemacht. In der Bundesversammlung genoß der Mann großes Ansehen und er zählte auch in andern Lagern viele Freunde.

In Leipzig stirbt 73jährig Prof. Dr. Wilhelm His, einer der hervorragendsten Anatomen der Jetztzeit, der mitten in allen akademischen Ehren des Auslands ein guter Basler geblieben ist.

5. Alfred Iselin-Merian, hervorragender Industrieller, stirbt 77jährig nach langem Leiden.

7./8. Das Gesetz betr. obligatorische Teilnahme an Wahlen und Abstimmungen (Stimmzwang) wird mit 5917 gegen 4062 Stimmen verworfen. — In drei Quartieren (Aeschen, Riehen und Bläsi) sind im Ganzen vier erledigte Großratssitze

neu zu besetzen. Für jeden von ihnen lagen drei Kandidaturen vor; infolge dessen kam keine Wahl zustande.

10. Der Große Rat hält seine ordentliche Maisitzung wegen des Auffahrtsfestes am Dienstag. Nach einer Interpellation über den Stand der Bahnhofbauten wählt er zu seinem Präsidenten Dr. Emil Göttisheim, zum Vicepräsidenten Dr. Ernst A. Köchlin, und bestätigt sein Bureau, wählt zum Regierungspräsidenten für 1904/1905 Regierungsrat Eugen Wullschleger, zum Vizepräsidenten Regierungsrat Albert Burckhardt-Finsler, erledigt den Rückständebericht des Regierungsrats, beschließt den Bau eines Mädchen-Sekundarschulhauses an der Zähringerstraße und nimmt nach zweiter Beratung das Wirtschaftsgesetz an.

Im benachbarten Hausen wird das Hebelmähli gefeiert.

11. Der Regierungsrat macht die Staatsrechnung für 1903 bekannt. Sie verzeigt an Einnahmen 12,896,756, an Ausgaben 12,914,976 Fr., somit ein Defizit von 18,220 Fr. und zudem Ausgaben für Eisenbahnbauten im Betrag von 671,397 Fr.

11./12. Der Footballklub „Old Boys" mißt sich in Prag mit dem dortigen Klub „Slavia", der den Ruf des ersten auf dem Kontinent hat. Der eine Tag endet mit 6:1, der andere mit 2:1 Goals zu Gunsten der Prager.

12. Im Alter von 67 Jahren stirbt Wilhelm Heusler-VonderMühll, von Haus aus Ingenieur, der sich in mannigfachen Stellungen um sein engeres und weiteres Vaterland verdient gemacht hat. Als langjähriger Direktor und Direktionspräsident der ehemaligen Schweizer. Zentralbahn hat er einen Ruf als Eisenbahnfachmann erworben, der weit über die Grenzen unseres Landes hinaus gedrungen war und der veranlaßte, daß er, nachdem die Zentralbahn in den Bundesbahnen aufgegangen



war, in der Verwaltung dieses staatlichen Unternehmens eine maßgebende Stellung einnahm.

14./15. Die Stichwahlen zu den Großratsersatzwahlen fallen durchweg zu Gunsten der Quartiervereins-Kandidaten aus bei schwacher Beteiligung und teilweiser Enthaltung der Sozialisten.

16. In der Jahresversammlung des Handels- und Industrievereins werden Bericht und Rechnung der Handelskammer pro 1903 genehmigt. Der Sekretär der Handelskammer, Dr. Traugott Geering, hält einen Vortrag über die Rheinschiffahrt. Die Anwesenden scheinen sich zu dieser Frage freundlich zu verhalten.

19. Im Weitern Bürgerrat wird eine Motion betr. Änderung der Praxis bei Bürgeraufnahmen an den Engern Bürgerrat gewiesen und hierauf eine Reihe von Begehren um Aufnahme in's Bürgerrecht erledigt.

20. In der Schlußsitzung der Gemeinnützigen Gesellschaft wird zum Vorsteher für 1904/1905 gewählt Dr. Wilhelm Vischer und der Vorstand ergänzt durch Direktor Chr. Buchmann.

23. Der von Lehrer Adolf Glatz gegründete Realschüler-Turnverein (Glatzeaner) feiert sein 25jähriges Bestehen.

24./25. Die Freunde der „Christlichen Welt“, etwa 100 an der Zahl, halten ihre Jahresversammlung in Basel ab.

24. Baumeister Karl Lendorff-Berri stirbt im Alter von 73½ Jahren.

26. Großer Rat. Nach einem Nachruf des Präsidenten auf den verstorbenen Wilhelm Heusler-VonderMühll und der Wahl von drei Feriensuppleanten des Appellationsgerichts bewilligt der Rat den Kredit für Kanalisation des Petersgrabens, genehmigt die Vorschriften für Bebauung des Bruderholzplateaus, überweist die Vorlage betr. Revision des Arbeiterinnenschutz-



Gesetzes an eine Kommission, nimmt den Bericht über Ausgleichung des Winter- und Sommersemesters an der Universität entgegen, beschließt den Ankauf des Hauses Blumenrain 5 und die Erwerbung der Burgvogtei und genehmigt das Projekt der Regierung betr. Bau eines Börsengebäudes auf dem Fischmarkt; es werden einige Abänderungen des Vormundschaftsgesetzes sowie des Gesetzes betr. eheliches Gütersecht, Erbrecht und Schenkungen vorgenommen.

27. Habilitationsvorlesung von Dr. Villiger über „Wege zur Erforschung des Nervensystems."

Die Urabstimmung des Allgemeinen Konsumvereins über die neuen Statuten der Genossenschaft ergibt 970 Ja und 2030 Nein, wodurch die geplante Einführung des Direktorialsystems dahinfällt.

28. Der Schweizerische ärztliche Zentralverein hält unter dem Vorsitz von Dr. Feurer aus St. Gallen seine von etwa 500 Ärzten besuchte Frühjahrsversammlung in Basel. — Die Rektoren der schweizerischen Hochschulen halten in Basel eine Konferenz ab, bei der hauptsächlich über einheitliche Immatrikulationsbedingungen verhandelt wird.

31. In Betreff der Witterung machte der Monat Mai seinem guten Ruf in der zweiten Hälfte alle Ehre. In den ersten beiden Wochen und bis die Tage der gefürchteten Eisheiligen vorüber waren, verhielt er sich launenhaft und vorwiegend regnerisch; dank dem stets bedeckten Himmel kam es nie zu ernster Frostgefahr. In der zweiten Hälfte brachte sommerliche Wärme, unterbrochen von kurzen aber starken Regengüssen und Gewittern, Alles zu einem ungewohnten Wachstum und steigerte die Hoffnungen der Landwirte sehr hoch.

Juni 1904.

1. Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins



beschließt, gegen das revidierte Wirtschaftsgesetz das Referendum zu ergreifen.

2. Der Dampfer Johann Kniepscher IX bringt von Ruhrort 300 Tons Kohlen für die Gasanstalt in einem Schleppkahn „Christina“. Nach einem Aufenthalt von 10 Tagen, am 13. Juni, verlassen die Schiffe Basel wieder mit einer Ladung von 230 Tons Asphalt nach Ludwigshafen. Unmittelbar unterhalb der Stadt, vor der Gasanstalt, reißt das Schlepptau zwischen dem Dampfer und dem Kahn. Während es jenem gelingt, Anker zu werfen, wird die „Christina“ abwärts getrieben, an einem der Pfosten oberhalb der Hüninger Schiffbrücke scheitert sie und geht unter.

3. Dr. Otto Spieß hält seine Antrittsvorlesung als Privatdozent der Mathematik über Archimedes von Syrakus.

5. Auf dem für ein neues Schulhaus bestimmten Areal an der Klybeck- und der Zähringerstraße wird bei sehr günstiger Witterung mit gutem Gelingen das 7. nordschweizerische Schwingerfest abgehalten.

9. Der Große Rat wählt zum Mitgliede des Erziehungsrats Bruno Gutsmann (Sozialist) und der Petitionskommission Dr. August Sulger, er ernennt einen dritten Feriensuppleanten des Appellationsgerichts und bestätigt 49 Aufnahmen in's Stadtbürgerrecht; er nimmt den Bericht der Regierung entgegen über den Stand der Bauten im neuen Großratssaal, bewilligte den Kredit für die Korrektion der Ecke Marktplatz-Eisengasse und zwei Nachtragskredite; das zu zweiter Beratung vorliegende Gesetz betreffend Ergänzungsschulen weist er mit bestimmten Wünschen an die Regierung zurück; er bewilligt den Kredit für Kanalisationsarbeiten im Jahre 1904, weist das Lehrlingsgesetz an eine Kommission und nimmt eine Änderung des Gesetzes betr. Allgemeine Armenpflege an; eine Petition betr. Erlassung der Handänderungssteuer weist er ab und überweist

eine Eingabe der Künstlergesellschaft betr. staatliche Kunstpflege der Regierung.

13. Die neu gewählte Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche hält ihre konstituierende Sitzung ab. Zum Präsidenten wird gewählt Prof. Böhringer, zum Statthalter Prof. Karl Chr. Burckhardt-Schazmann. Der Kirchenrat wird bestätigt und die Wahl der Petitionskommission dem Büreau übertragen. Der Bericht des Kirchenrats für 1903 wird genehmigt und eine Eingabe an die Erziehungsbehörden beschlossen betr. Freihaltung der zum Religionsunterricht nötigen Stunden in der 2. Klasse der Oberstufe.

14. Dr. Heinrich Preiswerk hält seine Antrittsvorlesung als Privatdozent an der philosophischen Fakultät über die Metamorphose der Gesteine.

18. Die Universität weist im laufenden Sommersemester folgende Frequenz auf: 496 (11) immatrikulierte Studierende, 85 (32) Hörer; bei der theologischen Fakultät waren eingeschrieben 42, bei der juristischen 55, bei der medizinischen 119 (4), bei der philosophischen 280 (7). Der Schweiz gehörten an 391 (11), dem Kanton Baselstadt 181 (4), nämlich 11 Theologen, 29 Juristen, 28 (2) Mediziner, 93 (2) Philosophen; dem Ausland 105. Die in Klammern beigefügten Zahlen beziehen sich auf die Damen.

19. Kantonalturnfahrt über die Platte, durch das Birstal, auf das Gempenplateau und über Schauenburg wieder nach Basel, total 41 km.

23. Die erste Zusammenkunft des Großen Rates im neuen Sitzungssaale des erweiterten und stattlich renovierten Rathauses wird durch eine Rede von Regierungspräsident Wullschleger und eine Gegenrede des Präsidenten des Großen Rates Dr. Emil Göttisheim eröffnet. Dann wird auf die Geschäfte eingetreten. Nach Erledigung einer Interpellation über die Verhältnisse der Straßenarbeiter bewilligt der Rat

Kredite für eine Warmwasserheizung mit Ventilationsanlage im Bernoullianum, für Einrichtung einer Schmiede- und Wagnerwerkstätte im Werkhofe des Baudepartements, für Erstellung der Straßburger Allee und für den Bau von Wärterwohnungen ꝛc. in der Anstalt Friedmatt. Sodann wird beschlossen, daß die Coiffeurs ihre Geschäfte am Sonntag vormittags 11 Uhr schließen; es wird Eintreten beschlossen auf das Gesetz betr. Submissionswesen und der Anzug Arnold betr. die Einführung der amtlichen Inventarisation bei Todesfällen abgelehnt.

Am Abend von 7 Uhr an fand die Einweihung des neuen Rathauses ihre Fortsetzung. Der Regierungsrat hatte die Behörden und höheren Beamten von Bund, Staat und Stadt, die in Basel ansäßigen Konsuln auswärtiger Staaten u. s. f. mit den Handwerksmeistern und Arbeitern, die sich am Bau betätigt hatten, zusammen gebeten, zu einer Einweihung bei Speis und Trank, Musik und Gesang. Etwa 1000 Mann hatten der Einladung Folge geleistet und es entwickelte sich für einige Stunden in der lauen sommerlichen Mondnacht ein reizendes, echt baslerisches Festleben. (Am Samstag und Sonntag, 25. und 26. Juni, stand das Rathaus dem Publikum offen und wurde am Samstag von 7303, am Sonntag von 17,454 Personen besucht.)

24. Bei den Abbrucharbeiten an der Schifflände werden in den Gasthöfen zum Kopf und zur Krone alte Wand- und Deckenmalereien gefunden, die zum Teil bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen.

Zum zweiten Male wird unter großem Zudrange des Publikums im Zoologischen Garten der Johannes Beck-Tag gefeiert.

25. Im Alter von 62½ Jahren stirbt plötzlich Dr. med. Albert Hugelshofer, ein namentlich in Klein-Basel sehr beliebter Arzt.

26. Im benachbarten Riehen wird ein internationaler Sängertag abgehalten.

27. ffg. Wie gewohnt, feiert Basel die Woche der religiösen Jahresfeste, diesmal mit dem 100jährigen Jubiläum der Basler Bibelgesellschaft.

29. Das vom Allgemeinen Konsumverein angerufene Referendum gegen das revidierte Wirtschaftsgesetz vereinigt auf sich mehr als 6000 Unterschriften. Es ist heute vom Regierungsrat entgegengenommen worden.

30. Der Weitere Bürgerrat bewilligt für die Erweiterung des Männerflügels im Krankenhaus des Spitals 550,000 Fr. und für Neuausstattung der Speiseküche des Spitals 40,000 Fr., ferner erledigte er 125 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Die Witterung des Monats hätte kaum günstiger sein können. Sie brachte im großen Ganzen schönes, oft sehr warmes Wetter, das durch kurze, ergiebige Regenperioden unterbrochen wurde. So ging der Heuet sehr ertragreich vorüber, die Kirschbäume brachten eine schöne Ernte und alles andere verspricht ein gutes Jahr. Bemerkenswert waren die Morgennebel, die manchmal wie im September oder Oktober den Tag einleiteten. Gewitter waren selten und nicht heftig.

Juli 1904.

1. Bei den Wahlen in den Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins gingen bei einer Beteiligung von noch nicht 10% der Stimmberechtigten 18 Vertreter der bürgerlichen Parteien und 11 von der Liste des Arbeiterbundes aus der Urne hervor. Die Liste des Verkehrspersonals und die der Staatsarbeiter brachten nicht einen einzigen Kandidaten durch.

2./3. Der 8. schweizerische Arbeitersängertag wird unter starker Beteiligung von nah und fern begangen.



Die Hauptaufführungen finden im Musiksaal, Theater und Münster statt. Einzelne Stadtteile hatten zu Ehren des Anlasses reichlich beflaggt.

4. Durch den Tod der Frau Auguste Haug-Fuchs fällt der Bürgergemeinde laut Testament des 1898 verstorbenen Gatten ein Legat von 125,000 Fr. zu Gunsten von Armen und Kranken zu.

6. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor der Psychiatrie an der Universität und Direktor der Anstalt Friedmatt Dr. Georg Wolf, bisher 1. Assistenten an der genannten Anstalt.

7. Großer Rat. Nach der Ratifikation einer Anzahl von Bürgeraufnahmen und Annahme der Revision von § 11 des Sonntagsgesetzes (Sonntagsruhe in Coiffeurgeschäften) wird nach langer Beratung das Geschäft betr. Verlegung der Klein-Basler Teiche an eine Kommission gewiesen und ein Kredit bewilligt zum Bau von 90—100 gemauerten Gräbern auf dem Kannenfeld.

9. Die Regierung nimmt 1654 Referendumsunterschriften entgegen gegen den Großratsbeschluß betr. Bau eines Börsengebäudes am Fischmarkt.

9./11. In Basel wird der 9. schweizerische Kindergartentag abgehalten und zum neuen Centralpräsidenten gewählt Sek.-Lehrer Nufer in Basel. — Die Gesellschaft ehemaliger Polytechniker hält ihre 28. Generalversammlung in Basel ab.

10. Die zionistische Ortsgruppe Basel veranstaltet im obern Kasinosaal eine Trauerfeier für den in Wien plötzlich verstorbenen Führer der zionistischen Bewegung, Dr. Theodor Herzl. Die Gedächtnisrede hielt Dr. jur. Oskar Meyer.

12. Die Kunstkommission beschließt für die öffentliche Kunstsammlung den Ankauf folgender Gemälde: Lendorff,

il caldaio; Schider, der chinesische Turm zu München; Grasset, Scene aus der Geschichte der vier Haymonskinder.

16. Die älteste Einwohnerin Basels, Frau Margarethe Munzinger-Gürtler aus Olten, vollendet ihr 100. Lebensjahr. — Die französische Kolonie feiert unter der Gunst eines prächtigen Sommerabends das Nationalfest des 14. Juli im Sommerkasino.

15. Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins wählt die Aufsichts- und Verwaltungsbehörden der Unternehmung.

17. Die deutsche Kolonie begeht im Sommerkasino ein Sommerfest, der Turnverein Amicitia die Feier seines 10jährigen Bestehens.

18. Die Basler Schützen ziehen zum Schützenfest in St. Gallen aus beiden Halbkantonen geeinigt auf. Ihr Sprecher war Oberst Buser aus Sissach; im Namen der Feststadt antwortete Bezirksammann Scheitlin.

24./25. Im benachbarten Binningen wird das basellandschaftliche Kantonalturnfest begangen.

28. Prof. Eduard Kaufmann lehnt einen Ruf als Lehrer der pathologischen Anatomie an der neu zu eröffnenden Medizinschule in Köln a. Rh. ab. — Die sozialdemokratische Parteiversammlung beschließt, sich an die der Proportionalvertretung freundlich gesinnten Parteien zu wenden zur Anbahnung einer neuen Initiative für Einführung des proportionalen Wahlverfahrens. — Eine außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Birsigtalbahn beschließt Einführung des elektrischen Betriebs auf den Sommer 1905.

29. Die Straßenbahnlinie vom Milchhüsli zum Kannenfeldgottesacker wird dem Betrieb übergeben.

31. Der Wasserfahrverein St. Johann veranstaltet ein sehr gelungenes Wettschwimmen auf dem Rhein. — Die



Vereine Basels bereiten den von St. Gallen zurückkehrenden Schützen einen festlichen Empfang.

Die Witterung dieses Monats zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Trockenheit und Wärme aus. Abgesehen von den ersten Tagen, wo diese Verhältnisse in gewöhnlichem Rahmen blieben, brachte nur der 25. einen schwachen Regen, der jedoch nicht im Stande war, die versengten Kulturen zu erfrischen und die Temperatur bleibend abzukühlen. Gegen Ende des Monats fing man an, der Wassermenge des Rheins den Mangel der Zuflüsse abzuspüren. Doch standen deswegen die Felder nicht schlimm. Den ausbleibenden Emdertrag hat der sehr ergiebige Heuet zum voraus wett gemacht. Die Obstbäume stehen schön und der Weinstock verspricht einen reichen Herbst.

August 1904.

1. Die Bundesfeier bewegt sich in den üblichen Formen, bescheidenem Glockengeläute und hier und da etwas Feuerwerk.

3. Im Aarau stirbt an den Folgen eines Unglücksfalles Infanterie-Lieutenant Hans Weitnauer, Dr. phil. und Chemiker, im Alter von 24 Jahren, auf dem Kurort Rünalphorn 56jährig der Sekundarlehrer J. J. Hartmann-Bebié, der sich um das musikalische Leben Basels als Dirigent des Liederkranzes und des christlichen Männerchors verdient gemacht hat.

6. Die Regierung erteilt Prof. Dr. Otto Hildebrand, der an die Universität Berlin berufen ist, die erbetene Entlassung als Lehrer der Chirurgie an der Universität Basel.

14. Der Athletenklub „Helvetia“ feiert seine Fahnenweihe zugleich mit Wettkämpfen im Klingenthalhof. — Bei einem Rennen in Plauen i. S. findet den Tod durch einen unglücklichen Sturz am Start als Sieger anlangend der bekannte Radfahrer Karl Käser aus Basel, in Sportkreisen von ganz Mitteleuropa unstreitig der bekannteste Basler.

16. Tod des Seniors der Lehrer an der Allgemeinen Musikschule und zugleich der Mitglieder des Orchesters der Allgemeinen Musikgesellschaft, des trefflichen Cellisten Moritz Kahnt-Eisenmann.

18. Prof. Alfred Bertholet wird von der theologischen Fakultät der Universität Straßburg zum Doktor der Theologie hon. causa ernannt.

21. Fahnenweihe und nautische Spiele des Fischerklubs Basel.

22. ffg. An der Schiffbrücke bei Großhüningen macht man erfolglose Versuche, das Wrack des Lastkahns „Christina“ (s. zum 9. Juni) zu heben.

24. Nach mehrere Wochen langer Dauer wird durch Eingreifen des Vermittlungsamtes ein Gipserstreik beigelegt. Die Vereinbarung macht den Arbeitern in Betreff des Lohnes verschiedene Konzessionen.

26. Das St. Jakobsfest, von der Regierung organisiert, nimmt unter ungewöhnlicher Beteiligung von der Witterung begünstigt den gelungensten Verlauf. Am Vormittag wurden in den meisten Kirchen der Stadt besondere Gedenkfeiern für die Schuljugend abgehalten. Am Nachmittag ruhte alle Arbeit, selbst die Post feierte. Die Festgemeinde auf dem Schlachtfeld hörte eine Ansprache von Regierungsrat Albert Burckhardt-Finsler; darauf folgten vergnügtes Leben auf der Wiese und ein Schlußakt auf dem Münsterplatz. Festpräsident war Regierungsrat Wullschleger.

30. ffg. (bis 2. Sept.) Der 2. Internationale Kongreß für Religionsgeschichte wird unter dem Vorsitz von Prof. v. Orelli und dem Generalsekretariat von Prof. Bertholet abgehalten. Es waren gegen 300 Kongreßteilnehmer erschienen, darunter auch Vertreter des Muhammedanismus, des Buddhismus und des Parsismus, und aus dem Abendland die Träger der hervorragendsten Namen auf dem Gebiete der

Religionsgeschichte. Die Arbeiten des Kongresses wurden erledigt in allgemeinen Versammlungen, die im Stadtkasino stattfanden und bloß Vorträge entgegennahmen, und in Sektionssitzungen, in denen im Kreise von Spezialisten Angelegenheiten aus engern Gebieten wissenschaftlich besprochen wurden. Diese Sitzungen hielt man in der Universität, im Rathaus und im Stadthaus ab. Endlich sorgten verschiedene gesellige Anlässe, bei denen die baslerische Gastfreundschaft in ihre Rechte trat, dafür, daß die Kongreßmitglieder sich auch persönlich näher kamen.

31. In Genf stirbt 80jährig Geo. A. Euler-Paty, der, nachdem er sich im Ausland ein Vermögen erworben hatte, in den 70er, 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts seiner Vaterstadt Basel in mannigfachen Ehrenämtern Dienste erwiesen hat.

Die Witterung des Monats August hielt zunächst den Charakter außergewöhnlicher Hitze und Trockenheit aufrecht, durch den sich der Juli ausgezeichnet hatte. Schon zu Beginn des Monats hatte das Wasserwerk für geraten gehalten, öffentlich vor Vergeudung des Wassers zu warnen. Die Witterung blieb beständig trocken, abgesehen von einem Gewitter mit geringem Niederschlag in der Nacht vom 11. zum 12., bis am 18. Mit diesem Tage trat ein schroffer Temperatursturz ein mit Regen und in höhern Lagen Schnee, doch schon auf das St. Jakobfest erholte sich das Wetter wieder. Erst in der letzten Nacht des Monats setzte der Regen wieder ein. Während Obst und Reben von der Trockenheit wenig zu leiden hatten, wurden die Wiesen versengt und das Gemüse blieb klein und kümmerlich.

September 1904.

3./4. In der Volksabstimmung wird mit 5019 gegen 3819 Stimmen die Revision des Wirtschaftsgesetzes verworfen und mit 5053 gegen 3794 Stimmen der Bau eines



Börsengebäudes mit Volkslesesaal am Fischmarkt angenommen. Es beteiligten sich an der Abstimmung 9073 von 18,062 Stimmberechtigten.

10. Ein für die innere Stadt sehr bedrohlicher Feuerausbruch im Senglet'schen Geschäft an der Gerbergasse kann durch die Brandwache und die 1. Kompagnie der Feuerwehr gelöscht werden, ehe er eine große Ausdehnung annimmt.

13. Privatdozenten in der medizinischen Fakultät werden Dr. Ernst Wölfflin aus Winterthur für Ophthalmologie, Dr. Wilhelm Falta aus Karlsbad für innere Medizin und Dr. Sergius Saltykow aus Rußland für pathologische Anatomie und allgemeine Pathologie.

19. Das Infanterie-Bataillon 97 rückt zu einem in Luzern zu absolvierenden Wiederholungskurs ein.

20. Die italienischen Sozialisten veranstalten einen Demonstrationszug vor das italienische Konsulat, um ihre Solidarität zu bekunden mit den Genossen in der Heimat, die einen Generalstreik veranstaltet hatten, um zu protestieren gegen die Verwendung von Truppen bei Arbeitskonflikten.

21. Die Regierung bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl des Sekundarlehrers Friedrich Bührer zum Vorsteher der Frauenarbeitschule.

23. Im Alter von 66 Jahren stirbt Ludwig Imhoff-Hübscher, früher Wechselsensal.

24. Der Regierungsrat beruft als Professor der Chirurgie an der Universität Dr. med. Eugen Enderlen, derzeitigen außerordentlichen Professor in Marburg.

26. ffg. In Basel findet die 3. Generalversammlung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz statt. Es sind etwa 60 Delegierte aus fast allen Teilen Europas erschienen. Die Sitzungen werden im Großratsaal abgehalten. Am 26. hörte die Versammlung in



öffentlicher Sitzung im Großratsaal verschiedene Begrüßungsansprachen und Berichte an über die Tätigkeit des Internationalen Amtes für Arbeiterschutz, das in Basel seinen Sitz hat und ging dann zur Berichterstattung über die einzelnen Sektionen über. Der 27. war der stilleren Arbeit unter Ausschluß der Öffentlichkeit gewidmet. Am letzten Tage wurde die Beschäftigung des ersten fortgesetzt. Ein belebtes Bankett bildete den Abschluß.

29. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den Verkauf eines Stückes Spitalland zum Bau eines israelitischen Spitals und erledigt 119 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

30. Prof. Andreas Heusler wird 70 Jahre alt. Er feiert den Tag in der Stille in Italien. Gratulationen von gelehrten Körperschaften, Gerichten u. s. f. treffen in Menge ein.

Die Witterung des September zeigte in der ersten Hälfte des Monats einen gutartigen Charakter, indem die Tage meist warm und sonnig waren, die Nächte aber reichliche Regengüsse brachten. So erholte sich die Vegetation rasch und die Wiesen standen wie im Sommer. Mit der Mitte des Monats brachte ein beständiger Nordost zwar sehr schönes, aber bitter kaltes Wetter; vielfach fing man an zu heizen. Die letzten 8 Tage endlich, während deren ringsum die Weinlese begann, brachten regelrechtes Herbstregenwetter.

Oktober 1904.

2. Die Historische Gesellschaft unternimmt ihren Herbstspaziergang nach Wildeck und Castelen im Aargau. — Eine Versammlung von etwa 300 Beamten und Angestellten der Eidgenossenschaft im Gundeldinger Kasino spricht sich für die Gründung einer Invaliditäts- und Pensionskasse eidgenössischer Beamter und Angestellter aus. — Joh. Rud. Geigy-Merian feiert den 50. Jahrestag



seines Eintritts als Chef in das seinen Namen tragende weltbekannte Fabrikationsgeschäft von Anilinfarben.

4. Am Abend rückt nach bestandenem Wiederholungskurs das Bataillon 97 wieder ein, um am 6. ds. entlassen zu werden.

5. Im Alter von über 78 Jahren stirbt plötzlich Dr. Adolf Burckhardt-Bischoff, der sich bis in sein hohes Alter eine seltene Rüstigkeit und Geistesfrische bewahrt hatte. Ursprünglich Bankier, hat er seiner Vaterstadt in zahlreichen Ämtern, zumal als vortrefflicher Civil-, später Appellationsrichter, sowie im Großen Rat als fleißiger Arbeiter und schlagfertiger Redner viel genützt. Das weitere Vaterland nahm seine Dienste in Anspruch in Münz- und Währungsfragen, in denen er als Autorität anerkannt war. Als er 40 Jahre lang ununterbrochen das Richteramt ausgeübt hatte, 1898, ernannte ihn die juristische Fakultät der Universität Basel in Anerkennung dessen, sowie seiner schriftstellerischen Tätigkeit auf nationalökonomischem Boden gedenkend, zum Dr. jur. hon. causa.

4./5./6. In Basel hält unter dem Vorsitz von Nationalrat Speiser die nationalrätliche Kommission für Prüfung des Entwurfes zur Einführung des Postcheck- und Giroverkehrs ihre Sitzungen ab.

Karl Merian-Iselin, Staatskassier von 1855—1865, stirbt im Alter von 85 Jahren. In einer Menge von gemeinnützigen und religiösen Vereinen und Unternehmungen wirkte der Verstorbene in der Zeit seiner Kraft mit, so bei der Bibelgesellschaft, in der Armen- und in der Krankenpflege, der Taubstummenanstalt rc. rc. In seinem Testament vermachte er derartigen Anstalten eine Gesamtsumme von fast 150,000 Fr. und Privatleuten Legate im Betrage von rund 300,000 Fr.

7. In der Morgenfrühe von 2—4 Uhr brennt das Stadttheater vollständig aus. Es war 1872 bis 1875 von J. J. Stehlin erbaut und am 5. Oktober 1875



eingeweiht worden. Das letzte Stück, das noch am Abend der Katastrophe über die Bretter gegangen war, war die „Fledermaus". Leider wurde das Feuer erst entdeckt, als an ein Löschen nicht mehr zu denken war und man sich darauf beschränken mußte, die schwer gefährdeten umliegenden Gebäude zu retten. Die gesamte Feuerwehrmannschaft mit Ausnahme einer Kompagnie war zur Stelle. Eine mechanische Leiter stürzte mit 2 Mann; der eine wurde schwer, der andere leichter verletzt. Schon am 8. wurde eine Hilfsaktion mit Gabensammlung zu Gunsten der brotlos gewordenen Künstler eingeleitet und erzielte so schönen Erfolg, daß in Zeit von nahezu 14 Tagen 140,000 Fr. an freiwilligen Gaben zusammengelegt wurden. Ein großer Teil der Summe, 75,000 Fr., wurde an die Stadt Mülhausen gegeben, die Oper und Schauspiel von Basel für diesen Winter übernahm und in alle finanziellen Verpflichtungen Basels gegenüber dem Personal eintrat. In der Presse erhob sich sofort nach der Katastrophe ein lebhafter Meinungsaustausch darüber, ob das neue Theater am alten Ort solle gebaut werden und wenn nein, wo es solle hingestellt werden. Diese und ähnliche mit dem Theaterbrande verknüpfte Fragen bildeten auch den Gegenstand einer Interpellation im Großen Rat am 27. Oktober, doch war zur Zeit, als diese Chronik abgeschlossen wurde, noch nichts entschieden.

Am Straßburger Denkmal des aus Colmar gebürtigen Künstlers Bartholdi, der in Paris gestorben ist und heute daselbst begraben wird, veranstaltet die hiesige französische Kolonie eine Gedächtnisfeier.

Die liberal-konservative sowie die sozialdemokratische Partei beschließen in gesonderten Versammlungen, eine formulierte Initiative zur Einführung des proportionalen Wahlverfahrens schon auf die Großratswahlen vom nächsten Frühjahr zu unterstützen. Die Beteiligung auch der katholischen Partei ist sicher. Mit der Sammlung der Initiativunterschriften wird sofort begonnen.



8. Prof. Heinrich A. Schmid, der Böcklinbiograph, nimmt einen Ruf als ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an die deutsche Universität Prag an.

13. Großer Rat. In seiner ersten Sitzung nach den Sommerferien nimmt der Rat die Resultate der Volksabstimmung über Wirtschaftsgesetz und Börsengebäude entgegen, ratifiziert eine Reihe von Bürgeraufnahmen und beschließt auf Antrag der Regierung den Bau einer Straßenbahn nach Allschwil, die Erstellung von Straßen auf dem Rosengartengut, die Anlegung der Gottesackerstraße und der Schwarzwaldallee, lehnt die Motion betr. Beseitigung von § 164 des Pol.-Str.-Ges. (Streikvergehen) ab und tritt ein auf die Detailberatung über das Submissionswesen.

16. Bei einer Schnitzeljagd verunglückt und stirbt sofort, erst 34 Jahre alt, aus einer vielversprechenden Laufbahn hinweg Dr. Theophil Vischer-Passavant, Advokat und Notar.

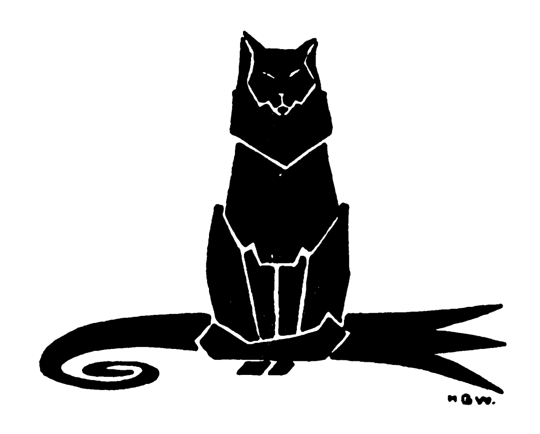
27. Großer Rat. Nachdem eine Interpellation über die durch den Brand des Stadttheaters geschaffenen Theaterverhältnisse erledigt und das Rücktrittsgesuch Dr. Oberers aus dem Appellationsgericht genehmigt worden war, bewilligte der Rat die Legung von Doppelgeleisen auf einzelnen Strecken der Straßenbahnen, die Zurücksetzung des Hauses St. Johann 14 und dessen Verwendung als Pfandleihanstalt, den Kredit für eine Abwartwohnung im Vesalianum, den Ankauf eines Hauses an der Wasserstraße, die Schaffung einer fünften juristischen Professur und eine Änderung in der Organisation der Irrenanstalt. Ferner nahm er an das Postulat Keller betr. Gottesackerordnung und die Vorschläge der Regierung betr. die Verwendung von Bleiweiß, endlich nahm er den Bericht der Rechnungskommission 1903 über die Staatsrechnung 1903 entgegen.

Die heute eingeläutete Messe bietet abgesehen von dem großen „Edentheater" Schenks vor dem Steinentor die üblichen

Schaustellungen auf dem Barfüßer- und Verkaufsbuden auf dem Petersplatz.

30. Folgende öffentliche populäre Kurse werden diesen Winter abgehalten: Vor Neujahr von Prof. Dr. Alfred Körte: Das griechische Drama, und von Ernst Markees: Wolfgang Amadeus Mozart; nach Neujahr von Dr. Ludwig Reinhardt: Neues über Stoffwechsel und Ernährung, und von Dr. Emil Schaub: Das moderne Holland und seine Literatur.

31. Über die Witterung des Oktobers 1904 läßt sich wenig sagen. Sie brachte in überwiegender Zahl regenfreie Tage, doch waren die klaren Herbsttage nicht häufig. Auch bei den guten Tagen überwog der neblige Herbstcharakter. Regenperioden nach dem 7. und dann in der letzten Woche des Monats sorgten für hinlängliche Feuchtigkeit. Der Oktober brachte noch keinen Frost und ermöglichte die Erledigung sämtlicher Feldarbeiten.





Register zum Basler Jahrbuch

1879, 1882—1904.















Beiträge baslerischer Künstler.





Druck von Gasser & Cie. in Basel.

